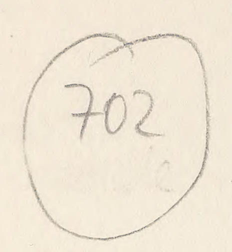
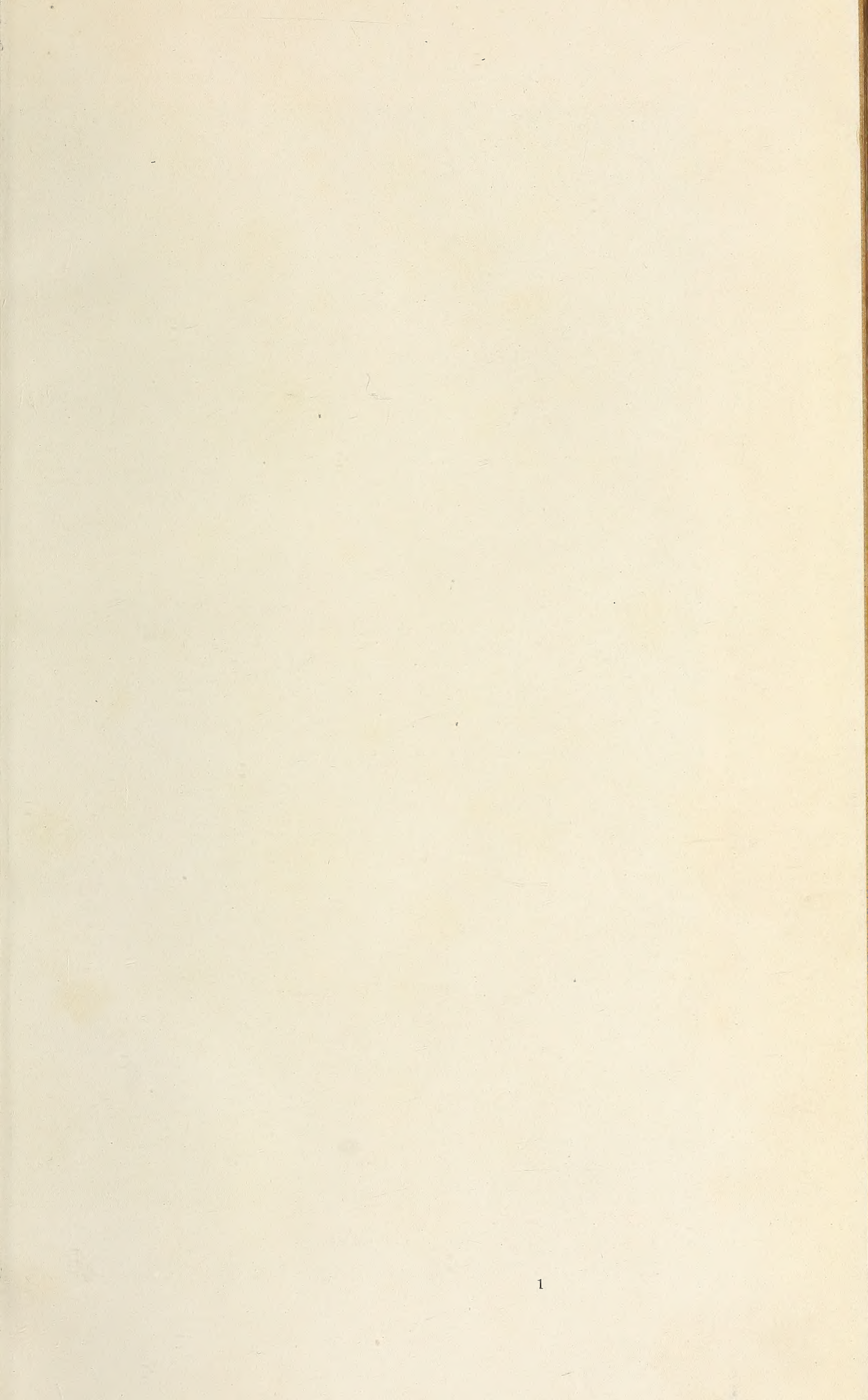
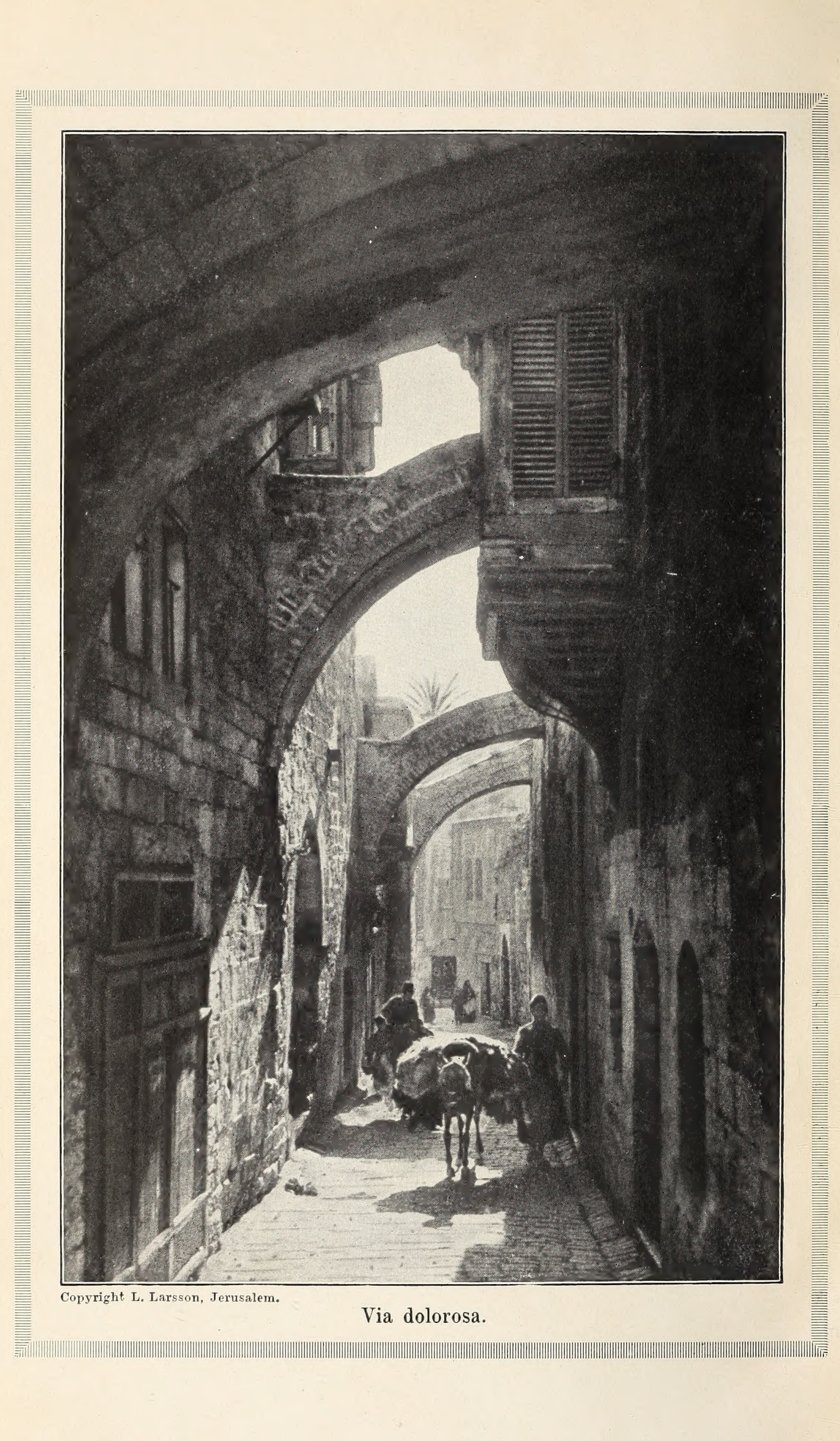
Jerusalem

Von Sven Hedin







Via dolorosa.

Jerusalem

Von

Sven Hedin



Leipzig: F. A. Brockhaus · 1918



Dem türkischen Marineminister
und Oberbefehlshaber der IV. Armee

Sr. Exzellenz Dschemal Pascha

in Verehrung und Dankbarkeit

zugeeignet

vom Verfasser.



Dem Andenken meines Vaters.

Wehmut und Kummer im Herzen, die erst mit meinem Leben enden werden, widme ich diese Zeilen dem Andenken meines geliebten, ehrwürdigen Vaters.

Seit dem Tage, da er aus dem Dienst seiner Heimatstadt schied, hat er es sich nicht nehmen lassen, alle meine Bücher ins Reine zu schreiben, nicht nur um mir zu helfen, sondern weil ihm Arbeit Genuß und Freude war. Einen treueren, gewissenhafteren und unermüdlicheren Mitarbeiter hat nie jemand gehabt. Auch die Schilderung meiner Orientreise hat er, trotz seiner neunzig Lebensjahre, in seiner deutlichen Handschrift sorgfältig abgeschrieben. Doch sollte es ihm nicht vergönnt sein, über den ersten Teil „Bagdad, Babylon, Ninive" hinauszukommen. Als er am 3. Februar 1917 seinen Schreibtisch für immer verließ, war er nur bis zum 21. Kapitel jenes Bandes gelangt, bis zu der Stelle, wo ich erzähle, daß uns ein Araber vom Hedschadschstamm bei herrlichem Mondschein auf der dunkelnden Steppe vor dem Zelt mit seinem Spiel auf der Maultrommel ergötzte — eine melancholische und einförmige Musik, die gleichwohl träumerisches Behagen erweckte. Damit bricht das Manuskript meines Vaters ab. Wie beunruhigte ihn der Gedanke an den Vorsprung, den ich während seiner Krankheit gewönne! Oft sagte er mir, er sehne sich nach Jerusalem, nach meiner Schilderung der heiligen Stadt, die den Höhepunkt meiner letzten Reise bildete. Aber diese seine Worte erhielten eine andere, tiefere Bedeutung: am Abend des 17. Februars hörte sein edles Herz auf zu schlagen. Und nun ist es dunkel in dem alten Arbeitszimmer, das sein schönes weißes Haupt früher erhellte.

Nie hat mein Vater auch nur mit einem Wort mir von meinen Reisen durch Asien abgeraten, obgleich er genau wußte, wie gefährlich sie waren. Stets hat er meiner Rückkehr mit Sehnsucht gewartet, und

in den vierzehn Jahren meiner Abwesenheit von der Heimat haben seine Gedanken und Segenswünsche mich immer wie gute Engel in der Fremde begleitet. Bände ausführlicher Briefe legen Zeugnis davon ab. Und nun ist er aufgebrochen!

Wie dankbar ich dafür bin, daß ich ihn nach meiner Reise durch Mesopotamien und Palästina noch einmal wiedersehen durfte, kann ich nicht mit Worten sagen. Hätte ich geahnt, wie nahe uns die große Trennung bevorstand, — gern hätte ich auf Bagdad, Babylon und Ninive, ja selbst auf Jerusalem verzichtet!

Arm nur und unbedeutend ist der Zoll der Verehrung, den ich hier seinem Andenken darbringe. Seit den Tagen, da er mich zuerst auf seinen Armen trug, bis zu der Stunde, da er zum letztenmal die Feder niederlegte, schulde ich ihm unermeßliche Dankbarkeit für all das Glück, das er mir bereitete, und unerschöpflich wird die Quelle liebevollen Gedenkens sein, die er in mir hinterließ.

Vorwort.

Dieses Buch ist ebensowenig ein Kriegsbuch wie sein Vorgänger „Bagdad, Babylon, Ninive", wenn es auch die Zeit seiner Entstehung nicht verleugnet. Es schildert hauptsächlich meine Pilgerfahrt zu den heiligen Stätten Palästinas.

Den Türken danke ich für die Gastfreundschaft, die sie mir allenthalben bewiesen. Die Tapferkeit, mit der sie so lange einer Übermacht standhielten, hat mir die größte Bewunderung eingeflößt. Zu besonders lebhaftem Dank verpflichtete mich aber der Marineminister Exzellenz Dschemal Pascha, der mir auf jede Art meine Reise erleichterte.

Herzlichen Gruß entbiete ich sodann meinen Landsleuten in Jerusalem, den dort lebenden Dalekarliern und Dalekarlierinnen, und meinem treuen Reisegefährten Lars Larsson. Ihm danke ich unvergeßliche Stunden, und dies Buch verdankt ihm eine Reihe herrlicher Bilder, mit denen es sich schmücken durfte.

Für die geschichtlichen Abschnitte meiner Darstellung haben mir zahlreiche Werke als Quellen gedient, vor allem die „Historical Geography of the Holy Land" von Professor George Adam Smith.

Stockholm, den 19. Oktober 1917.

Sven Hedin.

Inhalt.



Phot.: Larsson. Dorf mit bienenkorbähnlichen Häusern bei Aleppo.

Erstes Kapitel.

Englands Kriegsziel im Orient.

Was ist Englands Ziel im Kriege gegen die Türkei? Es will seine Herrschaft über Ägypten befestigen und den Besitz Indiens sichern.

Aber glaubt ihr, England, das den Brand des Weltkriegs entzündete und die verheerende Glut zu seinem eigenen Vorteil lenken zu können meinte, werde sich mit den ungeheuren Gebieten begnügen, die es bereits durch Gewalt oder List andern Völkern geraubt hat? Ein Reich wie dieses kann nur durch immer neue Eroberungen zusammengehalten werden. Breitet die Weltkarte vor euch aus, bezeichnet die britischen Besitzungen mit den Jahreszahlen ihrer Eroberung — und dann entscheidet, ob diese Behauptung wahr ist oder nicht.

Englands Ziel geht weiter: Ägypten soll mit Indien durch eine Brücke verbunden werden, deren Landmasse zehnmal so groß ist wie

mein Vaterland Schweden! Von Suës und der Wüste Sinai haben sich englische Kolonnen an Jerusalem herangearbeitet — sie werden sich auch durch die Taurischen Gebirge nicht aufhalten lassen. Dort wollen sie mit den Kampfgenossen zusammentreffen, die auf dem Weg durch Mesopotamien bereits Basra, Bagdad und Samarra hinter sich gelassen haben.

Durch die Landung in Dschidda und die Einverleibung von Mekka ist Arabien bereits in englischer Gewalt, und bleischwer lastet nach der russischen Katastrophe Englands Hand auf Persien.

Die Brücke zwischen Ägypten und Indien ist also tatsächlich schon geschlagen! England ist glücklicher Besitzer der heiligsten Orte des Islam: Mekka, Kerbela und Nedschef, und selbst die Stadt auf Zions Berg ist ihm schon zur Beute gefallen.

Damit erreicht England auch sein zweites Ziel: Es durchschneidet die Bagdadbahn und hemmt das Vordringen des deutschen Handels nach dem Orient.

Als es den Engländern in einem früheren Abschnitt des Krieges schlecht ging, versprachen sie mit schmeichelnden, verführerischen Worten dem Weißen Zaren die Dardanellen und Konstantinopel. Ist jemals ein Ehrenwort treuer gehalten worden? Als der Friedenswille des Zaren für Englands Pläne gefährlich zu werden drohte, hieß es einfach: Hinunter mit ihm auf den Müllhaufen! Glaubt heute noch ein Tor in dieser sonst so einfältigen Welt, daß Rußland jemals den Rauch Konstantinopels erblicken werde? Nein! Von jeher beherrschte die englischen Eroberer der *eine* Gedanke: Nur die Fahne Britanniens soll über den Moscheen von Stambul flattern!

Das von dem englischen Handlanger Venizelos unterminierte Griechenland, dessen Thron ein tapferer König aufgeben mußte, um einem willigen Kronprinzen Platz zu machen, dient mit allen Inseln des Archipels als Stütz- und Ausgangspunkt für weitere Unternehmungen gegen Konstantinopel und das Schwarze Meer. England hat seine Verbündeten immer nur zur Erreichung selbstsüchtiger Ziele mißbraucht. Bundesgenossen, Gegner, Schützlinge — alle werden sie gleich behandelt. Zweifellos liegt etwas Großartiges in diesem rücksichtslosen Streben, auf Kosten aller andern die Herrschaft über die ganze Welt an sich zu reißen.

Jetzt ist England dabei, sich von einer andern Seite her des gemarterten russischen Freundes anzunehmen, der auch in früheren, wohlbekannten Fällen einer der Haupttrümpfe in dem englischen Spiel gewesen ist. Irregeführte Tröpfe glauben, die skandinavischen Staaten, die hier im Wege liegen, würden mehr Schonung finden als Griechenland. Sie werden furchtbar erwachen, wenn erst die Totenglocke über ihnen läutet! Denn auch hier geht Englands Weg über gestürzte Throne, zerschlagene Königskronen und zerfleischte, ausgehungerte Völker.

Das einzige, was die Welt von diesem Vampyr befreien kann, ist Deutschlands siegreiches Schwert!



Phot.: Larsson. Karawane in der judäischen Wüste.

Zweites Kapitel.

Das Land des Hohen Liedes.

Da breitet es sich vor mir aus, Syrien — das Esch-Scham der Araber, das Surija der Türken, die alte römische Provinz Syria — mit seinen Gebirgen und seinen an weltgeschichtlicher Erinnerung so reichen Tälern, Hochflächen und Steppen. Werfen wir einen flüchtigen Blick darauf, ehe die Sonne untergeht!

Syrien liegt zwischen dem Mittelmeer im Westen, dem Euphrat und der syrischen Wüste im Osten, dem Amanus und Taurus im Norden und der Grenze Ägyptens und dem Hedschas im Süden. Das ganze Land erfüllen nach Süden gerichtete Gebirgszüge; sie bilden eine Brücke vom Taurus nach dem Hochland Westarabiens und einen Wogenbrecher zwischen Mittelmeer und syrischer Wüste. Die höchsten Erhebungen zeigt das syrische Gebirge im Libanon (3068 Meter) und im

Antilibanon (2759 Meter). Morphologisch betrachtet ist Syrien ein Hochland, dessen Kalk- und Sandstein der Kreide- und der Tertiärzeit angehören und hier und da von eruptiven Gebirgsarten überlagert sind. Ereignisse zweiter Ordnung haben diesem Hochland ein mannigfaltiges, oft scharf ausgeprägtes Relief gegeben; man betrachte nur die südnördliche Senkung, die sich von der Akababucht über das Tote Meer durch das Jordantal und zwischen Libanon und Antilibanon hinaufzieht. Dieser Graben teilt das syrische Hochland in zwei Hälften; die westliche fällt ziemlich schroff gegen das Mittelmeer ab, die östliche geht allmählich in die syrische Wüste über. Der westliche Gebirgszug wird scharf von Mittelmeerküste und Jordantal begrenzt und von den Flüssen Orontes und Leontes durchbrochen; den östlichen, zu dem die Hochländer Hermon und Moab gehören, durchbrechen der Barada und der Jarmuk.

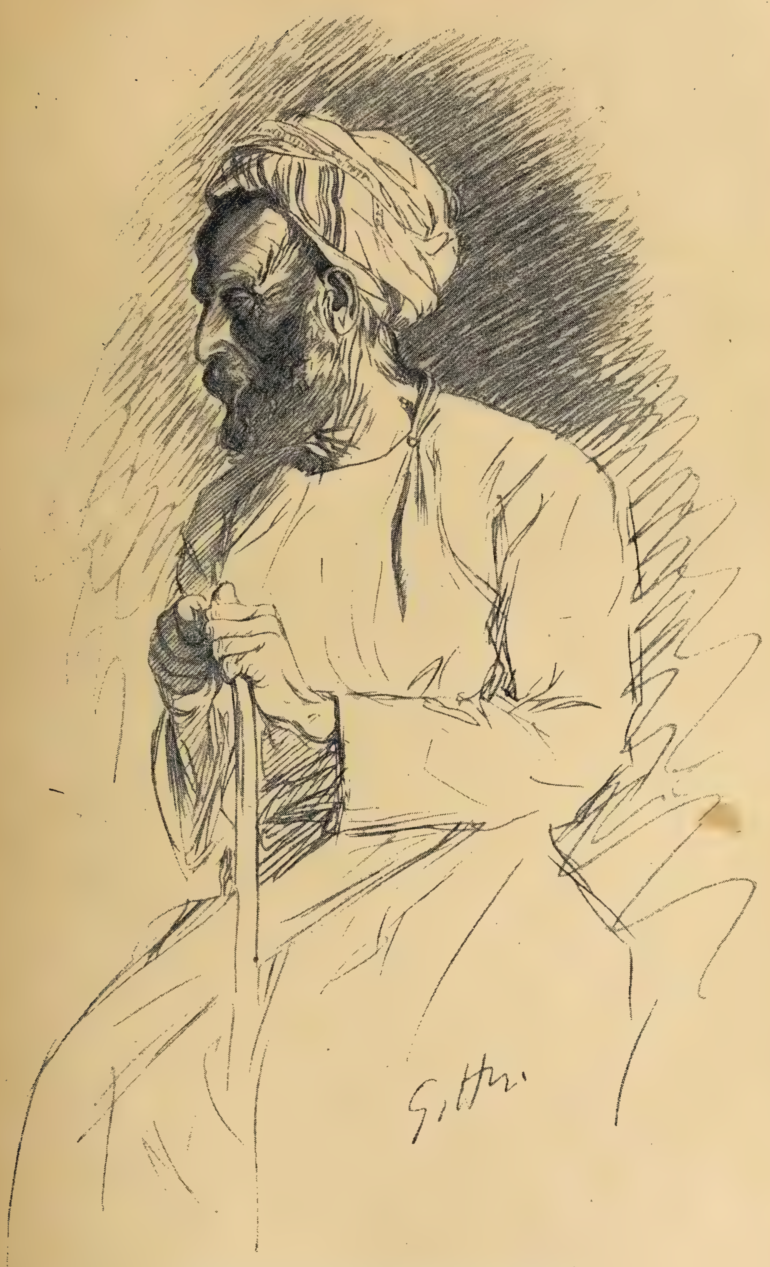
Der Spiegel des Toten Meers liegt 394 Meter unter dem des Mittelmeers; von ihm bis zu den Spitzen des Libanon zeigt Syrien das Klima fast aller Erdzonen. Auf den Höhen des Libanon und Hermon liegt ewiger Schnee. Auf den westlichen Bergen hält sich der Winterschnee einen Tag, auf den östlichen mehrere Tage; im El-Ghor aber, in der Jordansenkung, hat es niemals geschneit. Die Berge fangen die Feuchtigkeit des Mittelmeers auf; sie tritt in Form von Quellen, Bächen, Flüssen und Seen wieder zutage. Die Regenmenge nimmt von Norden nach Süden und von Westen nach Osten ab. Die Regenzeit beginnt Ende Oktober und dauert bis Ende März oder Anfang April; die heiße und trockene Jahreszeit herrscht von Ende Mai bis Ende Oktober. Der Frühling zwischen beiden ist sehr kurz. Der vom Meer kommende Westwind bringt den Winterregen, während im Sommer Niederschläge, Wolken und Stürme unbekannt sind. Denn dann herrscht regelmäßiger warmer Nordwest, der auf erhitzte Luftschichten stößt und deshalb keinen Regen erzeugt. Die trockenen Wüstenwinde — man nennt sie wie in Italien Schirokko, auf arabisch Scherkije — wirken erschlaffend und ausdörrend und erzeugen Fieber. Im allgemeinen ist jedoch das Klima gesund. Zwischen Tag und Nacht, Winter und Sommer, Berg und Tal bestehen große Temperaturunterschiede. Von den Palmenhainen Jerichos zu den Schneefeldern des Libanon ist soviel wie eine Reise vom Äquator nach dem Nordpol.

Öde und verbrannt lag das Land vor mir. Im Sommer ist es nie anders. Zur Regenzeit aber zaubert der Boden das üppigste Grün und die herrlichste Blumenpracht hervor. Der Waldbestand war auch im Altertum nie stärker als heute, wohl aber verstand man damals die Fruchtbarkeit des Bodens besser auszunützen. Denn da, wo heute die Wüste brennt, wie östlich von Palmyra, findet man Ruinen alter Städte. An Bäumen hat Syrien mehrere Eichenarten, Ilex und Terebinthen, den Johannisbrotbaum, Buchsbaum, Kiefern, Zypressen, Platanen, Ölbäume und Akazien. In den Gärten reifen Aprikosen, Feigen, Apfelsinen, Zitronen, Granatäpfel, Walnüsse, Maulbeeren, Pistazien und Mandeln. In Jericho wächst die Dattelpalme. Am ergiebigsten aber ist die Oliven- und Weinernte. Von Getreidearten sind die wichtigsten Weizen, Korn und Mais. Der Ertrag der Gemüsegärten ist besonders reich.

Die Bevölkerung ist vorwiegend semitisch und mohammedanisch. Im Norden wohnen Araber und Beduinen, wenige Türken und kurdische und turkmenische Nomadenstämme, in Beirut Griechen, in Damaskus Araber, in Hauran Drusen, und in Palästina Juden. Syrische Christen sind sehr zahlreich, aber die herrschende Sprache ist das Arabische. Die Semiten waren Jahrtausende hindurch die Vermittler zwischen Orient und Okzident; sie wurden die religiösen Führer der Menschheit, haben die größten Propheten der Welt hervorgebracht, und unter ihnen entstanden die drei monotheistischen Religionen.

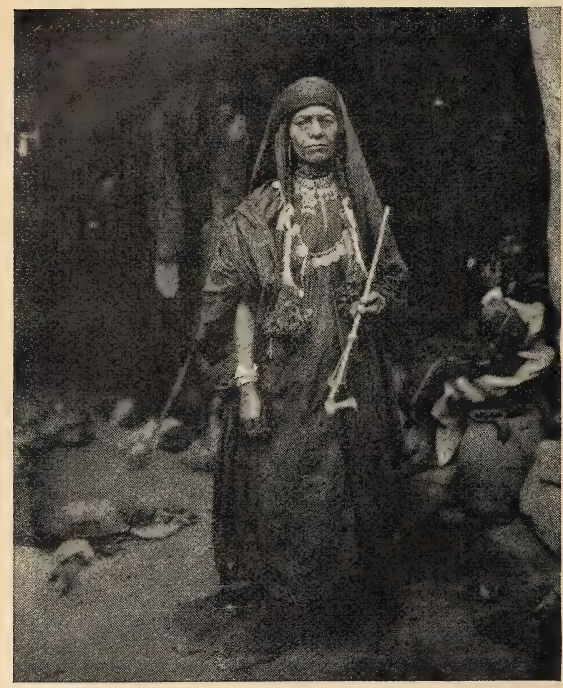
Schon die geographische Lage sicherte Syrien eine ungewöhnliche geschichtliche Bedeutung. Es ist die Brücke zwischen Asien und Europa, zwischen Afrika und Asien, zwischen Westasien und Ägypten, zwischen Euphrat und Nil, zwischen den Mittelmeerländern im Westen und den syrischen, babylonischen, persischen und indischen Reichen im Osten. Es verbindet Abendland und Morgenland.

Diese Lage machte es zum Tummelplatz des Krieges, des Handels und religiöser Strömungen, und es hat in Westasien eine ähnliche Rolle gespielt wie Belgien in den großen Kriegen Westeuropas. Die Straße vom Euphrat über Damaskus und Gaza nach Ägypten ist eine der ältesten auf der Erde. In Syrien wüteten die ersten Weltkriege zwischen Ägyptern und Assyriern. Nach dem Fall des babylonischen Reiches



Abu Mohammed, 54jähriger Fellache in Betunia.

wurde es eine persische Provinz, und im Jahre 332 v. Chr. zog Alexander der Große hier durch auf dem Wege nach Ägypten. Im Jahre 65 wurde Syrien von Pompejus und im Jahre 40 von den Parthern erobert. Unter der Herrschaft Roms bildete es lange die Provinz Syrien, von der Palästina im Jahre 67 n. Chr. als eine besondere Provinz abgetrennt wurde. Im Jahre 612 kamen unter Khosroes II. die Perser, wurden aber 634 durch die Araber verdrängt. Zwischen 1070 und 1085 herrschten die seldschukischen Türken zu beiden Seiten des Orontes und Jordan. Im Jahre 1098 sank die grüne Fahne des Propheten, und das Kreuz, das Symbol der Christenheit, erhob sich wieder über der Stadt Davids und Syrien. 1187 aber vertrieb Sultan Saladin die Kreuzfahrer, die nur noch einige Küstenstreifen ein Jahrhundert lang behaupteten. Dann machten 1240 die Chorasmier einen Einfall. Zwanzig Jahre später wurde das Land von den Mongolen überschwemmt, und im Jahre 1400 fuhr Timur mit den Tataren wie ein Wüstensturm über das Land, das kaum Zeit gehabt hatte, aufzuatmen. Zuletzt kamen die Türken, die heutigen Herren. Gegen sie zog 1799 Bonaparte zu Felde, und im jetzt wütenden Weltkrieg benutzen England und Frankreich das Land als ein Einfallstor in die asiatische Türkei.



Phot.: Larsson.

Ein Beduinen-„Doktor".

Seit Jahrzehnten hatte auch eine friedliche Invasion von Europa aus begonnen. Vor den Toren Jaffas wuchsen die europäischen Stadt-

viertel empor, die deutschen Tempelkolonien blühten, und der Zionismus lockte immer neue Scharen von Juden in das Gelobte Land, von dem der Herr zu Moses sprach: „Gehe auf das Gebirge Abarim, auf den Berg Nebo, der da liegt im Moabiterland, gegenüber Jericho, und schaue das Land Kanaan, das ich den Kindern Israel zum Eigentum geben werde“ (5. Mos. 32, 49).

Das Alte Testament, vor allem die Psalmen singen in hohen Tönen den Preis dieses Landes. Nirgends aber malt sich die Schönheit seiner Natur in glühenderen Farben als in dem von Erotik gesättigten Hohen Liede Salomos. Denn nur mit den strahlenden Bergen und üppigen Tälern Syriens und Palästinas, mit ihrem Tierleben, ihrer Blumenpracht und ihren schwellenden Früchten vergleicht der Liebende den Gegenstand seiner großen Sehnsucht. Dieser bezaubernde Liebeshymnus ist zugleich eine Verherrlichung der Schönheit des Heiligen Landes:

„Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Tal. Stehe auf, meine Freundin, meine Schöne, und komme her! Denn siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin; die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube läßt sich hören in unserm Lande; der Feigenbaum hat Knoten gewonnen, die Weinstöcke haben Blüten gewonnen und geben ihren Geruch. Stehe auf, meine Freundin, und komm, meine Schöne, komm her! Meine Taube in den Felsklüften, in den Steinritzen, zeige mir deine Gestalt, laß mich hören deine Stimme; denn deine Stimme ist süß, und deine Gestalt ist lieblich.

„Bis der Tag kühl wird und die Schatten weichen, kehre um; werde wie ein Reh, mein Freund, oder wie ein junger Hirsch auf den Scheidebergen.

„Siehe, meine Freundin, du bist schön! Siehe, schön bist du! Deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen. Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen, die gelagert sind am Berge Gilead herab. Komm mit mir, meine Braut, vom Libanon, komm mit mir vom Libanon, tritt her von der Höhe Amana, von der Höhe Senir und Hermon, von den Wohnungen der Löwen, von den Bergen der Leoparden! ... Ein Gartenbrunnen bist du, ein Born lebendiger Wasser, die vom Libanon fließen.

„Stehe auf, Nordwind, und komm, Südwind, und wehe durch meinen Garten, daß seine Würzen triefen! Mein Freund komme in seinen Garten und esse von seinen edlen Früchten... Ich bin hinab in den Nußgarten gegangen, zu schauen die Sträuchlein am Bach, zu schauen, ob der Weinstock sproßte, ob die Granatbäume blühten...

„Dein Hals ist wie ein elfenbeinerner Turm. Deine Augen sind wie die Teiche zu Hesbon am Tor Bathrabbims. Deine Nase ist wie der Turm auf dem Libanon, der gen Damaskus sieht. Dein Haupt steht auf dir wie der Karmel.

„Komm, mein Freund, laß uns aufs Feld hinausgehen und auf den Dörfern bleiben, daß wir früh aufstehen zu den Weinbergen, daß wir sehen, ob der Weinstock sprosse und seine Blüten aufgehen, ob die Granatbäume blühen; da will ich dir meine Liebe geben."



Die sechs Säulen des Jupitertempels in Baalbek.

Drittes Kapitel.

Die Stadt des Sonnengottes.

Nach meiner Rückkehr von Bagdad verweilte ich in Aleppo nur zwei Tage, um die notwendigsten Vorbereitungen zur Weiterreise zu treffen und einen neuen Paß zu erhalten. Dann brachte mich Sale, mein treuer Begleiter auf meiner Bagdadreise, am 1. Juli 1916 zur Bahn. Hier verabschiedeten wir uns, denn Sale mußte in seine Heimat zurückkehren, und er wischte sich mit dem Zipfel seines Turbans manche Träne aus den Augen, als ich den Zug bestieg, der mich zunächst über Hama und Homs durch das breite Tal des Orontes zwischen Libanon und Antilibanon hinauf nach Baalbek bringen sollte, der uralten Stadt, die in 1150 Meter Höhe auf der Wasserscheide der beiden Flüsse Orontes und Leontes liegt. Die Quellen beider Flüsse sind nahe beieinander, der eine aber strömt nach Norden, der andere nach Süden, und ihre Mündungen liegen 310 Kilometer voneinander entfernt. Die gewaltige

Mauer des Libanon zwingt sie zu diesem Umweg, bis ihnen an dem äußersten Ende des Gebirgssystems der Durchbruch gelingt.

Das heutige Baalbek ist ein Ort von 5200 Einwohnern, von denen etwa 1000 Christen, die übrigen Mohammedaner sind. Wegen seiner hohen Lage wird es aber von den Bewohnern der Küste und der Ebene gern als Sommerfrische aufgesucht, und in den üppigen Parkanlagen von Ras-el-Ain, eine Stunde vor der Stadt, wo zahlreiche Quellen kristallklares Wasser spenden, entwickelt sich dann ein reges Badeleben. Die türkische Weiblichkeit in Schwarz, die arabische in schreiend bunten Trachten und Schleiern belagert die steinernen Einfassungen der Wasserbecken, Reiter traben auf und ab, wetteifernd durch die Schönheit ihrer Pferde, und zahlreiche Europäer suchen im Schatten der Bäume Erholung. Nahe bei Ras-el-Ain standen jetzt zwölf zweistöckige Militärbaracken, in denen die waffenfähige Mannschaft aus Homs und Hama, Tripolis, Baalbek und andern Nachbarorten einquartiert war, um tagtäglich auf den weiten Feldern vor der Stadt nach allen Regeln der Kunst gedrillt und dann zur Vierten Armee abgeschoben zu werden. Jede Baracke faßte 400 Mann, die sich bei guter Verpflegung und reichlicher Wasserzufuhr von Ras-el-Ain her sehr wohl fühlten. In den Lazaretten wirkten, wie in Aleppo, sechs Borromäerinnen, und alle militärischen Einrichtungen verrieten das Walten einer sachkundigen, überlegenen Leitung. Der Kommandant war denn auch ein Deutscher, der zu Anfang des Krieges schwerverwundete Major Würth von Würthenau, dessen tatkräftiges Eingreifen in Baalbek Wunder verrichtet hat. Die Einwohner mußten sich zu einer regelmäßigen Straßenreinigung bequemen, und nicht weniger als vierhundert der herrenlosen Hunde, die nun einmal zu einem orientalischen Stadtbild gehören, waren beseitigt worden. Im Anfang hatte das einiges Murren erregt; aber vor der vollendeten Tatsache pflegt sich der Orientale bald zu bescheiden.

Als Stadt hat Baalbek keine Bedeutung; einzig in seiner Art aber ist es durch seine herrlichen Ruinen aus römischer Zeit. Schon assyrische und ägyptische Inschriften nennen den Namen Balbiki und berichten von Tempeln, die dem Baalsdienst geweiht waren. Die Griechen nannten diese altberühmte Kultstätte Heliopolis, Stadt des Sonnengottes. Unter Kaiser Augustus wurde sie eine römische Kolonie, und seine Nachfolger

erbauten dort zwei prachtvolle Tempel, einen größeren zu Ehren Jupiters und einen kleineren, den Sonnen- oder Bacchustempel. Theodosius der Große (379—395), ein heftiger Gegner des Heidentums, zerstörte sie und verwandelte den Jupitertempel in eine christliche Kirche. Im Jahre 634 eroberten die Araber Baalbek und bauten die Tempelruinen zu Festungswerken um, von denen noch zahlreiche Spuren vorhanden sind. In späteren Jahrhunderten hausten hier die kriegerischen Scharen Saladins, Hulagus und Timurs, und was Menschenhand verschonte, fiel schrecklichen Erdbeben zum Opfer. Das gemeinsame Zerstörungswerk der Menschen und der Natur hat dennoch die gewaltige Anlage der Akropolis von Baalbek nicht ganz vernichten können, und einige herrliche Reste der alten Bauwerke haben die Stürme der Jahrhunderte siegreich überstanden, vor allem die sechs prächtigen Säulen des Jupitertempels, die das ganze Ruinenfeld beherrschen; schon vom Balkon meines Hotelzimmers aus konnte ich sie jederzeit bewundern; sie überragten hoch die grünen Kronen der Bäume, und hinter ihnen im Nordwesten stand der Libanon.

Den Unterbau des Jupitertempels umgibt eine Mauer aus gewaltigen Steinblöcken von verschiedener Größe und in verschiedenen Schichten. Drei dieser Blöcke in der mittelsten Schicht der Westseite fallen besonders ins Auge; der kleinste von ihnen ist 19,2 Meter lang, 4 Meter hoch und 3 Meter dick! Sie stammen aus einem nahen Steinbruch, in dem noch heute ein vierter dieser Kolosse von 21,3 Meter Länge, 4,3 Meter Höhe und 4 Meter Dicke in seinem Felsenbett zu sehen ist. Man schätzt sein Gewicht auf 1000 Tonnen. Wie hat man es mit den unzulänglichen Mitteln der alten Zeit fertig gebracht, solche Riesenlasten heranzuschaffen und sieben Meter über dem Erdboden Blöcke von solcher Schwere in die Mauer so genau einzuheben, daß man auch nicht ein Blatt Papier in die Fugen zwischen den Steinen einschieben kann? Vom Steinbruch bis zur Baustelle rollte man sie jedenfalls auf Baumstämmen heran; Sklaven hatte man ja genug. Aber wie brachte man sie nun auf die Mauer hinauf? Ich hörte darüber eine Vermutung aussprechen, die vieles für sich hat: man warf einen Erdhügel auf, der langsam ansteigend bis zur Mauerkrone hinaufführte; die glatte Oberfläche begoß man im Winter mit Wasser; über die so entstandene Eis-

bahn wurden die Blöcke hinaufgeschoben oder -gezogen und hinterher die Erdaufhäufung wieder weggeräumt. Oben auf der Mauer sieht man jetzt noch die Reste der arabischen Befestigungsanlagen.

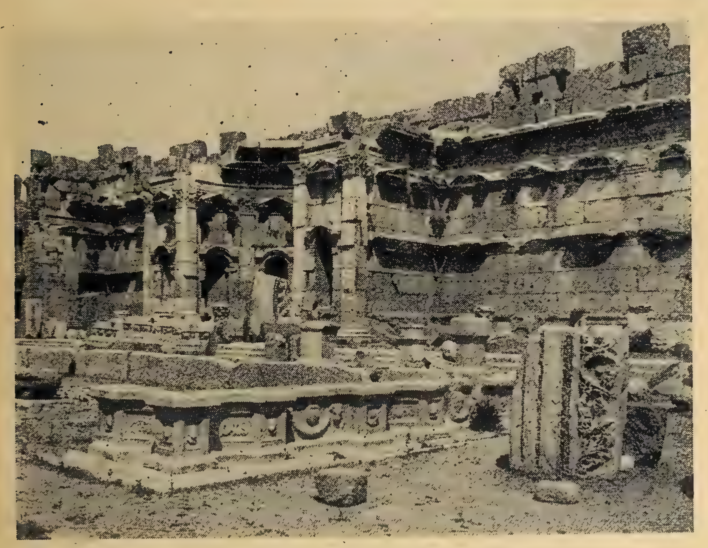
Der Eingang zur Akropolis ist auf der Ostseite. Eine breite Treppe, die 1905 auf Kosten Kaiser Wilhelms erneuert wurde, führt zu den Propyläen hinauf, die von zwei viereckigen Türmen flankiert werden. Zwischen ihnen standen ehemals zwölf Säulen, von denen jetzt nur noch die Basen vorhanden sind. Zwei von ihnen verraten u. a. die Namen ihrer Bauherren, der Kaiser Antoninus Pius (138—161) und Caracalla (211—217). Den Oberteil des Nordturms haben die Araber aufgesetzt; nur der untere Teil ist antik und enthält ein Gemach mit Nischen und korinthischen Säulen von ausgesuchter Schönheit. Der Südturm ist fast ganz zerstört.



Phot.: Larsson.
Einzelheit aus der Nordwestecke des Altarhofs von Baalbek.

Durch das hohe Tor der Propyläen betritt man den sechseckigen Vorhof, den die arabischen Befestigungsarbeiten ganz unterwühlt haben; nur wenige Spuren alter Säulengänge sind noch zu erkennen. Nach Westen weitergehend gelangt man auf den gewaltigen Altarhof, der einstmals von Säulengängen aus rotem Granit umgeben war: Fragmente davon liegen noch hier und da verstreut unter zahllosen andern Bruchstücken. Da sind korinthische Kapitelle, Architravstücke mit zierlich

gearbeiteten Windungen und kunstvoll gemeißelte Blöcke aus den Gesimsen usw. Adler, Schlange und Sonne, das Symbol des Gottes Helios, sind oft wiederkehrende Motive. An den Längsseiten des Altarhofes, also im Norden und Süden, öffnen sich halbrunde Hallen, Exdrae, die mit besonders köstlichen Ornamenten geschmückt waren. Eine Halle der Nordseite hat fünf mit Arabesken umrahmte Nischen, in denen früher Bildsäulen standen; unterhalb der einen Nische läuft ein Fries springender Löwen, und von ihrer Spitze blickt ein Medusenkopf herab. Ein



Phot.: Larsson. Eine der halbrunden Hallen im Nordteil des Altarhofs zu Baalbek.

anderer Fries zeigt Delphine, und an den Nischen der Südseite finden sich Weinranken mit Trauben, Adler, Medusen und die verschiedensten andern Motive.

Vor der Treppe, die auf der westlichen Kurzseite des Hofes zum Jupitertempel hinaufführt, haben die Anfang dieses Jahrhunderts vorgenommenen deutschen Grabungen den unteren Teil des großen Brandopferaltars bloßgelegt nebst den Stufen, auf denen die Priester zum Opferplatz hinaufschritten. Den Oberteil des Altars zerstörte Kaiser Theodosius, als er hier seine Basilika baute, von der nur wenig Überreste da sind. Darunter ist ein byzantinisches Bad mit Bogengängen.

Zu beiden Seiten des Altars sind zwei Becken für religiöse Waschungen; ihre Steineinfassungen sind mit entzückenden Hochreliefs verziert; in rechteckige und quadratische Felder verteilt sind Männer- und Frauenköpfe, Blumengirlanden und Meerwunder, halb Mensch, halb Delphin, auf deren Rücken Jungfrauen in dünnen Gewändern reiten und Schleiertücher über dem Haupte schwingen.

Vom Altarhof führen dreizehn Stufen, von denen mehrere aus einem einzigen Block gehauen sind, zum Jupitertempel hinauf. Von den vierundfünfzig Säulen seines Peristyls, des äußeren Säulengangs, sind nur die schon erwähnten sechs erhalten. Sie haben einen Durchmesser von 2,3 Meter, bestehen aus drei zylinderförmigen, mit Eisen verklammerten Stücken und sind 18½ Meter hoch. Auch hier fragt man staunend, wie Blöcke von dieser Schwere übereinandergetürmt werden konnten? Auf den korinthischen Kapitellen der sechs Säulen ruht obendrein noch ein fünf Meter hoher Architrav mit Friesen und Karniesen. Ein wunderbarer Zufall ist es, daß diese sechs Säulen durch so viele Jahrhunderte hindurch den Erdbeben zu trotzen vermochten. Sie genügen aber unserer Phantasie, um sich den herrlichen Anblick dieses Tempels zu vergegenwärtigen zu der Zeit, als noch alle vierundfünfzig Säulen standen, aus dem köstlichen Blattwerk der Karniese zottige Löwenköpfe herabsahen,



Herabgefallene Teile vom Gesims des Jupitertempels zu Baalbek.



Baalbek.

Altarhof mit Treppe; im Hintergrund der Bacchustempel.

Phot.: Larsen.

Mohammedanische Gräber in Damaskus.

Römer in festlicher Toga im Schatten der Säulenhallen einhergingen und Opferpriester in langsam-feierlichem Zuge zum Altar hinaufschritten. Die architektonischen Schöpfungen unserer Tage sind Kartenhäuser und Spielzeug gegen diese Riesenbauten der Antike. Die ungeheuern Dimensionen des Materials sind ebenso staunenswert wie die bezaubernde Harmonie der Linien und die köstliche Feinheit der Einzelheiten. Man darf nur diese Ruinen nicht am Mittag durchwandern, wenn die Schatten kurz sind und der Kalkstein die ganze Glut der Sonne widerstrahlt, sondern am Abend, wenn die gelben Säulen in purpurnem Lichte stehen und jedes Relief in seiner ganzen Schärfe hervortritt, oder am Morgen, wenn das frühe Licht von der andern Seite die Steine mit einem Goldnetz umspinnt und zwischen den Säulen der Kamm des Libanon in mattvioletten Farben sichtbar ist. Und dann der Blick von der Zinne der Festungsmauer auf die Gärten und Felder Baalbeks und das ganze breite Tal, das den Libanon vom Antilibanon scheidet! Im Norden die waldbewachsenen Abhänge des Libanon, im Südwesten der runde, 2750 Meter hohe Scheitel des Dschebel Sannin. Kein Wort kann die Farbenpracht dieses Bildes wiedergeben!

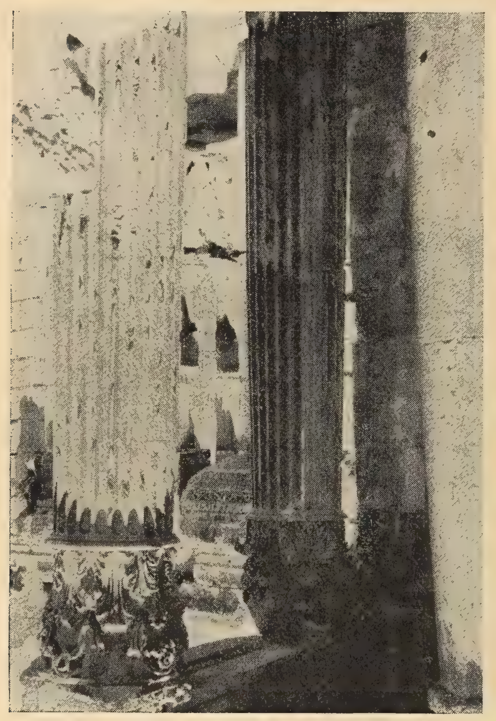


Der Bacchustempel in Baalbek.

Unter dem Tempel und seinen Höfen laufen lange gewölbte Gänge, die jetzt als Ställe für die Lastkamele der Etappe dienten. Wenn durch die ferne Mündung solch eines Ganges das Tageslicht matt herein-

schimmerte, boten die schwarzen Silhouetten der Tiere einen merkwürdig phantastischen Anblick. Der Südgang unter dem Altarhof führt in ein viereckiges Gewölbe, dessen Wände durch besonders kunstvolle Muschelnischen zwischen korinthischen Wandpfeilern ausgezeichnet sind.

Die Krone der Akropolis von Baalbek ist aber der Bacchustempel, südöstlich vom Jupitertempel. Kleiner als sein Nachbar, steht er ebenfalls auf einem gewaltigen Steinunterbau; Peristyl und Kolonnaden umgeben ihn auf allen vier Seiten, fünfzehn korinthische Säulen von 16 Meter Höhe auf jeder Längsseite, acht auf der kurzen Seite. Der Abstand zwischen Tempelmauer und Säulenreihe beträgt nur 3 Meter; die Decke der schmalen Vorhalle zeigt geometrische Figuren von eigenartiger Schönheit, Sechsecke, Dreiecke und Rhomben; ihre Füllung bilden Köpfe von Göttern und Kaisern, von Laubwerk umgeben. Leider haben die mohammedanischen Eroberer fast alles verstümmelt, denn der Islam haßt die Abbilder des Menschengesichts und ist auch hier wie überall in der Akropolis mit beklagenswertem Fanatismus vorgegangen. Gleichwohl ist dieses Heiligtum des Weingottes eines der besterhaltenen Denkmäler römischer Zeit in ganz Vorderasien. Die Kolonnade auf der Nordseite ist fast ganz unversehrt und gibt ein klares Bild von dem Aussehen des Kunstwerks im Altertum. Das Schönste von allem aber ist das Portal des Haupteingangs auf der Ostseite, zu dem ebenfalls eine Treppe hinanführt. Einer seiner Friese ist eine Perle zierlichster



Zwei Säulen des Bacchustempels zu Baalbek.

Steinskulptur. Er stellt einen Bacchuszug dar; zwischen Weinranken mit schwellenden Trauben spielen Amoretten, Vögel trinken aus hohen Bechern, einer stellt einer Heuschrecke nach, ein anderer trägt einen Korb im Schnabel, Reiher wandern durch Laubbüsche, und, von Nymphen, Satyrn und Bacchantinnen begleitet, zieht Bacchus einher. Ein anderer Fries rechts davon zeigt eine Opferprozession, ist aber nur halb vollendet.

Der Tempelsaal, die Cella, mißt 26,6 Meter in der Länge und 22,4 Meter in der Breite. Seine Mauern sind reich geschmückt. Jede



Phot.: Larsson. Einzelheit vom Eingang in den Bacchustempel zu Baalbek.

Längsseite hat sechs geriefelte Halbsäulen, die von prächtigen Kapitellen gekrönt werden. Die Wandflächen werden durch zwei Reihen Nischen und Blindfenster unterbrochen; die unteren haben ornamentierte Rundbogen, die oberen spitze Pedimente. In all diesen Nischen, vierzehn auf jeder Längsseite, standen ehemals Bildsäulen, von denen nichts mehr vorhanden ist.

Zu beiden Seiten des Eingangs führen viereckige Wendeltreppen auf die Mauerzinne hinauf. Von dort bietet sich nun das ganze Panorama der Akropolis in neuer entzückender Perspektive. —

Tagelang kann man durch diese Ruinen streifen und wird immer von neuen Einzelheiten gefesselt werden. Da liegt ein acht Meter langer Monolith aus rotem ägyptischen Granit. Wie kam der hierher? Zu Schiff und dann auf der römischen Straße von der Küste her? Und dort liegen Bruchstücke von Friesen der verschwundenen Basilika mit dem christlichen Kreuz im Blattwerk. Und wenn man dann zurückwandert zum Eingang durch den sechseckigen Vorhof, steht man immer wieder bewundernd vor der Jupiterstatue, die dort in einem kleinen Gelaß aufgestellt ist. Zwischen zwei Stieren tritt der Gott in herrlicher Jugendkraft hervor. Ein reichgeschmücktes Panzerhemd bekleidet seine Brust; auf seinen Locken ruht eine Krone von Kornähren, in der Rechten hält er eine Peitsche, in der Linken ein Bündel Blitze und Ähren — es ist Jupiter Pluvius, der den Regen herabsendet und die Saat der Felder zur Ernte reifen läßt. Hier aber ist er „Jupiter optimus maximus heliopolitanus“, der gütige Herrscher in der Stadt des Sonnengottes, der Erbe des Helios, dessen Vorgänger die Griechen in dem Baal der Assyrier gefunden hatten.



Phot.: Larsson.

Beim Pflügen.

Viertes Kapitel.

Durch den Antilibanon.

In Begleitung des Leutnants Wiland, der rechten Hand des Majors Würth von Würthenau, der einen kürzeren Urlaub bei seinen Eltern in der heiligen Stadt zubringen wollte, verließ ich Baalbek am Vormittag des 5. Julis, früh genug, um auch bei der jetzigen Unsicherheit des Zugverkehrs noch vor Einbruch der Dämmerung Damaskus zu erreichen.

Das breite fruchtbare Tal zwischen Libanon und Antilibanon fällt langsam nach Südwesten ab, und die Bahn nähert sich allmählich dem Flußlauf des Litani oder Leontes. Auf weiten Feldern steht das Getreide in Hocken geborgen, und zahlreiche Dörfer verbergen sich in dem üppigen Grün ihrer Gärten. Auf der Steppe weiden Schafherden, und die Abhänge des Libanon hinauf ziehen auf gewundenen Pfaden kleine

Karawanen. Oben auf dem Kamm trotzt noch ein Schneefeld der Glut der Sommersonne. Von dort oben holen die Leute aus Baalbek auf Eseln Schnee herunter, der in den Basaren verkauft wird; mittags bricht man auf und ist am nächsten Tag nachmittags 5 Uhr wieder zurück. Doch braucht man nicht immer bis auf die Höhen des Sannin hinaufzuklettern, denn auch in den tiefen, schattigen Tälern bleibt der Schnee den Sommer über liegen. In Filzsäcken fest verpackt, wird er von Baalbek auf der Eisenbahn nach wärmeren Gegenden befördert.



Phot.: Larsson. Ein alter Hirt.

In Rejak, von wo eine Seitenbahn nach Westen über den Libanon nach Beirut geht, mußten wir eine Stunde warten. Dann nahm ein Militärzug uns auf. Alle Wagen waren gestopft voll von neu einberufenen Rekruten; der türkische Stationsvorsteher brachte uns daher im Postwagen unter, dessen engen Raum wir mit drei Beamten und einer Masse Briefsäcke zu teilen hatten; einige der Säcke trugen die Aufschrift: „Deutsche Reichspost“.

Die Bahn steigt nun in Windungen nach Osten an und kreuzt dann in einem engen Tal die kleineren Bergketten, die westlich vom Antilibanon und parallel mit ihm verlaufen. Hier fließt der kleine Bach Jahfufe, der unterhalb Rejak sich mit dem Litani vereinigt. Das Dorf Jahfufe liegt zwischen Kalksteinwänden eingeklemmt, die jedoch

Raum lassen für stattliche Gärten mit Eichen, Platanen und wilden Rosen, ein Anblick, der die graue Einförmigkeit des Gebirges angenehm unterbricht.

Bald erweitert sich der enge Hohlweg, und vor uns öffnet sich das breite Längstal zwischen dem Antilibanon, einem felsigen Kamm zur Linken, und den eben durchfahrenen Vorbergen rechts, die geringere Höhe und rundere Formen haben. Hier liegt das Dorf Sargaja und ein Stück weiter nach Süden Es-Sebedani. Überall steht der Mais üppig und dicht, und um die Dörfer herum bilden Akazien-, Aprikosen-, Äpfel-, Maulbeer-, Walnuß- und andre Fruchtbäume herrliche Oasen, über die sich die spitzen Wipfel stattlicher Pappeln erheben. Auch Wein ist hier und da angebaut.

Jetzt biegt die Bahn nach Südosten ab in ein außerordentlich schönes, wildes, malerisches Quertal hinein. Wir fahren durch den Antilibanon und begleiten das Flüßchen Barada, das Damaskus mit Wasser versorgt. Hinter der Haltestelle Tekkije ist ein brausender Wasserfall und bei dem Dorfe Suk Wadi-Barada schon die elektrische Kraftstation der Straßenbahn und Stadtbeleuchtung von Damaskus. Das Gefälle der Bahn ist sehr stark; alle Bremsen sind angezogen, und wenn der schwere Militärzug sich in den Kurven dreht, stößt und kracht es in allen Fugen. Die Aussicht in die Taltiefe ist prachtvoll; unter uns braust das klare grüne Wasser des Barada, und Silberpappeln und Feigenbäume schmücken die Ufer. Auf dem Talgrund stehen kleine Wälder von Aprikosenbäumen, und über ihren runden grünen Kronen erheben die Kalksteinberge ihre hellen, öden Felsenhänge; zuweilen gähnen darin die schwarzen Mündungen von Grotten, in denen sicherlich ehemals Menschen wohnten und wohl jetzt noch oft ein Wanderer Zuflucht sucht.

Am Fuß eines hohen, wilden und schönen Kamms liegen die Dörfer El-Hoseinije und Der-Kanun. Hinter ihnen wird das Grün dichter und die Gärten üppiger. Wälder von Pappeln, Platanen und andern Bäumen breiten sich aus. Die weißen Stämme der Silberpappeln leuchten aus dem Waldesdunkel heraus. Ein fortlaufendes Band von Gärten und Hainen zieht sich nun an dem sandigen und kiesigen Bett des rieselnden Baches entlang. Es duftet nach Wald

und Fruchtbarkeit, und mit Wonne atmet man die würzige kühle Luft ein. Das Auge ist nicht mehr geblendet und labt sich an dem frischen Grün, und man freut sich der sprudelnden Quelle von El-Fidsche, die die Wassermenge des Barada verdoppelt.

An den Haltestellen ist es ein Vergnügen, die mitfahrenden Soldaten zu beobachten; ist der Aufenthalt lang genug, so springen die meisten aus dem Zug heraus, um Kannen und Flaschen aus dem Bach oder dem Stationsbrunnen zu füllen und Äpfel, Eier und Brot von



Phot.: Larsson. Primitive Dreschmaschine.

Araberinnen zu kaufen. Die Frauen tragen dunkelblaue und rote zerschlissene Kleider, die Soldaten Pantoffeln, Pluderhosen, Westen, Jacken und Röcke, Fese oder Turbane in schreienden Farben. Das ist dann ein buntes geschäftiges Gewimmel, ein stetes Stoßen, Puffen und Feilschen, Springen und Lärmen, bis die Bahnhofsglocke läutet und alles in die Wagen zurückeilt.

Allmählich nimmt die Höhe der Berge ab, wir nähern uns dem Ende des Antilibanon. Noch sind wir im schönen Tal des Barada, das für Fluß, Bahn, Landstraße und Dörfer mit Gärten und Feldern Raum bietet. Schon erreichen wir die Vorstadt Dummar mit ihren

zahlreichen Landhäusern, und bald darauf erscheinen die Kuppeln und Minarette von Syriens Hauptstadt.

½6 Uhr fuhren wir in den Beramke-Bahnhof von Damaskus ein. Hier nahm ich Abschied von Leutnant Wiland, der ohne Aufenthalt nach Süden weiterreiste, und begab mich in Begleitung zweier mir aus Aleppo bekannten österreichischen Schwestern des Roten Kreuzes, die denselben Zug benutzt hatten, der Oberschwester Gräfin Wittgenstein und der Wienerin Sophie Wachner, Mitglied des Königlichen Schauspielhauses in Berlin, zum Viktoriahotel am Baradakanal. Unser Gepäck verstauten etliche syrische Jungen auf ihre widerspenstigen Esel.

Der Besitzer des Hotels, Herr Pietro, ein stockblinder Dalmatiner, wies uns militärisch kurz angebunden unsere Zimmer an, vorausgesetzt, daß wir den augenblicklich hohen Preis von 75 Piaster (fast 15 Mark) für den Tag zahlen wollten. Der größte Teil des Hauses war vom Stab des türkischen Oberbefehlshabers Dschemal Pascha belegt, und wir waren froh, noch so gut unterzukommen.

Die Zimmer der österreichischen Damen, wie auch das meine, hatten Balkone mit schönem Ausblick auf die Kanalstraßen, das Serail, das Beramkeviertel und den Anfang der Straße, die zur Vorstadt Salehije im Nordwesten führt, wo Europäer, Muselmänner und Kurden auf der letzten Anhöhe des Antilibanon nach der Ebene zu wohnen. Vor den Zimmern her lief nach der Treppe zu ein langer Gang, der sich an mehreren Stellen zu orientalisch geschmückten, behaglichen Salons erweiterte. Ich erwähne diese Geringfügigkeiten, weil diese meine Hotelwohnung in Damaskus für mich einen doppelten Erinnerungswert gewann: hier lernte ich den kraftvollen Befehlshaber Syriens, Dschemal Pascha, kennen, und hier schwebte ich in Todesgefahr, als mich zwei Tage nach meiner Ankunft das Sumpffieber (Malaria tropica) überfiel.



Phot.: Larsson.

Ein Wasserrad in Hama.

Fünftes Kapitel.

Damaskus.

Damaskus ist die größte Stadt der asiatischen Türkei. Während Smyrna bei Beginn des Weltkriegs auf 250000 Einwohner ohne die Vorstädte geschätzt wurde, zählte Damaskus im Jahre 1912 300000. Seine stolzen und ziemlich unzivilisierten Bewohner — vier Fünftel von ihnen sind Mohammedaner — halten die Stadt auch für die älteste der Erde. Wer will die Richtigkeit dieser Behauptung bestreiten? Die Lage von Damaskus ist ja so, daß die Natur gleichsam selbst die Stadt geschaffen zu haben scheint. Die Ebene El-Ghuta, deren fruchtbares Land von den Flüssen des Antilibanon bewässert wird, von denen der größte, Barada, beim Austritt aus dem Gebirge sich in sieben Arme teilt, die sich wieder nach Aussage der Damaszener nach und nach in 365 Kanäle spalten, um 30000 Gärten zu bewässern,

ist zwar durch die gewaltigen Mauern des Libanon, des Antilibanon und des Hermon vom Mittelmeer getrennt, grenzt aber im Osten an das Meer der syrischen Wüste, die als ein Teil Innerarabiens von jeher für Damaskus dieselbe Bedeutung besaß wie das Mittelmeer für Tyrus und Sidon, Beirut und Jaffa. Denn wie seit der Zeit der Phönizier die Kiele der Schiffe die Wogen des Weltmeeres durchpflügten, so sind über das Meer der Wüste, lange bevor Thotmes III. vor bald viertausend Jahren Damaskus eroberte, große Handelskarawanen nach dieser Stadt gezogen von Ägypten, Jemen und Nedschd, von Babylon, Ninive und Kleinasien.

Man muß die hoffnungslose Öde und den erstickenden Sonnenbrand der syrischen Wüste kennen gelernt haben, um zu begreifen, was es heißt, auf den endlosen Straßen von Der-es-Sor, Bagdad oder der Nefud her endlich im Westen beim Untergang der Sonne die Umrisse des Hermon und Antilibanon auftauchen zu sehen und am Rande der beiden sumpfigen Seen Bahret-el-Ateibe, in die der Barada und andere Wasserläufe ihren Überschuß ergießen, nur noch 30 Kilometer weit entfernt eine letzte Rast zu halten. Welche Erquickung, nach wochen-, vielleicht monatelangem Aufenthalt in glühender Sonne, durch Gärten, Parks und Haine, durch Blumen- und Gemüsegärten zu reiten, an fruchtbaren Äckern und stattlichen Pappelalleen vorüber, wo das Wasser der Kanäle die Wurzeln der Feigenbäume berieselt und hinter den grauen Gartenmauern Aprikosen und Granatäpfel leuchten.

Auf drei Seiten ist Damaskus von Bergen umgeben. Die Höhen im Westen verbinden den Hermon mit dem Antilibanon, dessen Ausläufer auch gegen den Nordwind Schutz gewähren. Den südlichen Horizont schließen vulkanische Berge ab. Nur im Osten, nach der syrischen Wüste zu, ist das Land offen; Damaskus liegt also wie in einer Bucht des Wüstenmeeres und ist der Hafen, dem die Schiffe der Wüste, die Dromedare, zusteuern. Hier ist die Grenze zwischen Kultur und endloser Dürre, wo nur Steppenpflanzen ein ärmliches Leben fristen. Damaskus, „das Auge des Orients", wie der römische Kaiser Julian es nannte, war der äußerste Vorposten der ganzen Mittelmeerwelt auf dem Wege nach Indien und dem fernen Osten. Drei große Karawanenstraßen gingen von hier aus, eine nach Südwesten durch Galiläa nach Ägypten, eine gen Osten

nach Bagdad, und die dritte nach Süden, die Pilgerstraße nach Mekka. Noch bis vor kurzem folgten alljährlich Tausende von frommen Pilgern den heiligen Kamelen, die in goldbeschlagenen Truhen die Geschenke des Sultans nach der Stadt des Propheten trugen. Seitdem die Hedschasbahn vollendet ist, wandert die Karawane nur noch bis zum Bahnhof Meidan in Damaskus, um von dort auf bequemere und schnellere Weise nach Medina zu gelangen. Erst von hier beginnt dann wieder die eigentliche Pilgerfahrt durch den Staub der Landstraße. Als Ausgangspunkt der Mekkakarawane ist auch Damaskus mit einem Schimmer der Heiligkeit umgeben; hier beginnt für den gläubigen Moslem das wichtigste und denkwürdigste Ereignis seines Lebens, seine Wallfahrt nach dem Grabe des Propheten.

Viertausend Jahre Weltgeschichte sind über Syrien dahingezogen. Zivilisationen und Kulturen kamen und gingen; gleich ungeheuren Meereswogen brausten Rassen und Religionen über Vorderasien einher. Das reiche Memphis, das stolze Ninive und das strahlende Babylon haben nacheinander Damaskus unterjocht. Sie selbst sind fast verschwunden vom Erdboden, aber Damaskus, das Esch-Scham der Araber, stand wie ein unerschütterlicher Fels im aufgeregten Meer. Von Baalbek, Palmyra und Petra künden nur noch Ruinen. Damaskus aber, das schon uralt war, als jene syrischen Großstädte gegründet wurden, blüht in immer neuer Jugend. In seinen Basaren begegnen sich noch heute die Kaufleute dreier Weltteile. Es gleicht einer ewigen Lampe, deren Flamme wohl zeitweilig kleiner wird, aber nie erlischt und immer wieder zu neuem weltgeschichtlichen Glanze aufflammt.

In der Bibel begegnen wir oft dem Namen dieser unsterblichen Stadt. Das 1. Buch der Könige (11, 23) erzählt, daß zu König Salomos Zeit (1033—976) ein gewisser Reson Volk um sich sammelte und Hauptmann einer Kriegerschar ward. „Diese zogen gen Damaskus und wohnten daselbst und regierten zu Damaskus. Und er war Israels Widersacher, so lange Salomo lebte.“ Seit dieser Zeit war Damaskus ein unabhängiges Königreich.

Als in Juda zwei Könige herrschten, Abiam und Assa, war der König von Syrien, „der zu Damaskus wohnte“ (Buch der Könige 15, 18), Bundesgenosse Assas im Kampf gegen die beiden Könige Israels. Später

aber besiegte König Ahab von Israel den Syrierkönig Benhadad, und Benhadad sprach zu ihm: „Die Städte, die mein Vater deinem Vater genommen hat, will ich dir wiedergeben; und mache dir Gassen zu Damaskus, wie mein Vater zu Samaria getan hat“ (20, 34). Im 2. Buch der Könige (8, 7) lesen wir, wie der Prophet Elisa Hasaels kommende Königswürde in Damaskus voraussagt: „Und Elisa kam gen Damaskus. Da lag Benhadad, der König von Syrien, krank; und man sagte es ihm an und sprach: ‚Der Mann Gottes ist hergekommen.‘ Da sprach der König zu Hasael: ‚Nimm Geschenke mit dir und gehe dem Mann Gottes entgegen und frage den Herrn durch ihn und sprich, ob ich von dieser Krankheit möge genesen.‘ Hasael ging ihm entgegen und nahm Geschenke mit sich und allerlei Güter zu Damaskus, eine Last für vierzig Kamele.“

Früher schon und auch später war Damaskus zeitweilig Juda untertan. „Es kamen aber die Syrier von Damaskus, zu helfen Hadadeser, dem König zu Zoba, und David schlug der Syrier zweiundzwanzigtausend Mann und legte Volk in das Syrien von Damaskus. Also ward Syrien David untertänig, daß sie ihm Geschenke zutrugen.“ (2. Buch Samuelis 8, 5). Als aber Jerobeam II. König von Israel wurde, „brachte er Damaskus und Hamath wieder an Juda in Israel“ (2. Buch der Könige 14, 28).

Nachdem der Assyrierkönig Tiglat-Pileser III. (745—727) Babylon unterjocht und den aus der Bibel bekannten Namen Phul und den Titel König von Babylon, Sumer und Akkad angenommen hatte, unternahm er Feldzüge fast gegen ganz Syrien. In einer seiner Inschriften erzählt er, daß er Gold, Silber, Blei, Eisen, Elephantenhäute und anderes als Tribut von einer Reihe Fürsten erhalten habe; darunter waren die Könige Resin von Damaskus, Menahem von Samaria, Hiram II. von Tyrus, Inil von Hamath und die Königin Sabibi von Arabien. Der König Menahem von Israel wurde also zur selben Zeit gedemütigt wie König Resin von Damaskus. Im 2. Buch der Könige (15, 19) heißt es: „Und es kam Phul, der König von Assyrien, ins Land. Und Menahem gab dem Phul tausend Zentner Silber, daß er’s mit ihm hielte und befestigte ihm das Königreich ... Also zog der König von Assyrien wieder heim und blieb nicht im Lande.“

Auch das Reich Juda wurde Vasallenstaat. Menahems Sohn, Peka, und König Resin von Damaskus forderten Ahas, den König von Juda, auf, mit ihnen einen Bund zu schließen. Als er sich weigerte, drohten sie mit der Belagerung seiner Hauptstadt Jerusalem. In seiner Not bat er den assyrischen Großkönig um Hilfe, und Tiglat-Pileser war nur allzugern dazu bereit. Er nahm Damaskus ein und machte es nach Resins Tod im Jahre 732 zu einer assyrischen Provinz. Auch einen Teil von Samaria besetzte er, und unter Tiglat-Pilesers nächsten Nachfolgern Salmanassar IV. und Sargon II. vollendete sich Samarias Schicksal. Der Eroberer berichtet davon kurz und bündig in Keilschrift: „Samária belagerte ich und eroberte ich und führte 27 290 seiner Einwohner als Kriegsgefangene fort.“ Die Assyrier nannten das Königreich Damaskus Imirisu, die Stadt aber Dimaski. Die Bibel (2. Buch der Könige 16, 5 ff.) schildert diese für Syrien und besonders für Damaskus so umwälzenden Ereignisse mit folgenden Worten: „Dazumal zogen Rezin, der König von Syrien (Damaskus), und Pekah, der Sohn Remaljas, König in Israel, hinauf gen Jerusalem, zu streiten, und belagerten Ahas; aber sie konnten es nicht gewinnen ... Aber Ahas sandte Boten zu Tiglat-Pileser, dem König von Assyrien, und ließ ihm sagen: ‚Ich bin dein Knecht und dein Sohn; komm herauf und hilf mir aus der Hand des Königs von Syrien und des Königs von Israel, die sich wider mich haben aufgemacht‘ ... Und der König von Assyrien gehorchte ihm und zog herauf gen Damaskus und gewann es und führte es weg gen Kir und tötete Rezin. Und der König Ahas zog entgegen Tiglat-Pileser, dem König von Assyrien, gen Damaskus. Und da er einen Altar sah, der zu Damaskus war, sandte der König Ahas desselben Altars Ebenbild und Gleichnis zum Priester Uria, wie derselbe gemacht war. Und Uria, der Priester, baute einen Altar und machte ihn, wie der König Ahas zu ihm gesandt hatte von Damaskus, bis der König Ahas von Damaskus kam. Und da der König von Damaskus kam und den Altar sah, opferte er darauf.“

Über das Schicksal Samarias unter König Hosea heißt es im 2. Buch der Könige (17, 3 ff.): „Wider denselben zog herauf Salmanassar, der König von Assyrien. Und Hosea ward ihm untertan, daß er ihm Geschenke gab. Da aber der König von Assyrien inneward,

daß Hosea einen Bund anrichtete und hatte Boten zu So, dem König in Ägypten, gesandt und nicht darreichte Geschenke dem König von Assyrien, wie alle Jahre, griff er ihn und legte ihn ins Gefängnis. Nämlich der König von Assyrien zog über das ganze Land gen Samaria und belagerte es drei Jahre. Und im neunten Jahr Hoseas gewann der König von Assyrien Samaria und führte Israel weg nach Assyrien und setzte sie nach Halah und an den Habor, an das Wasser Gosan und in die Städte der Meder."



Phot.: Larsson.

Fellachenjunge mit Schleuder.

Das war um die Zeit der Gründung Roms, also vor 2650 Jahren. Aber schon damals zeigte sich ein verhängnisvolles Übel der Kleinstaaterei. Hätten Damaskus, Samaria und Juda fest zusammengehalten, dann hätte ihr gemeinsamer Widerstand den starken Feind in Schach gehalten. Statt dessen forderten sie selbst ihn auf, sich in ihre Streitigkeiten untereinander zu mischen. Nichts konnte Assyrien willkommener sein; es eroberte mit Leichtigkeit eines nach dem andern.

So brausten in rhythmischem Takt die Wogen der Weltgeschichte über das märchenhafte Damaskus hin. Nur einzelner Ereignisse aus seiner Vergangenheit sei hier noch gedacht.

Nach der Schlacht bei Issus im Jahre 333 schickte Alexander der Große thessalische Reiter und andre Truppen unter Parmenion den

Orontes hinauf, um Damaskus zu erobern, die Hauptstadt Cölesyriens, wo der persische Großkönig Darius seinen Harem, seine Kriegskasse und seinen kostbaren Hofstaat hatte. Durch Verräterei des syrischen Satrapen fiel die Stadt mit ihren Einwohnern und Schätzen in Parmenions Hände, und in den nächsten Jahrhunderten wechselte sie immer wieder ihre Besitzer. Eine Zeitlang gehörte sie den Ptolemäern, im Jahre 112 zugleich mit Phönizien dem Antiochus Cyzicenus, im Jahre 85 dem Areta, dem König von Arabien, der auch König von Damaskus war, dem armenischen König Tigranes und dem römischen General Metellus. Im Jahre 64, als Pompejus sich dort aufhielt, wurde Damaskus römische Provinz und erreichte eine hohe Blüte griechisch-römischer Kultur. Zahlreiche Juden strömten dort zusammen, und die Araber richteten ihre raubgierigen Blicke darauf. Noch ein Jahrtausend später war es eine ruhmvolle Pflegestätte der Kunst und Wissenschaft und dazu eine der größten und reichsten Handelsstädte des Ostens, deren Karawanen nach Ägypten und Arabien, nach Babylon und Persien zogen.

In den Jahrhunderten aber, da Syrien von Europa aus regiert wurde und griechisch-römische Kultur die Welt beherrschte, war nicht Damaskus, sondern das von den Griechen im Jahre 330 v. Chr. gegründete Antiochia die vornehmste Stadt Syriens, die Residenz des römischen Legaten und weiterhin die Hauptstadt der Christenheit. Hinter ihm mußte Damaskus zurückstehen, denn es lag zu weit entfernt von den großen Kulturzentren. Im Jahre 635 kamen beide Städte unter die Herrschaft des siegreichen Islam. Seitdem ist Damaskus bis zum heutigen Tag durch Derb el-hadsch, die Straße der Pilger, mit dem heiligen Mekka verbunden. Der Glanz Antiochias ist erloschen, es ist heute kaum noch ein Zehntel so groß wie ehemals. Damaskus hat jetzt elfmal so viel Einwohner wie jenes, blüht noch heute so prächtig wie vor Jahrhunderten und scheint unberührt von allen Erschütterungen einer stürmischen Vergangenheit.

Trotz seines beispiellos hohen Alters ist Damaskus arm an Denkmälern der Architektur, und von der antiken Schönheit, in deren Reichtum man in Baalbek schwelgt, ist hier nichts vorhanden. Denn die wenigen römischen Säulen, die an der Moschee der Omaijaden Verwendung fanden, sind zwischen neuen Häusern und Winkeln und Ecken



Phot. Lorssen.

Damaskus von Salehije aus gesehen; in der Ferne die Syrische Wüste.



Die Moschee der Omaijaden zu Damaskus. Vgl. S. 41 ff.

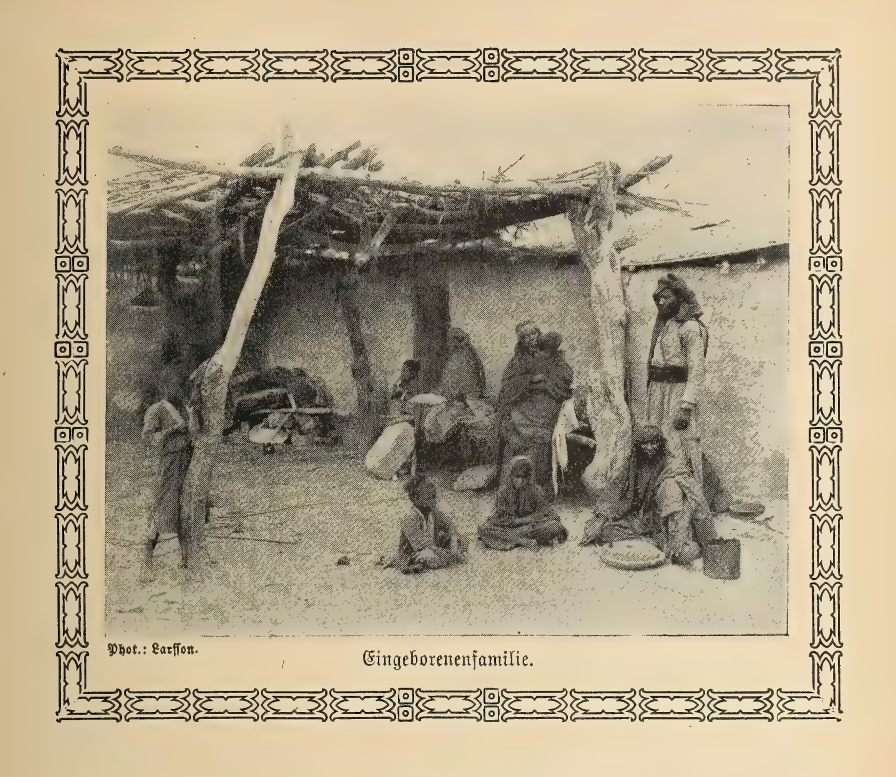
der Basare derart eingeklemmt, daß man sie kaum bemerkt. Was sich sonst an Gebäuden durch künstlerische Architektur auszeichnet, ist alles arabisch. Unter den zweihundertundfünfzig Moscheen und Medresen (geistlichen Hochschulen für Theologie und Rechtswissenschaft) sind viele außen und innen durch Harmonie der Linien und Farben sehr ansprechend, besonders wenn im Wirrwarr der engen Gassen ihre Kuppeln und Minarette den wirksamen Abschluß einer Straße oder Seitengasse bilden. Doch ist Damaskus wegen seiner vielen prachtvollen Privathäuser berühmt. In den letzten Jahren sind besonders im Nordwestteil der Stadt zahlreiche europäische Häuser entstanden. Dschemal Paschas Wohnung ist fast ganz europäisch. Der Deutsch-ottomanische Klub, in dem ich angenehme Stunden verbrachte, könnte sich ebensogut in einer Stadt Westeuropas befinden. Die ganze Straße, die am Hotel Viktoria vorbei nach Salehije führt, trägt westeuropäisches Gepräge, das noch durch die elektrische Straßenbahn verstärkt wird.

Den durchaus großstädtischen Eindruck der Stadt hat auch der Krieg nicht gedämpft, eher gesteigert. Der Wali von Surija, der Gouverneur von Syrien, hat hier seine ständige Residenz; auch das Generalkommando des 8. Armeekorps war hierhin verlegt worden, und während meines Aufenthaltes befanden sich Dschemal Paschas Stab und das Kommando der Vierten Armee ebenfalls in Damaskus. Auf den Straßen wimmelte es von Offizieren und Soldaten, die meist nur auf der Durchreise waren. Für die militärischen Bedürfnisse waren alle Beförderungsmittel in Anspruch genommen, und der Handel hatte zum großen Teil aufgehört. Die bedeutende Ausfuhr von Aprikosen und Aprikosenkernen war stark beschränkt, und der Verkehr in den Basaren sehr zurückgegangen. Der weite Platz vor der Südostmauer, wo die Bagdad-Karawanen sonst zu lagern pflegen, lag jetzt still und einsam; in der Friedenszeit bringen diese Karawanen hauptsächlich Teppiche und Tabak und kehren mit europäischen Waren zurück. Die großen Hane oder Karawansereien, die auch hier mit den Basaren unmittelbar verbunden sind, lagen gleichfalls verlassen. Der schönste von ihnen ist der prächtige Han Assad Pascha mit seinen neun reichverzierten Kuppeln, in dem sonst die großen Geschäfte in persischen Teppichen, Datteln aus Basra, Seide usw. abgeschlossen werden.

Gleichwohl war das Leben in den Basaren noch bunt genug, und ich konnte stundenlang darin verweilen, langsam von Laden zu Laden wandernd und die Auslagen betrachtend: alte Waffen, Dolche mit Perlmutterhandgriffen, Schilde, Vasen, Bronzen und Altertümer, alte Münzen, Schmuck, Pfeifen und Mundstücke, Teppiche, Stickereien und Tücher. Die Goldschmiede allein bevölkern eine gewaltige, auf Säulen ruhende Halle, in die das Tageslicht gedämpft hereinfällt. Die Beine übereinandergelegt, oft eine Brille auf der Nase, sitzt der Ladeninhaber hinter seinen Glaskasten, in denen ein Teil seiner Schätze ausgestellt ist. Macht man aber Miene, eine goldene Kette oder eine silberne Halsspange zu kaufen, dann holt er aus seinem europäischen Geldschrank das Kostbarste hervor, was er zu bieten hat. Im Seidenbasar findet man besonders „Keffije", die Kopftücher der Beduinen; grelle Farben scheinen sehr beliebt, vor allem rot und gold. Auch die schönen Mäntel kauft man hier, die der Araber mit unbewußter, natürlicher Anmut trägt. Die Stände der Sattler enthalten alles, was der Wüstenreisende für seine Pferde braucht, Riemen, Schabracken und Zaumzeug, kunstvoll verzierte Pistolenhalfter und prächtige Satteldecken. In andern Läden werden Körbe und Strohmatten, Krüge und Kannen feilgeboten. Die Fleischereien bilden ganze Straßen, und in den Ständen der Spezereiwaren- und Obsthändler herrscht die Gurke vor, die hauptsächlichste Sommernahrung der Armen.

Mitten im Volksgewimmel blüht auch der Kleinhandel. Jungen bieten Brot, Süßigkeiten, Wasser, Limonade mit Schnee vom Libanon, Nargileh und anderes an; jeder von ihnen hat seinen eigenen charakteristischen Ruf, wenn er Allah preist, den Spender aller Gaben, oder dem Vorübergehenden eindringlich das Wohlbehagen schildert, das ihm der Genuß der ausgebotenen Leckerbissen verursachen wird.

Das schönste Stadtbild bietet ohne Zweifel die „gerade Straße". Durch diese mächtige Pulsader strömt das Leben in den wechselnden Formen der verschiedenen Rassen und Religionen seit etwa zwei Jahrtausenden. Hier und da mag sie einige Veränderungen erfahren haben; im großen Ganzen aber ist sie noch dieselbe Straße, deren Name uns schon in der Apostelgeschichte begegnet.


Phot.: Larsson.
Eingeborenenfamilie.

Sechstes Kapitel.

Paulus in Damaskus.

Unter den Pharisäern in Jerusalem, der strengsten Richtung innerhalb des Judentums, die unversöhnlich die ersten Christen verfolgte, war Saulus, ein Zeltmacher aus Tarsus in Cilicien, einer der fanatischsten. Seine ersten Eindrücke erhielt er in dem Grenzlande zwischen Osten und Westen, zwischen Semitismus und Hellenismus, in Jerusalem aber wuchs er heran. Als Stephanus aus der Stadt getrieben und gesteinigt wurde, legten die Zeugen dieser Untat „ihre Kleider ab zu den Füßen eines Jünglings, der hieß Saulus ... Saulus aber hatte Wohlgefallen an seinem Tode. Es erhob sich aber zu der Zeit eine große Verfolgung über die Gemeinde zu Jerusalem ... Saulus aber verstörte die Gemeinde, ging hin und her in die Häuser und zog hervor Männer und Weiber und überantwortete sie ins Gefängnis."

Dann aber trat ein Ereignis in Saulus' Leben ein, das Damaskus der Christenheit für alle Zeiten denkwürdig macht: „Saulus aber schnaubte noch mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn, und ging zum Hohenpriester und bat ihn um Briefe gen Damaskus an die Schulen, auf daß, so er etliche dieses Weges fände, Männer und Weiber, er sie gebunden führte gen Jerusalem. Und da er auf dem Wege war und nahe an Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel; und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: ‚Saul, Saul, was verfolgst du mich?'

„Er aber sprach: ‚Herr, wer bist du?'

„Der Herr sprach: ‚Ich bin Jesus von Nazareth, den du verfolgst. Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu lecken.'

„Und er sprach mit Zittern und Zagen: ‚Herr, was willst du, das ich tun soll?'

„Der Herr sprach zu ihm: ‚Stehe auf und gehe in die Stadt; da wird man dir sagen, was du tun sollst.'"

Man zeigt noch heute den Ort, wo dies geschah; er liegt kaum einen Kilometer östlich von Bab Kisan, einem Tor in der Südostmauer von Damaskus, nahe dem christlichen Friedhof. Im Mittelalter bezeichnete man als Schauplatz der Bekehrung ein Dorf südwestlich der Stadt.

Die Erzählung fährt fort: „Die Männer aber, die seine Gefährten waren, standen und waren erstarrt; denn sie hörten die Stimme und sahen niemand. Saulus aber richtete sich auf von der Erde, und als er seine Augen auftat, sah er niemand. Sie nahmen ihn aber bei der Hand und führten ihn gen Damaskus; und er war drei Tage nicht sehend, und aß nicht und trank nicht. Es war aber ein Jünger zu Damaskus mit Namen Ananias; zu dem sprach der Herr im Gesichte: ‚Ananias!' Und er antwortete: ‚Hier bin ich, Herr.' Der Herr sprach zu ihm: ‚Stehe auf und gehe hin in die Gasse, die da heißt die gerade, und frage in dem Hause des Judas nach einem, namens Saul, von Tarsus; denn siehe, er betet' . . . Und Ananias ging hin und kam in das Haus, und legte die Hände auf ihn und sprach: ‚Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich gesandt, der dir erschienen ist auf dem Wege, da du herkamst, daß du wieder sehend und mit dem heiligen Geist



Hadschi Ali,
mohammedanischer Neger aus Bornu, 40 Jahre alt, kürzlich nach Jerusalem gezogen; Nachtwächter.

erfüllet werdest.‘ Und alsobald fiel es von seinen Augen wie Schuppen, und er ward wieder sehend und stand auf und ließ sich taufen.“

Von da an wurde Paulus der erfolgreichste Vorkämpfer des Christentums, der auf die Entwicklung und die Schicksale des Menschengeschlechts größeren Einfluß ausübte, als irgendein Weltkrieg. Bekannt und geliebt bei den kleinen versteckten Christengemeinden, glühend gehaßt im Ghetto, dem er entsprossen war, kämpfte er sein ganzes Leben lang gegen sein eigenes Volk und entging mit knapper Not dessen Verfolgungen. — Als Wanderprediger verbreitete er die Lehre Christi in der antiken Mittelmeerwelt, und in genialer Erkenntnis hat er die weltgeschichtliche Zukunft des Christentums vorausgesehen. Durch seine Briefe, von denen viele verloren sind, steht er als Mensch und religiöser Denker so klar und lebendig vor uns wie kaum eine andere Erscheinung der römischen Kaiserzeit. Merkwürdig ist auch, worauf der Berliner Theologieprofessor Deißmann in seinen 1911 herausgegebenen Vorlesungen aufmerksam macht, daß die Verbreitung des Ölbaums mit der Ausdehnung der Missionsreisen dieses Apostels zusammenfällt. Der Ölbaum ist überhaupt als heiliger Baum zu betrachten. Christus heißt der Gesalbte, Gethsemane die Ölpresse, und der Ölberg selbst hat seinen Namen von diesem Baume.

Wenn ich von meiner Wohnung aus über den Serailplatz ging, die Zitadelle links liegen ließ und in die ziemlich breite, immer von Wagen, Reitern, Spaziergängern, Hausierern und Soldaten wimmelnde Straße Suk es-Sinanije einbog, kam ich zu einem Punkt, wo sich nach links eine der belebtesten Basarstraßen abzweigt. Geht man in dieser östlichen Richtung fort, dann hören Basarläden und Sonnenschutzdächer bald auf, aber die Straße läuft weiter fast durch die ganze Stadt, etwa 1700 Meter weit, bis zum Bab esch-Scherki, dem ursprünglich römischen Tor der östlichen Stadtmauer. Diese sonnige, durch Fenster, Erker und Balkone sehr malerische Straße kreuzt in ihrem östlichsten Ende das christliche Stadtviertel und heißt noch heute „die gerade Straße“.

Etwa 300 Meter vom Bab esch-Scherki nordwärts steht das Haus des Ananias. Einige kräftige Schläge mit dem Türklopfer, und das unansehnliche Tor öffnet sich. Die Hausbewohner, christliche Syrier, begrüßen mich in dem kleinen Außenhof und führen mich eine Stein-

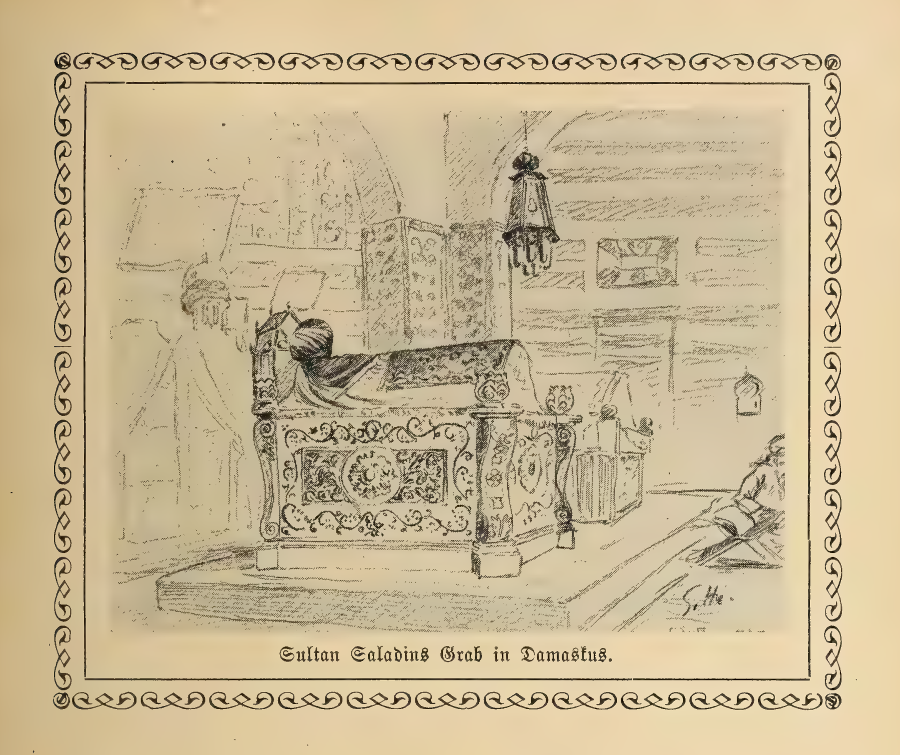
treppe hinunter in einen unterirdischen Betsaal, eine kleine Krypta mit hohem Gewölbe, in die das Tageslicht nur von der Treppe und durch ein Gitterloch in der Decke hineinfällt. Eine Öllampe an drei Ketten, eine sehr einfache Kanzel und mehrere Bänke ohne Lehne sind die ganze Einrichtung; an der einen Wand hängt das Bild eines Heiligen, wahrscheinlich des Paulus, und gegenüber stellt ein zweites Ölgemälde die Szene dar, wie Ananias die Hand auf den andächtig knienden Saulus legt. Aus der herrlichen Kühle und der den Augen wohltuenden Dämmerung des Betsaals gelangt man in ein anderes Gewölbe, und von diesem zweigt sich ein Gang ab, durch den Saulus entkommen konnte, als die Juden ihn einmal greifen wollten.

Er weilte nämlich einige Zeit in Damaskus und predigte in den Synagogen. „Saulus aber ward immer kräftiger und trieb die Juden in die Enge, die zu Damaskus wohnten, und bewährte es, daß dieser ist der Christus. Und nach vielen Tagen hielten die Juden einen Rat zusammen, daß sie ihn töteten. Aber es ward Saulus kundgetan, daß sie ihm nachstellten. Sie hüteten aber Tag und Nacht an den Toren, daß sie ihn töteten. Da nahmen ihn die Jünger bei der Nacht und taten ihn durch die Mauer und ließen ihn in einem Korbe hinab.“

Über diese Flucht erzählt er selbst im 2. Brief an die Korinther: „Zu Damaskus verwahrte der Landpfleger des Königs Aretas die Stadt der Damasker und wollte mich greifen, und ich ward in einem Korbe zum Fenster hinaus durch die Mauer niedergelassen und entrann aus seinen Händen.“

Geht man durch das Tor esch-Scherki auf der Landstraße noch etwa 400 Meter die alte Stadtmauer entlang nach Südwesten, so erreicht man Bab Kisan, ein unbedeutendes, durch Latten gesperrtes Tor. Die Mauer links davon zeigt ein kleines vergittertes Loch, und der Führer versichert allen Ernstes, hier sei der Apostel auf seiner Flucht aus Damaskus in einem Korbe herabgelassen worden. Die Überlieferung stößt sich nicht daran, daß gerade dieser Teil der Mauer zweifellos ottomanischer Herkunft ist; nur der Grund ist römisch, und zwischen diesen beiden Schichten zeigt sich eine dritte, die vermutlich aus der Zeit der Omaijaden stammt.

Der griechisch-orthodoxe Friedhof, gleich südlich vom Bab Kisan, birgt das Grab eines heiligen Georg, eines zum Christentum bekehrten römischen Soldaten, der, an jener Mauer auf Schildwacht stehend, Paulus bei seiner Flucht behilflich gewesen sein soll. So lebt die Erinnerung an den Zeltmacher aus Tarsus hier in Damaskus vielfach fort, sein Geist umschwebt diese Stadt noch jetzt, und der ganze übrige Glanz ihrer Vergangenheit und Gegenwart verbleicht vor der Erinnerung an den armen Missionar, der durch seinen felsenfesten Glauben und sein unermüdliches Bekehrungswerk die Tore zur Herrlichkeit des Christentums weit aufgetan hat.


Sultan Saladins Grab in Damaskus.

Siebentes Kapitel.

Die Moschee der Omaijaden.

Jahrtausende schon hatte Esch-Scham unter wechselndem Geschick bestanden, aber nie solche Bedeutung errungen wie in dem Jahrhundert, in dem die mächtige Kalifendynastie der Omaijaden die Welt beherrschte. Ihr Begründer, Moawija I., ließ sich im Jahre 660 in Jerusalem als Kalif huldigen und machte Damaskus zu seiner Residenz. Schon als Statthalter hatte er unter dem Kalifen Omar den Kampf gegen die Phönizier begonnen und die phönizische Küstenstadt erobert; im Jahre 655 hatte er an der lyzischen Küste mit seiner Flotte Kaiser Konstanz aufs Haupt geschlagen. Sein Ziel, die Eroberung Konstantinopels, erreichte er jedoch nicht. Sein Statthalter aber drang im Westen bis an den Ozean vor. Bei den Christen war er wegen seiner Duldsamkeit beliebt.

Nach seinem Tode im Jahre 680 folgten einander mehrere kurzlebige Kalifen. Damals tobten dieselben Kämpfe um Mekka wie jetzt während des Weltkrieges; ein Gegenkalif Abdallah ibn es-Subeir entrollte die Fahne des Aufruhrs, wurde aber 692 unterworfen.

Der Kalif Abd el-melik war der erste, der in Damaskus arabische Scheidemünzen prägte. Bis dahin waren im arabischen Reich nur byzantinische Münzen im Gebrauch. Die Heere seines Nachfolgers Walid eroberten Samarkand und Buchara und drangen im Osten bis Multan in Indien vor. Im Westen überschritten sie im Jahre 711 die Meerenge von Gibraltar und gaben dem westgotischen Reich in Spanien, dessen König Roderich im Kampfe fiel, den Todesstoß.

Die zehnjährige Regierungszeit Walids ist eine der glänzendsten Epochen in der Geschichte der Kalifenherrschaft. Wie Märchen aus Tausendundeiner Nacht erscheinen jetzt diese meteorgleich aufleuchtenden Taten eines Volkes, das heute seine Selbständigkeit verloren hat und im Abgrund seiner Wüsten verschwunden ist. Von der erloschenen Größe blieb nichts übrig als das ewige Damaskus.

Kalif Walid war es auch, der seinen Ruhm durch den Bau der Omaijaden-Moschee in Damaskus verewigte, eines der berühmtesten Gotteshäuser der mohammedanischen Welt, dessen Turm in Sevilla, Venedig und Cremona nachgebildet wurde. Der Platz, auf dem sie steht, war von alters her überirdischen Mächten geweiht. In heidnischer Zeit war dort ein Tempel, den die römischen Eroberer im selben Stil umbauten wie den Sonnentempel in Palmyra. Reste der alten römischen Säulen, Kapitelle und Teile des Architravs sind noch erhalten. Kaiser Theodosius I. (379—395) verwandelte den Tempel in eine christliche Kirche und nannte sie nach Johannes dem Täufer, dessen Haupt als Reliquie auch der Moslem hier aufbewahrt. Als im Jahre 635 die Araber unter Abu Ubeida Damaskus belagerten, gelang es einem ihrer Feldherrn, Chalid ibn Walid, die Mauer zu übersteigen und seinen Truppen das Osttor zu öffnen. Da ergaben sich die Griechen und öffneten freiwillig auch die übrigen Tore. Chalid betrachtete daher nur die Ostseite der Kirche als erobert und ließ den Christen die andere Hälfte. Der Kalif Walid aber nahm die ganze Kirche in Beschlag und bestätigte dafür den Christen ihr Besitzrecht an mehreren andern Kirchen in und

vor der Stadt. Im Jahre 705 begann er den Umbau der alten Basilika. Griechische Architekten und Künstler wurden aus Konstantinopel berufen. Man nahm Säulen von alten römischen Denkmälern in Syrien, und zur Ausschmückung des Innern wählte man die kostbarsten Mosaike, Marmorplatten und Goldornamente.

Die Kirche bildet ein riesiges Rechteck; das Mittelschiff ist von den beiden Seitenschiffen durch zwei Reihen korinthischer Säulen getrennt. Von der ursprünglichen mohammedanischen Herrlichkeit ist heute vieles verschwunden. Die Gebetsnische an der Südmauer ist ein Meisterwerk in Stein und Mosaik. Ebenso das Marmorgrab Johannes des Täufers, ein sarkophagähnliches Kenotaph unter einem eigenen kleinen Marmordom mit vergitterten Fenstern; über diesem christlichen Heiligtum schwebt der vergoldete Halbmond des Islam.

Als ich zum erstenmal am Ramasanabend von der breiten, dunklen Basarstraße der Buchhändler her durch die alte Säulenhalle im Westen den weiten Moscheehof betrat, erstrahlten seine doppelten Arkaden im Lichte von tausend Öllampen, und um die Balkone der drei Minarette rankten sich gleichfalls schimmernde Lichtgirlanden. Die Moschee war dicht gefüllt von Gläubigen aus nah und fern. Da stand ein Scheik an einer Säule und erzählte andächtigen Lauschern von den Schülern des Propheten. Da saßen graubärtige Wüstenaraber und unterhielten sich flüsternd, und Pilger, die von weither gekommen waren, aus Jemen oder Oman, bewunderten die Pracht des Tempels und den festlichen Glanz der Lampen, die zur abendlichen Gebetsstunde aufleuchteten.

Über der Kreuzung des Lang- und Querschiffes der alten Basilika erhebt sich auf achteckigem Unterbau die hohe Kuppel, deren Wölbung die Namen der ersten vier Kalifen, Abu Bekr, Omar, Otman und Ali, trägt. Über einem Portal in der Südmauer aber, das, gleich dem Südostturm und der westlichen Säulenhalle, seit der Zeit des Kaisers Theodosius unverändert geblieben ist, liest man die alte griechische Inschrift: „Dein Reich, o Christus, ist ein Reich für alle Ewigkeit, und deine Herrschaft währt von Geschlecht zu Geschlecht“, und das südöstliche Minarett, das auf den Zinnen eines alten viereckigen Turmes seine schlanke Spitze zu den Sternen emporreckt, heißt Medinet Isa, das Jesusminarett. Wenn der jüngste Tag herannaht, wird — nach einer

damaszenischen Sage — der falsche Messias, der Antichrist, von Chorassan mit einem Gefolge von 70000 Juden nach Jerusalem kommen und sich als Christus ausrufen lassen. Dann aber wird von einer Himmelswolke Jesus auf die höchste Galerie von Medinet Isa herabschweben, um in Menschengestalt nach Jerusalem zu wandern. Dort holt er drei



Das Jesusminarett der Moschee der Omaijaden zu Damaskus.

Steine und geht mit diesen zum Jordan hinab. Den ersten Stein wirft er im Namen des Gottes Abrahams gegen den Antichrist, den zweiten im Namen des Gottes Isaaks, den dritten im Namen des Gottes Jakobs. Er tötet den Antichrist, und entsetzt verbergen sich die Juden hinter Hügeln und Felsen. Aber die Steine und die Felder schreien laut und verraten ihre Verstecke, und sie werden alle getötet. Dann kehrt Jesus wieder nach Jerusalem zurück, um dort ein Friedensreich zu errichten. Wenn er aber zum zweitenmal den leiblichen Tod gestorben ist, hat die Stunde des Jüngsten Gerichts geschlagen. —

Kehren wir noch einmal zu der Dynastie zurück, deren Namen für alle Zeit mit dem der Moschee verbunden ist. Auch sie ging ihrem Ende entgegen. Im Jahre 732 wurde Abd er-Rahman, der Statthalter des Kalifen Hischam in Spanien, von Karl Martell bei Poitiers besiegt. Nach Hischams Tod herrschte Walid II. in Damaskus, und hier wurde auch noch seinem Nachfolger Merwan im Jahre 744 gehuldigt. Aber schon sechs Jahre später erlosch die Dynastie der Omaijaden, und Damaskus war nicht länger die Hauptstadt eines Weltreichs. Der zweite Abbassiden-Kalif Mansur verlegte seine Residenz nach Bagdad.

In den nächsten Jahrhunderten wechselte die Herrschaft über Damaskus wieder in kurzen Zwischenräumen. Eine Zeitlang gehörte es den ägyptischen Tuluniden, dann wieder den türkischen Nomadenstämmen der Seldschuken. Die ersten Kreuzfahrer, die 1097 nach Syrien kamen, fanden das Land unter mehrere seldschukische Emire verteilt; es gelang den Franken aber nicht, die Herrschaft über Damaskus zu gewinnen. Im Jahre 1154 kam Syrien unter die Herrschaft des klugen und gerechten Nureddin, der in hohem Grade die bei den Großen der Erde nur allzu seltene Eigenschaft besaß, uneigennützig allein der Wohlfahrt des Reichs und seiner Untertanen zu leben. Nureddins Emir, der Kurde Ejjub, eroberte Damaskus. Ejjubs Sohn, Saladin, versuchte sich von Nureddin unabhängig zu machen. Während dieser gegen seinen aufständischen Vasallen rüstete, starb er im Jahre 1174. Nachdem sein Sohn Ismail seine Residenz nach Aleppo verlegt hatte, zogen die Kreuzfahrer gegen Damaskus, aber Saladin, der sich jetzt zum Herrscher Syriens aufgeschwungen hatte, kam ihnen im selben Jahre zuvor.

Dieser Besieger der Kreuzfahrer, der berühmte Sultan Saladin, starb in Damaskus am 4. März 1193.

Unmittelbar vor der Nordwestecke der Omaijaden-Moschee steht inmitten eines Parks ein schönes Mausoleum mit Kuppeldach. Es ist Saladins Grab. Die Wände des Mausoleums sind mit prächtigen Mustern blauer und weißer Fayence bedeckt; das Grabmal aus weißem Marmor ist mit Blumenmotiven und eingelegten farbigen Steinen köstlich verziert. Am Kopfende liegt Sultan Saladins Turban auf einer Decke aus grünem Samt mit Goldfransen; daneben unter Glas ein silberner Kranz, ein Geschenk Kaiser Wilhelms aus dem Jahre 1898,

der seiner Bewunderung für den großen Sultan auch durch die Stiftung einer kostbaren silbernen Lampe Ausdruck gab, die über dem Grabstein schwebt. Neben dem Sultan ruht unter einem einfacheren Denkmal sein Minister. In der Grabkammer sitzt beständig ein Priester und betet für den Entschlafenen.

Als ich eines Tages mit einer Zeichnung des Grabes beschäftigt war, traten zwei vornehme Männer ein; sie hatten die Hände flach auf der Brust gekreuzt und gingen langsam und in gebückter Haltung an das Kopfende des Grabmals heran, wo sie eine kurze Andacht verrichteten. Der ältere der beiden mochte fünfzig Jahre zählen. Sein Blick war freundlich und würdig, seine Nase edel geformt, und sein dichter Spitzbart noch schwarz. Auf den Schultern trug er einen dünnen schwarzen „Kumbez" oder Mantel, auf dem Kopf einen weißen, goldgestickten Seidenturban. Der Name dieses Mannes wird sicher seinerzeit noch oft genannt werden. Es war der vom türkischen Sultan neu ernannte Scherif von Mekka. Der andere, kaum dreißig Jahre alt, eine hohe Gestalt mit blitzenden schwarzen Augen, ganz in dünne weiße Seide gekleidet, war der Sohn des Scherifs, der Schwiegersohn des Sultans. Ihn traf ich tags darauf beim deutschen Konsul und staunte über seine genaue Kenntnis europäischer Verhältnisse, sein fließendes Englisch und sein ziemlich gutes Deutsch.

Die beiden Männer standen im Begriff, eine eigenartige, geschichtlich bedeutsame Reise anzutreten. Auf der Hedschasbahn sollten sie nach Medina fahren und von dort noch 360 Kilometer durch Gebirge und Steinwüste nach Mekka wandern. Die Engländer aber hatten soeben den wohlüberlegten Schachzug getan, in Dschidda Truppen zu landen und sie nach Mekka zu schicken, um dem dortigen rebellischen Scherif in seinem Unabhängigkeitskampf gegen den Sultan beizustehen.

Wer Mekka besitzt, hat einen großen Einfluß auf die ganze mohammedanische Welt. Der neue mit Hilfe der englischen Bajonette eingesetzte Kalif ist nichts anderes als ein Werkzeug zur Ausdehnung der englischen Herrschaft über die Welt des Islams. Heute reicht das neue englische Kalifat von den Sundainseln bis zu den Säulen des Herkules, und die Macht des Sultans hat in Mekka aufgehört. Wie lange aber diese Herrlichkeit dauern wird, ist eine andere Frage; sie

ruht gewiß auf noch schwächeren Füßen als das englische Weltreich selber. Wenn erst das Ansehen Großbritanniens völlig zerstört ist, während die Türkei an der Seite des siegreichen Deutschlands steht, wird der neue Scherif, der vor seiner Reise den Manen des Sultans Saladin seine Huldigung darbrachte, sein hohes Amt auf einer gerechteren Grundlage aufbauen als der törichte Rebell im Dienste Englands.

Der vorhin erwähnte Nureddin, der Vorgänger des Sultans Saladin, ist gleichfalls in Damaskus beigesetzt. Sein Grab liegt merkwürdigerweise im Kleiderbasar Suk el-Khaijatin, wo Frauen und Männer besonders vor den großen Feiertagen des Jahres unter Haufen europäischer Stoffe ihre Garderobe erneuern. Inmitten des Marktes der Eitelkeit steht man plötzlich vor der Pforte der Vergänglichkeit. Nur Rechtgläubige haben Zutritt; der Christ darf nur durch ein Gitterfenster einen Blick in die Grabkammer des schlummernden Sultans werfen.



Phot.: Larsson.

Beduinenfrau.

Harte Schicksale hat Damaskus noch durchgemacht. Im Jahre 1260 fiel es in die Hände der Mongolen unter Hulagu, der die Christen beschützte und ihnen ihre Kirchen ließ. Als aber bald darauf der ägyptische Mameluckenfürst Kutus die Stadt wieder eroberte, wurden die Klöster der Christen geplündert und die Kirchen der Jakobiten und

der heiligen Jungfrau dem Erdboden gleichgemacht. Im Jahre 1300 fielen die Tataren unter Gasan über die Stadt her, und zwischen 1300 und 1400 wurde sie eine Beute Timurs, der schon in Aleppo mit beispielloser Grausamkeit vorgegangen war und Siegespyramiden aus 20000 Menschenschädeln errichtet hatte. Seine vorausgesandten Unterhändler hatte der Gouverneur der Stadt töten lassen, und Timur fand an den Mauern der Stadt unerwartet starken Widerstand. Deshalb bediente er sich einer List; er versprach seiner Wege zu ziehen, wenn man ihm eines Tatarenfürsten würdige Gaben überreichte. Die Häupter der Stadt begaben sich denn auch mit reichen Geschenken in Tamerlans Zelt und erhielten dort das Versprechen, daß den Einwohnern nichts geschehen solle. Daraufhin öffnete man einem Offizier, der angeblich die ihm folgenden tatarischen Truppen in Ordnung halten sollte, die Stadttore. Dankbar für diese Vorsorge schickte man neue Gaben an Tamerlan. Aber dieser heuchelte plötzlich den größten Zorn; man habe ihm nur eine Million Goldstücke gegeben, er verlange zehn Millionen. Daraufhin begann der Kampf aufs neue. Die Zitadelle leistete bis zum äußersten Widerstand. Um ihre Besatzung angreifen zu können, errichteten die Tataren neben ihr einen mächtigen Holzbau; die Verteidiger aber begossen ihn mit Naphtha und zündeten ihn an. Schließlich aber wurde die Festung im Sturm genommen, und das Schicksal von Damaskus war besiegelt. Seine unermeßlichen Reichtümer an Waffen und Munitionsvorräten wurden fortgeschleppt, Männer, Frauen und Kinder aufs grausamste gequält und nach acht Tagen die Stadt in Brand gesetzt. Alle Seidenweber, Porzellanmacher und Glasbläser führte Tamerlan mit fort, vor allem aber die berühmten Waffenschmiede, die das Herstellungsgeheimnis der feinen Damaszenerklingen besaßen; Ruy Gonzalez de Clavijo, Gesandter Heinrichs III. von Kastilien an Tamerlans Hof in Samarkand, berichtet von ihnen in seiner Reisebeschreibung. Seitdem ist die edle Waffenschmiedekunst in Damaskus erloschen.

Am 12. Oktober 1516 zog Sultan Selim I., der Eroberer Ägyptens, in Damaskus ein und machte es zur Hauptstadt des türkischen Wilajets von Syrien. Das ist Damaskus bis heute geblieben.

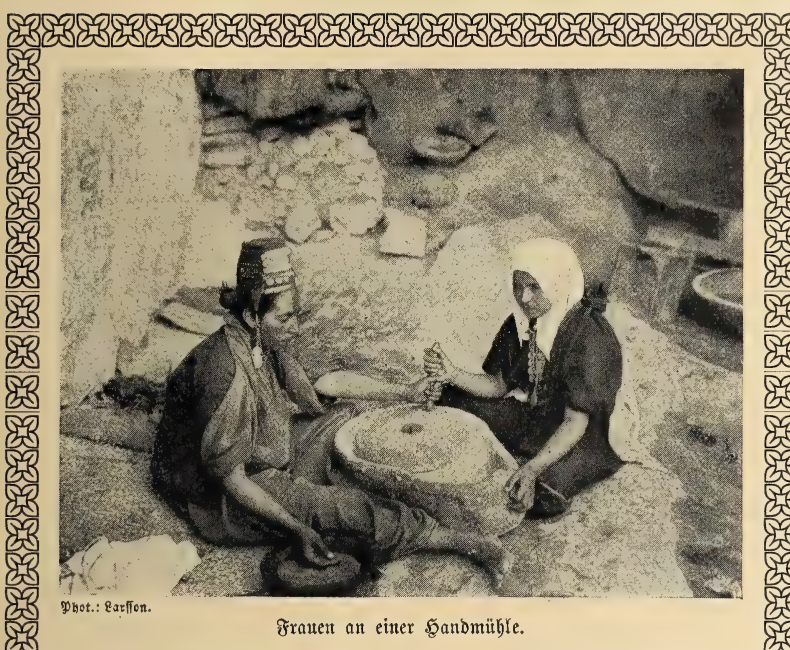


Schwester Sophie Wachner.



Phot.: Larsen.

Vornehmes arabisches Haus in Damaskus.


Phot.: Larsson.

Frauen an einer Handmühle.

Achtes Kapitel.

Malariatage.

Meine Absicht war, drei bis vier Tage in Damaskus zu bleiben, und sogleich nach meiner Ankunft hatte ich den Befehlshaber über Syrien, Dschemal Pascha, telegraphisch um die Erlaubnis zum Besuch Jerusalems gebeten, denn mein Paß aus Aleppo lautete nur auf Damaskus. Wenige Stunden später hatte ich bereits seine zustimmende Antwort in Händen. Meine beiden Begleiterinnen wollten schon nach einem Tage ihre Reise fortsetzen. Aber Gräfin Wittgenstein erkrankte plötzlich am Fieber. Welch ein Glück für sie, daß eine so treffliche und pflichttreue Pflegerin wie Schwester Sophie Wachner zur Stelle war! Ein Glück aber auch zugleich für mich, denn ich weiß nicht, was ohne sie aus mir geworden wäre.

Als ich am Abend des zweiten Tages von meiner Wanderung durch die Stadt heimkehrte, fühlte ich mich derart erschöpft, daß ich kaum noch zu essen vermochte und sogleich mein Lager aufsuchte. Ich schlief auch bald ein, erwachte aber plötzlich unter den heftigsten Fieberschauern. Ich zitterte vor Kälte, meine Zähne klapperten, und rasende Kopfschmerzen peinigten mich. Im Hotel war alles zur Ruhe gegangen, und so blieb mir nichts übrig, als in diesem Zustand auf den ersten Morgenschimmer zu warten.

Endlich wurde es wieder lebendig draußen im Gang, und der syrische Hausdiener trat ein, um Kleider und Schuhe zur Reinigung zu holen. Ich hatte gerade noch die Kraft, ihn zu bitten, Schwester Sophie von der hilflosen Lage eines zweiten Patienten zu unterrichten. Dann schwand mir die Besinnung. Den ersten Tag über lag ich meist in Fieberphantasien. Die Temperatur schwankte zwischen 37 und 40 Grad. Am Vormittag war das Fieber am schwächsten, am Abend am stärksten. Der 9. Juli war der schlimmste Tag. Während der heißen Nachmittagsstunden, in denen das Geräusch der Straße fast nächtlicher Stille zu weichen pflegt und jedermann ruht, lag ich lange Zeit völlig bewußtlos und erwachte erst wieder, als das Fieber auf 40,5 Grad gesunken war. Meine unschätzbare Pflegerin, die mich mit aufopfernder Geduld wie ein Engel behütete, verriet mir nachher, daß sie an diesem Tage das Schlimmste befürchtet habe. Mein Kopf schien durch den Blutandrang dem Zerspringen nahe, und mit Hilfe des Dieners mußte sie mich ganz in nasse Laken hüllen, um das Fieber gewaltsam niederzuzwingen. In meinen Phantasien fabelte ich stets von einer Karawane, die nach Süden zu einer Oase aufbrechen müsse, wo eine Quelle unter Palmen riesele. Am Abend war ich wieder ganz klar bei Verstand, konnte aber vor Mattigkeit kein Glied rühren.

In meinen Fieberphantasien hatte ich stets französisch gesprochen, wohl in Fortsetzung der Unterhaltungen mit dem Arzt, der glücklicherweise zur Stelle war und mich zweimal am Tage besuchte. Dr. Trouiyard war Franzose und daher Kriegsgefangener, genoß aber innerhalb der Stadt völlige Freiheit, seiner Praxis nachzugehen, die besonders von Deutschen und Österreichern sehr gesucht war. Er hatte siebzehn Jahre im Orient zugebracht, zuerst lebte er in Tunis, dann als Hospitalarzt

in Jerusalem und jetzt seit achtzehn Monaten in Damaskus; mit den tropischen und subtropischen Krankheiten war er daher aufs genaueste vertraut, und besonders die Malaria in ihren verschiedenen Formen war ihm eine alte Bekanntschaft. Der österreichische Konsul hätte mir keinen besseren Helfer empfehlen können. Obendrein war dieser kleine, lebhafte, geistreiche Franzose, der seine Muttersprache mit solchem Wohllaut beherrschte, daß sie wie Musik klang, ein feingebildeter und liebenswürdiger Mann, der alle Eigenschaften besaß, die man bei einem Arzt nur wünschen kann; er untersuchte mit größter Genauigkeit, stellte seine Diagnose nach reiflicher Überlegung und wirkte durch seine Ruhe und Jovialität so aufheiternd, daß seine Besuche dem Patienten wahre Feierstunden bedeuteten. Über die Behandlung seitens der Türken hatte er nur Worte des Lobes. Im übrigen sprach er ungern vom Krieg und wurde, wenn wir uns doch einmal auf dieses Gebiet verirrten, das unser aller Gedanken unwiderstehlich beschäftigte, noch ruhiger und gemessener als sonst, ohne sich jemals zu irgendwelchen heftigen Äußerungen hinreißen zu lassen.

Am Morgen des 10. Julis erwachte ich früh um ½6 Uhr mit nur 36,5 Grad Fieber, aber ich konnte kaum die Augen aufschlagen und wurde von krampfhaften Zuckungen hin- und hergeschüttelt. Von der Straße herauf ertönten die Klänge türkischer Militärmusik und die taktfesten Schritte anatolischer Truppen; später zog arabische Schuljugend singend vorüber. Das Gerassel des Trainfuhrwerks, das Schreien der Esel und das Gurgeln der Dromedare drangen herauf in meine Krankenstube, aus der heraus ich immer ein Stückchen des ungetrübt blauen Himmels schimmern sah. Unerträgliche Kopfschmerzen ließen mir nur selten zum Schlafen Ruhe. Die krampfhaften Zuckungen wiederholten sich auch am folgenden Tag; heftige Fieberschauer gingen ihnen voran, und starker Schweißausbruch folgte. Das Bewußtsein schwand, und Schwester Sophie mußte mich abermals in nasse Leintücher wickeln. Meine Phantasien wanderten an diesem Tage immer in die Heimat, nach Stockholm. Nach Jerusalem, erklärte ich, würde ich wohl nie kommen; dies Ziel meiner Sehnsucht seit mehr als dreißig Jahren, da ich zum erstenmal den Boden Asiens betrat, sei mir unerreichbar. Es stehe wohl in den Sternen geschrieben, daß ich auf dem christlichen Friedhof

in Damaskus, den ich noch nicht besucht hatte, bleiben müsse, neben dem berühmten Verfasser der „Geschichte der Zivilisation in England“, Henry Thomas Buckle, der am 29. Mai 1862 in Damaskus starb und hier begraben liegt. Als ich am Nachmittag dieses Tages aus den Fieberträumen erwachte, zeigte das Thermometer 40 Grad, und ich fühlte mich sterbensmatt. Am Abend war die Fieberhitze aber auf 36,8 Grad gesunken, und Schwester Sophie konnte mich ohne Sorgen meiner nächtlichen Einsamkeit überlassen. Draußen funkelten die Sterne, und auf den Hausdächern flammten die Lichter des Ramasan.

Der 12. Juli war mein erster fieberfreier Tag, und Dr. Trouiyard war mit dem Erfolg seiner Behandlung sehr zufrieden. Es galt jetzt nur, durch tüchtige Dosen Chinin neuen Fieberanfällen vorzubeugen.

Damit begann meine Wiedergenesung. Ich war nur noch ein Schatten meiner selbst, denn ich hatte in der ganzen Zeit nichts genießen dürfen und wurde nun mit Tee, Suppen und saurer Milch langsam wieder zu Kräften gebracht. Auch dehnten sich die Stunden nicht mehr so endlos lang, denn ich durfte lesen und vertiefte mich in die Bibel und in Baedekers treffliches Handbuch von Palästina und Syrien. Schwester Sophie zeigte unermüdlich eine Engelsgeduld, obgleich sie ihre Fürsorge noch immer zwischen der Gräfin und mir zu teilen hatte. Sie gönnte sich selbst keine Minute Ruhe, und wenn die unmittelbare Krankenpflege Pausen gestattete, füllte sie diese mit Darbietungen ihrer edlen Kunst aus. Unvergeßlich werden mir diese Stunden sein, in denen die berühmte Schauspielerin in meinem Krankenzimmer zu Damaskus ihre Glanzrollen rezitierte, mit besonderer Vorliebe die der „Jungfrau von Orleans“. Wenn sie da im Feuer der Begeisterung mit lautschallender Stimme rief:

> Frankreich wird nimmer Englands Fesseln tragen.
> Nie, nie wird das geschehen! Eher wird es
> Ein weites Grab für eure Heere sein!

fürchtete ich manchmal, draußen im Vorsaal werde man glauben, Patient und Pflegerin seien über Kriegsfragen miteinander in Zwist geraten.

Am 12. Juli 1916 langte in Damaskus die zunächst noch vorsichtig verbreitete Nachricht an, die Engländer seien bei Dschidda gelandet und auf dem Marsch gegen Mekka. Der dortige Scherif oder

Emir sei bereits zu ihnen übergegangen; der Sultan habe ihn deshalb abgesetzt und einen Nachfolger ernannt, der nun als eine Art Gegenpapst auftreten werde; man rechne daher mit einem Religionskrieg zwischen Medina und Mekka, denn der frühere Scherif werde sich ohne Zweifel zum Kalifen ausrufen lassen und die Waffen gegen den richtigen Kalifen, den Sultan, erheben. Gelänge es den Engländern, dieses langerstrebte Ziel zu erreichen, dann sei die mohammedanische Welt in zwei Teile gespalten, und Afrika und Indien würden von Mekka aus regiert. Vielleicht aber sei auch mit einem Fehlschlag der englischen Pläne zu rechnen. Der Oberbefehlshaber, Dschemal Pascha, sei auf dem Wege nach Damaskus, um sich mit dem neuen Scherif vor dessen Reise nach Medina zu beraten.

Mein Zustand besserte sich in den folgenden Tagen langsam. Auf die „Jungfrau von Orleans" gestützt, konnte ich quer durchs Zimmer gehen, eine Promenade, die der belesene Dr. Trouihard „le voyage par votre chambre" nannte, und zahlreiche Besuche brachten mich wieder mit der Außenwelt in engste Berührung. Täglich brachte mir der berühmte Meißner Pascha die neuesten illustrierten Zeitungen und Heeresberichte. Dieser Deutsche hatte über dreißig Jahre in der Türkei gelebt; zuerst war er bei den europäischen und anatolischen Eisenbahnen angestellt, dann trat er in den Dienst der Bagdadbahn, und jetzt baute er eine Eisenbahn von Jerusalem nach der Sinaiwüste. Er trug einen roten Fes mit schwarzer Quaste, war geistreich und amüsant und stets unterrichtet über allerlei Neuigkeiten.

Am 13. Juli kehrte der deutsche Konsul, Dr. Löytved-Hardegg, aus Haifa nach Damaskus zurück und begrüßte mich in meinem Krankenzimmer mit einem Strauß wunderbarer Rosen aus dem Garten des Konsulats. Durch seinen Vater war er dänischer Abkunft und sprach einigermaßen Dänisch; seine Mutter stammte von jenem Hardegg, der sich um den deutschen Tempelverein im Heiligen Lande große Verdienste erworben hat. Dr. Löytved war zugleich Konsul in Haifa; dort hatte er auch das Frühjahr 1915 mit Frau und Kindern zugebracht; am 30. Mai 1915 sollte er allein nach Damaskus zurückkehren. Die Familie saß gerade in ihrem Heim auf einer Anhöhe vor der Stadt am Frühstückstisch, als ein Hafenwächter hereinstürzte und ein Schreiben

von einem auf dem Mittelmeer kreuzenden englischen Admiral brachte, das allerhand Klagen gegen den Konsul enthielt, auf Grund deren das Konsulat um 1 Uhr mittags beschossen werden solle. Es war gerade kurz vor 1. Der Konsul sandte seine Familie eiligst an einen sicheren Ort, raffte Archiv und andere wichtige Dokumente zusammen und wollte eben noch einige andere Wertstücke retten, als die erste Granate Punkt 1 Uhr angeflogen kam. Wenige Stunden später war das Konsulat dem Erdboden gleichgemacht.



Konsul Dr. Löytved-Hardegg.

Konsul Löytved hatte den größten Teil seines Lebens in Syrien und Palästina zugebracht und war außerordentlich heimisch in allen Verhältnissen dieses Landes. Sein erfolgreiches Wirken zur Verstärkung des deutschen Einflusses in der Türkei gegenüber dem der Ententemächte ist in der Wilhelmstraße zu Berlin wohlbekannt. Ich blieb auch nach meiner Heimkehr mit ihm in Briefwechsel, erhielt aber leider schon bald von seiner Gattin die traurige Nachricht, daß ihn am 17. Mai 1917 der Flecktyphus dahingerafft habe.

Löytved fand nicht Worte der Bewunderung genug für Dschemal Pascha, der seine Provinzen mit hoher Staatsklugheit und eiserner Energie verwalte. Am Abend desselben Tages erklang Militärmusik auf der Straße; sie ging an der Spitze einer Ehrenkompagnie, die den türkischen Oberbefehlshaber am Bahnhof empfangen sollte.

Es war am 15. Juli, als eine Visitenkarte mit dem Namen „Rev. J. E. Hanauer" in mein Zimmer gebracht wurde und dann ein hochgewachsener Deutscher in langem schwarzen, bis zum Halse zugeknöpften Priesterrock bei mir eintrat. Er hatte erfahren, daß ich krank in Damaskus lag, und wollte sich nach meinem Befinden erkundigen. Hanauer war in Jaffa geboren und trotz seiner sechsundsechzig Jahre nie in Deutsch-

land gewesen; viele Jahre hatte er in Jerusalem gewohnt, und er verehrte mir ein Buch, das er über die heilige Stadt veröffentlicht hatte. Jetzt lebte er in Damaskus. Er brachte mich auf die mannigfachen, mit dieser Stadt verknüpften Erinnerungen an den Apostel Paulus, die ich im 6. Kapitel andeutete. Die „rote Moschee", Dschami el-Ahmar, auf die er mich besonders aufmerksam machte, konnte ich später leider nicht besuchen; sie sei, versicherte mir Hanauer, auf dem Platz der ältesten Synagoge errichtet, und der alte jüdische Tempel sei teilweise in den neueren mohammedanischen aufgegangen; nichts stehe daher der Annahme entgegen, daß Paulus in dieser Synagoge gepredigt habe.

Mitten in unserer Unterhaltung öffnete sich die Tür, und herein trat Dschemal Pascha in Begleitung des Konsuls Löytved. Festen Schrittes trat er an mein Bett heran und hieß mich in seinen Provinzen willkommen; er habe lange vergebens auf meine Ankunft in Jerusalem gewartet; nun er den Anlaß der Verzögerung erfahren, bedauere er lebhaft, daß seine Hauptstadt mich so unfreundlich mit Malaria empfangen habe.

Er war klein und untersetzt, sah prächtig aus und hatte ruhige, kluge, durchdringende Augen, schwarzen, kurzgeschnittenen Vollbart und aufgezwirbelten Schnurrbart; er trug die einfache feldgraue türkische Uniform, Persianermütze, gelbe Ledergamaschen, den Revolver im Gürtel, elegante Glacéhandschuhe und Reitgerte. Der ganze Mann verkörperte konzentrierte Willenskraft und unbeugsame Energie, und wenn ich bis dahin gezweifelt hatte, ob ich wirklich bis an die Suësfront kommen würde, so beseitigte jetzt das Wort des Befehlshabers alle Bedenken im Handumdrehen. Mein beabsichtigter Besuch bei seinen Truppen bereitete ihm offenbar Freude. Er erinnerte mich an die Schwierigkeiten, mit denen Entdeckungsreisende in der Sinaiwüste zu kämpfen hatten; wieviel schwerer sei es für eine Armee, in einem Gelände zu operieren, wo man nicht nur gegen den Feind zu kämpfen, sondern auch große natürliche Hindernisse zu überwinden habe. In alter Zeit konnten sich die Kriegszüge gegen Ägypten auf starke Transporte zur See stützen; jetzt sei das Meer nicht frei, die Etappenlinie zu Land aber unerhört lang und auch für andere asiatische Fronten in Anspruch genommen. Da ich Asiens Wüsten kenne, werde ich diese Schwierigkeiten zu würdigen wissen.

Dann verabredeten wir noch, in Dschemal Paschas Hauptquartier auf dem Ölberg die Einzelheiten meiner Reise festzulegen; Automobil und Begleitoffiziere sollten mir zur Verfügung stehen, solange ich wolle. Irgendwelche Geheimnisse gebe es nicht. Das war ein klarer Bescheid, und vor allem: es stand ein Mann hinter dem Wort. Und dieser Mann, der die ganze Verantwortung für die Suës- und Mekkafront trug, der jeden Augenblick einer englischen Landung an den Mittelmeerküsten, wie in Dschidda, gewärtig sein mußte und außerdem die Zivilverwaltung von ganz Syrien und Palästina unter sich hatte, schien gar keine nervöse Eile zu haben, obgleich er schon am nächsten Tage nach Jerusalem zurückkehren wollte. Draußen auf dem Flur erwartete ihn eine Schar von Offizieren und Beamten, jeder eine Mappe mit dringenden Schriftstücken unter dem Arm. Er aber saß ruhig an meinem Bett und brach erst auf, nachdem wir das ganze Programm meiner Weiterreise durchgesprochen hatten. Konsul Loytved begleitete ihn hinaus, und schon am nächsten Tag erhielt ich einen von Dschemal Pascha eigenhändig unterschriebenen Paß, der auf meiner Weiterreise überall wie eine Zauberformel wirkte.

Sonntag, den 16. Juli, erklärte mich Dr. Trouiyard für gesund und gab mir sogar die Erlaubnis zu einer Ausfahrt. Konsul Loytved holte Schwester Sophie und mich ab, und wir fuhren in das Tal des Barada hinein, wo uns im Garten eines syrischen Gasthauses Herr und Frau Meißner Pascha, Konsulatssekretär Hahn und Dr. König aus Ägypten erwarteten. Dort tranken wir Tee und aßen frische Walnüsse und große grüne Trauben. Ich war noch sehr schwach auf den Beinen, und ohne den starken Arm der guten Schwester hätte ich mich nicht aufrecht halten können.

Doch nun ging es von Tag zu Tag besser. Chinin und Kolatropfen taten das ihrige, und einige Tage später durfte ich schon mit Schwester Sophie einer Einladung zum Abendessen bei Konsul Loytved Folge leisten. Sein Wagen mit zwei feurigen schwarzen Trabern holte uns ab; auf dem Bock saß neben dem martialischen Kutscher stolz und selbstbewußt wie ein Padischah, in einer Uniform von griechischem Schnitt und dunkelblauer Farbe, mit viel Gold und orientalischem Krimskrams, der Kawaß Diab, der ganz wacker Deutsch radebrechte. Schon die Fahrt

war interessant; sie ging durch die breitesten und belebtesten Straßen der Stadt, und das Menschengewimmel war außerordentlich. Denn es war Ramasan, der neunte Monat des mohammedanischen Jahres, in dem sich der gläubige Moslem tagsüber aller materiellen Genüsse enthalten muß. Jetzt kam man vom Iftar in den Kaffeehäusern der Basare und ließ sich vor den Restaurants in endlosen Reihen auf kleinen Hockern nieder, lehnte sich an die Hauswände, rauchte seine Nargileh und trank seinen Kaffee à la turca. Da saßen weißbärtige Araber in Turbanen, ottomanische Effendis in rotem Fes, Kaufleute, Beamte, Gelehrte und stolze Beduinen mit gebräunten Gesichtern. Alle genossen sie beim Schein der Lampen ihren Keif (Siesta), bis der Muezzin sie zur nächsten Gebetsstunde in die Moschee rief. Die Straßen wimmelten von all diesen Kindern des Orients, Söhnen und Töchtern von Esch-Scham und Gästen aus fernen Ländern, Verkäufern und Käufern, unverschleierten syrischen Christinnen und Töchtern des Islams in schwarzen Schleiern, türkischen Offizieren und Soldaten, schwarzgekleideten christlichen Priestern und weißen mohammedanischen Hodschas, Reitern auf prächtigen arabischen Stuten, kleinen Eselkarawanen, Persern in schwarzen Kullahs, vereinzelten Negern, schreienden, barfüßigen Kindern, Trägern, Bäckern, Barbieren, Burschen und allerlei Tagedieben in endlosem, beständig wechselndem Durcheinander.

Dann bogen wir in einen dunklen Basartunnel ein. Nur wenige Läden waren noch erleuchtet, Funken sprühten von den Rädern der Kalesche auf dem Pflaster, und das Echo hallte betäubend wider.

Endlich hielt der Wagen. Diab sprang ab. Hochaufgerichtet, unbeweglich wie in Bronze gegossen, schulterte der Kutscher seine Peitsche. Ein Gendarm grüßte militärisch, Kawassen öffneten und führten uns durch das Tor und die Vorhalle auf einen prächtigen arabischen Hof, der in elektrischem Licht strahlte. Und doch war die Beleuchtung gedämpft und nicht blendend. Die meisten Glühlampen saßen im dichten Laubwerk der Apfelsinen- und Zitronenbäume, und ihr Schein war warm wie das Grün des Frühlings, so daß die Goldfische in dem weißen Marmorbecken in der Mitte des Hofes sich verwundert fragen mußten, ob Sonne oder Mond sie bescheine. Über uns wölbte sich der dunkelblaue Himmel von Damaskus. Der Boden war schwarzer und weißer

Marmor mit eingelegten geometrischen Figuren, und auch die Mauern zwischen den Fenstern des Erdgeschosses waren mit Marmormosaik bedeckt.

Nach dem Abendbrot führte uns der Konsul in einen zweiten Hof ganz anderer Art. Mit Sand bestreute Wege schlängelten sich zwischen tropisch üppigen Hainen, zwischen Weingeländern und Rosenbüschen, und aus der Mitte dieser magisch beleuchteten Herrlichkeit schoß ein mächtiger Wasserstrahl in die Höhe, der im Schein der Lampen wie Quecksilber blitzte — ein Bild wie aus Tausendundeiner Nacht. In blauen Spiralen stieg der Zigarettenrauch zu den Sternen empor.

Als dann die Tageswärme in den klaren Raum hinausstrahlte und es kühl, ja kalt wurde, hüllten uns Kawassen in warme Decken und brachten heißen Tee. Auf meine Bitte rezitierte Schwester Sophie Stücke aus der „Jungfrau von Orleans“. Im Schatten eines Apfelsinenbaumes, einen Stab statt der französischen Fahne in der Hand, nahm sie von den Gefilden ihrer Jugend Abschied und widmete sich mit dem „Mut der Cherubim“ ihrer vaterländischen Mission. Niemand hat wohl hinreißender die französische Vaterlandsliebe zum Ausdruck gebracht, als der deutsche Dichter, der Schöpfer dieses Meisterwerks, keine Schauspielerin sie begeisternder wiedergegeben als Schwester Sophie, und kein Platz war dieses Schauspiels würdiger als dieser, dessen Kulissen lebende Bäume bildeten, auf den die ewigen Sterne herabschimmerten und der im Herzen von Damaskus lag, das mehr als 4000 Jahre hindurch unaufhörlich geschlagen hat.

Ich will nicht verraten, welche Stunde die Turmuhr verkündete, als wir Abschied nahmen und der Wagen des Konsuls uns wieder zum Hotel zurückbrachte. Ich war vor wenigen Tagen erst knapp dem Tode entronnen. Aber ich hatte ja meinen Schutzengel bei mir.



Dschemal Pascha und sein Adjutant.

Neuntes Kapitel.

Dschemal Pascha.

Die Geschicke Syriens und Palästinas liegen heute in der Hand Dschemal Paschas, eines Mannes, der in der Geschichte der neuen Türkei eine bedeutungsvolle Rolle gespielt hat. Er führt den Feldzug gegen Ägypten und den heiligen Krieg gegen die Engländer in Mekka, dessen Ausgang von entscheidender Bedeutung für die Zukunft des ganzen Orients und der mohammedanischen Welt sein wird.

Ahmed Dschemal wurde am 23. April 1870 in Mytilene geboren. Sein Vater war dort Militärapotheker. Beide Eltern stammten aus Konstantinopel, aus alttürkischem Geschlecht, was der Sohn mit besonderem Nachdruck hervorzuheben pflegt. Vom zehnten Lebensjahr an besuchte er die Kriegsschule in Adrianopel und vollendete seine militärische Ausbildung mit vierundzwanzig Jahren in der 1836 gegründeten Kriegsschule in Pankaldi bei Konstantinopel, die vor dem Kriege der türkischen Armee alljährlich siebenhundert Offiziere zuführte. Seine Lieblingsstudien waren Geschichte und Mathematik.

Schon in Pankaldi beschäftigten ihn revolutionäre und nationalistische Probleme. Die Befreiung des türkischen Reiches vom Joch des Absolutismus war ein unerschöpfliches Unterhaltungsthema der Kriegsschüler. Dschemals Kühnheit ging schon damals so weit, daß er Aufrufe gegen Sultan Abdul Hamid verteilte. Um sich nicht zu verraten, schrieb er sie mit der linken Hand.

Im Jahre 1893 war er nahe daran, sich der jungtürkischen Propaganda in Frankreich zu widmen, kam aber bald zu der Überzeugung, daß eine Agitation auf fremdem Boden nicht zum Ziel führen könne, sondern nur die persönliche opferwillige Arbeit im eigenen Lande. Er blieb also in der Türkei und wurde bald als Hauptmann in den Generalstab aufgenommen. In dem „geistig verpesteten" Konstantinopel, wie er sich ausdrückt, wollte er jedoch nicht wohnen. Als Mitglied der Verteidigungskommission durfte er sich in Kirk-Kilisse niederlassen, wohin auch sein Vater übergesiedelt war. Hier arbeitete er ein Jahr lang als Instrukteur einer Kompagnie.

Im März 1895 begannen die Vorbereitungen zum Krieg gegen Griechenland, und Ahmed Dschemal wurde in den Generalstab der Zweiten Armee nach Adrianopel berufen. Seine mehrmalige Bitte, an die Front bei Jannina gehen zu dürfen, wurde abgeschlagen. Er blieb also in Adrianopel bis zum Ende des Krieges und verlor während dieser Zeit seine Frau und seine einzige Tochter. Auf seinen Wunsch wurde er dann nach Saloniki versetzt. Auf der Reise dorthin heiratete er in Konstantinopel seine jetzige Frau, die eine kluge und energische Dame und eine Stütze ihres Mannes in seinem wechselvollen, gefährlichen Leben sein soll.

Während seiner fast zehnjährigen Dienstzeit in Saloniki griff er in die revolutionäre Bewegung ein, der die tüchtigsten Offiziere der Armee angehörten, und wurde neben Enver Pascha, Taalat Pascha, Hafis Haki Pascha, Ismail Dschambolat und Refik Bei Mitglied des 1902 gegründeten Zentralkomitees. Außer diesem bestanden Provinzkomitees in Üsküb, Saloniki und Monastir, und es galt vor allem, die Notabeln der Städte und Dörfer zu gewinnen. Dr. Nasim, der in Paris im Geiste der neuen Bewegung wirkte, wurde vom Zentralkomitee nach Saloniki berufen; als Hodscha (mohammedanischer Gelehrter) verkleidet

hielt er sich hier in strengstem Inkognito auf, so daß er nicht einmal seine in der Stadt wohnende Mutter besuchte, und wurde dann nach Smyrna geschickt, um auch dort ein Komitee zu bilden. In der Verkleidung eines Tabakhändlers gelangte er glücklich dorthin.

Bald darauf kam es zum Staatsstreich und zur Einführung der Verfassung. Der erste Auftrag, den Dschemal Pascha und Dr. Nasim von der neuen Regierung erhielten, war eine Reise nach Ungarn und Frankreich, um die moralische Unterstützung dieser Länder gegen Bulgarien zu gewinnen; ein Versuch, der jedoch mißglückte.

Als am 13. April 1909 die zweite Revolution ausbrach, die sich gegen die neueingeführte Verfassung richtete, weilte Dschemal Pascha gerade in einer Stadt im Westen Kleinasiens. Sofort nach Ankunft der Nachricht eilte er nach der Hauptstadt. Aber schon auf der Fahrt erfuhr er durch Boten und Zeitungen, daß ein Steckbrief gegen ihn erlassen und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt sei. Um die Späher irrezuführen, blieb er vierundzwanzig Stunden in Kadi-köi an der asiatischen Küste gegenüber Konstantinopel. Dort erfuhr er, daß seine Freunde in Saloniki und Adrianopel gegen die Hauptstadt marschierten, und unternahm nun das mehr als kecke Wagestück, ihnen mit der Bahn entgegenzufahren. Er gelangte auch glücklich zu Mahmud Schefket Pascha und kehrte als Befehlshaber eines Truppenteils nach Konstantinopel zurück. Am folgenden Tage bestieg Mohammed V. den Thron der Großsultane.

Vom 27. April bis zum 3. Juni 1909 blieb Dschemal Pascha in Konstantinopel als Mitglied des zur Bestrafung der Rebellen eingesetzten Kriegsgerichts. Dann wurde er Gouverneur von Skutari, am 6. August desselben Jahres stellvertretender Generalgouverneur von Adana bei Tarsus und im September Wali von Adana. Um die hier übernommenen Aufgaben durchzuführen, schlug er im Frühjahr 1910 den Posten eines Marineministers aus.

Anfang des nächsten Jahres erkrankte er an Typhus und lebte drei Monate zu seiner Erholung in Stambul. Nach seiner Wiederherstellung ging er als Wali nach Bagdad. Am 30. Juli 1912 tat er hier den ersten Spatenstich zu diesem Teil der Bagdadbahn.

Im Juni desselben Jahres bildete Ahmed Muktar sein antijungtürkisches Kabinett. Da Ahmed Dschemal die Politik des neuen

Ministeriums nicht billigte, forderte er seine Entlassung und seinen Abschied aus der Armee, um freie Hand zu haben zum Kampf gegen seine neuen Widersacher. Am 17. August 1912, genau ein Jahr nach seiner Ankunft, verließ er Bagdad. Auf der Reise ersah er aus einer Zeitungsnotiz, daß man ihn, Dschemal Bei, zum Befehlshaber von Jannina ernannt hatte, was seinem Rang nicht entsprach. Empört telegraphierte er an den jetzigen Kriegsminister Nasim Pascha: „Sie können mich degradieren. Sie haben aber kein Recht, mich zu beleidigen. Es ist Ihre Pflicht, meine Demission anzunehmen."

Ende September begann der Balkankrieg. Am ersten Mobilmachungstage meldete sich Ahmed Dschemal im Kriegsministerium und bat um einen Posten, der ihm Gelegenheit gebe, dem Vaterlande zu dienen. Jetzt behandelte man ihn anders, als einige Wochen zuvor. Der Kriegsminister wollte sich wegen jenes Vorfalls entschuldigen; aber Dschemal erklärte, dazu sei jetzt keine Zeit; er bitte nur um sofortige Anstellung.

Der Verlauf des Balkankrieges ist noch in frischer Erinnerung. Der Staatsstreich vom 23. Januar 1913 stürzte das Kabinett Muktar Paschas. Am selben Tage wurde Dschemal Pascha, der bis dahin Generalinspektor des Etappenwesens in Konstantinopel gewesen war, zum Militärgouverneur der Hauptstadt ernannt. Nachdem er dann schnell hintereinander noch mehrere hohe militärische Stellungen bekleidet hatte, trat er im Januar 1914 seine Würde als Chef des ersten Armeekorps an den deutschen General Liman von Sanders ab und übernahm das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Einen Monat später wurde er Marineminister.

Dann brach der Weltkrieg aus!

Zum Glück standen in der Türkei damals die richtigen Männer am richtigen Platze; sie wußten ohne irgendwelchen deutschen Einfluß genau, was die Zukunft ihres Vaterlandes von ihnen forderte. Sie entschlossen sich zum Kriege, nicht um den Mittelmächten einen Dienst zu erweisen, sondern um die Unabhängigkeit der Türkei zu retten. Denn dieser Krieg geht um die Existenz aller Staaten, und für den, der leben will, gibt es dabei keine Neutralität. Bei der allgemeinen Mobilisierung wurde Dschemal Pascha Chef der Zweiten Armee, übernahm aber schon am 17. November 1914 die Führung der Vierten Armee und verließ am 21. November Konstantinopel, um sich nach Damaskus zu begeben.

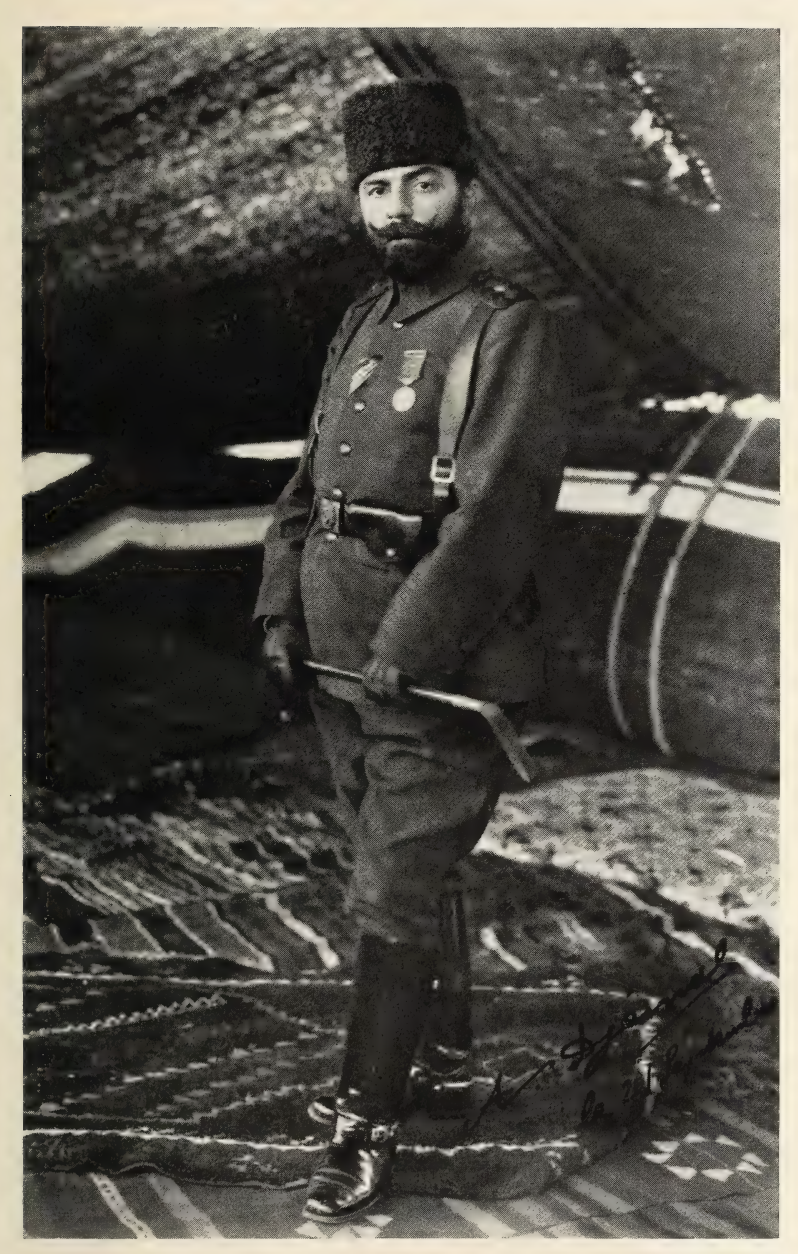
Krieg gegen Ägypten! Es klingt wie eine Sage. Die uralte Geschichte wiederholt sich von den Tagen der assyrischen Könige und Alexanders des Großen bis auf Sultan Selim und Napoleon. Schnell war Dschemal Pascha zu einem Stoß gegen den Suëskanal gerüstet. Die erste deutsche Expeditionsarmee führte Oberst Freiherr Kreß von Kressenstein, dem es zu Anfang des Feldzugs gelang, mit den Türken unter Dschemals Oberbefehl bis an den Kanal vorzudringen. Patrouillen streiften sogar schon auf seinem Westufer. Nun sahen die Engländer, daß Ägypten und damit die Herrschaft über Indien gefährdet war, und zogen eine gewaltige Truppenmacht dort zusammen, mehrere hunderttausend Mann. Aber obwohl sie zwanzigmal stärker waren als die Gegner und treffliche Verbindungen und Etappenlinien besaßen, war es im August 1916, als ich diese Front besuchte, den Herren des Mittelmeers noch nicht möglich, die Türken und ihre Verbündeten aus Ägypten zu vertreiben. In Anbetracht ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit und der unerhörten Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, um die rückwärtigen Verbindungen auch nur leidlich aufrechtzuerhalten — die Wasserfrage war ganz besonders schwer zu lösen —, hat die Vierte Armee Großes geleistet, mag es immerhin neuerdings den Engländern gelungen sein, sie Schritt für Schritt nach Osten zurückzudrängen. Große britische Heeresmassen — kostbar für das Inselreich — sind auf alle Fälle dadurch gebunden.

Bei seiner Ankunft in Damaskus übernahm Dschemal Pascha auch die Zivilverwaltung von ganz Syrien, und in den achtzehn Monaten, die im Juli 1916 seitdem verflossen waren, hatte das Land ungeheure Fortschritte gemacht. Überall griff er persönlich ein; Zivil- und Militärverwaltung wurden neu organisiert. Sein scharfer Verstand beherrscht jede Funktion der verwickelten Staatsmaschine, und vor seinem prüfenden Blick zittert der kleinste Beamte, wenn er seine Pflicht nicht mit größter Genauigkeit getan hat; dann rettet ihn nichts vor dem strafenden Blitz des allwissenden Paschas, gegen dessen Unzufriedenheit es keine Berufung gibt. Der Faulenzer und Nichtskönner wird rücksichtslos verabschiedet und verschwindet. Die Lage ist zu ernst, als daß man den Säumigen durch die Finger sehen könnte. Nichts darf versagen, und die ganze Maschinerie muß klappen.

Dschemals Stabschef Ali Fuad Bei hat keine freie Stunde. Neue Mannschaften werden eingezogen, die Verpflegung der Armee geordnet, die Transportverhältnisse verbessert. Da, wo man vor dem Kriege nur reitend auf schlechten Pfaden vorwärtskam, laufen jetzt vortreffliche Automobilstraßen durch das Heilige Land. Kamele, Pferde und Fuhrwerk werden für die Bedürfnisse des Etappenwesens requiriert. Die Zivilbevölkerung kommt wohl zuweilen schlecht dabei weg, wenn Getreide- und andere Lebensmittelvorräte für die Armee in Anspruch genommen werden. Aber auch für ihr Wohlergehen wird gesorgt.


Stabschef Ali Fuad Bei.

Die eigenen Hilfsmittel des Landes werden aufs äußerste ausgenutzt, und Dschemal Pascha erklärte mir mit berechtigtem Stolz, daß seine Provinzen alles zu liefern imstande seien, was zur Kriegführung gebraucht werde, mit Ausnahme von Gold, Waffen und Munition. In der kurzen Zeit seiner Amtsführung war eine große Reihe Fabriken entstanden, besonders in Damaskus. Da gab es Reparaturwerkstätten für Geschütze, Gewehre und Automobile; man stellte Konserven, Maschinenteile, Verbandzeug und tausend andere Dinge her. Mich fesselte vor allem eine Anstalt in Damaskus, in der Baumwolle für Zwecke der Krankenpflege verarbeitet wurde. Unter sachkundiger Führung besichtigte ich alle ihre Abteilungen. In gewaltigen Ballen kommt die Baumwolle aus Adana. Kräftige Arbeiter nehmen mit einer runden Keule die erste, rein mechanische Reinigung vor, sie befreien die Baumwolle von Samengehäusen, Blättern und andern Zusätzen. Dann folgen die Krempelung auf Walzen und zackigen Rädern und die verschiedenen chemischen Prozesse, das Waschen in klarem Wasser usw. und schließlich das Trocknen, Entkeimen und Einpacken in Pakete von wechselnder Größe. Die Fabrik



Dschemal Pascha.



Phot. Larsen.

Tiberias gegen Norden. Vgl. S. 73 ff.

versieht die ganze türkische Armee in Asien mit Verbandzeug und liefert sogar nach Konstantinopel.

Dschemal Pascha ist aber nicht nur reich an neuen Ideen und Anregungen nach allen Richtungen hin, er weiß auch seinen Willen mit eiserner Hand durchzusetzen. Erscheint ihm ein Vorschlag gut, so muß er auch sofort in die Tat umgesetzt werden. Er beruft nicht erst umständliche Kommissionen zur Untersuchung, ob der oder jener Plan ausführbar sei. Er erklärt einfach: so und so ist es zu machen! Er befiehlt z. B. einem Effendi: „Hier muß heute in zehn Monaten eine Fabrik stehen, alle Maschinen müssen im Gang und das Personal vollzählig und ausgebildet sein, sonst werden Sie gehenkt." Daß Dschemal seinerseits Wort hält, darauf kann sich der mit diesem Auftrag Beglückte mit unbedingter Sicherheit verlassen. Aber die Fabrik ist nach zehn Monaten fertig, und der Effendi wird nicht gehenkt.

Darin erinnert Dschemal Pascha lebhaft an Kitchener und den Großfürsten Nikolai; er ist wie sie ein Mordskerl, und seiner Energie ist nichts unmöglich. Er hält Syrien wie in einem Schraubstock. Er hat noch etwas vom asiatischen Despoten, vom Tyrannen, wenn man will, er scheut kein Wagnis, und sein Name weckt Furcht zugleich und Achtung. Er ist der geborene Führer, der seine Untergebenen mit wenigen Ausnahmen dahin bringt, wo er sie haben will, und der richtige Weg zur Wohlfahrt des Landes und des Volkes liegt klar vor seinen Augen. Er weiß, daß die Zukunft der Türkei von diesem Krieg abhängt, und geht mit unerschütterlicher Ruhe auf sein Ziel los, ohne Übereilung, aber auch ohne Nervosität und lähmenden Zweifel.

Gleich Kitchener besitzt auch er einen Ehrgeiz, dem nichts mißlingen kann und darf. Er will seinen Namen einst in der Geschichte unter denen genannt wissen, die ihrem Vaterlande in stürmischer Gefahr als Retter erstanden sind. Er will Außerordentliches leisten und wird nach menschlichem Ermessen auch in Zukunft noch von sich reden machen.

Wehe aber denen, die seine Pläne durchkreuzen oder gar gegen ihr eigenes Vaterland kämpfen. Und siebenmal wehe denen, die mit den Landesfeinden unter einer Decke stecken. Bei Ausbruch des Krieges wurden die Konsuln der Ententemächte aus allen türkischen Städten ausgewiesen. Der englische Konsul in Beirut verbrannte sein ganzes

Archiv; saubere Sachen werden darin gewesen sein! Der französische Konsul in derselben Stadt war nicht so vorsichtig, und die gründliche Untersuchung seiner Papiere brachte Dokumente ans Tageslicht, die zur Entdeckung einer nicht geringen Anzahl von Landesverrätern, besonders in Damaskus, führte. Die Untersuchung nahm geraume Zeit in Anspruch. Erst im Januar 1916 war man so weit, daß ein erstes Kriegsgericht zusammentreten konnte, ein zweites im Mai. Dreiunddreißig Personen aus den vornehmsten und reichsten arabischen Familien von Damaskus wurden wegen Hochverrats und verräterischer Umtriebe mit fremden Mächten zum Tod durch den Strang verurteilt. Ihr Ziel war nichts Geringeres gewesen, als bei passender Gelegenheit Syrien vom türkischen Reich loszureißen.

Dschemal Pascha ist ein strenger, aber unbestechlich gerechter Mann. In seinen Fabriken arbeiten fast ausschließlich die Frauen der Frontsoldaten; ihr Lohn ist nicht groß, reicht aber aus für die notwendigsten Bedürfnisse der Daheimgebliebenen. In Damaskus erzählt man sich unter vier Augen, Dschemal mißbillige die Verfolgungen der Armenier aufs schärfste. In seinem Machtbereich werden Ungerechtigkeiten gegen dieses unglückliche Volk nicht geduldet. Wohl waren, ich glaube im Herbst 1915, Scharen armenischer Flüchtlinge nach Aleppo gekommen, wo viele zugrunde gingen. Solange ich aber in Syrien war, also bis zum Herbst 1916, hörte ich nichts Derartiges. Einmal war ich zugegen, als Dschemal Pascha von einem Moslem berichtet wurde, der sich an armenischen Mädchen vergangen habe. Der Zorn blitzte ihm aus den Augen, und er gab seinem Stabschef den strengen Befehl, an Ort und Stelle eine gründliche Untersuchung vorzunehmen und ihr Ergebnis zu melden. Und man versicherte mir, wenn der Verbrecher überführt werde, könne ihn nichts vor dem Galgen retten.

Man hat zuweilen gefragt, ob Dschemal Pascha Franzosen- oder Deutschenfreund ist. Wie alle gebildeten Türken spricht er fließend Französisch, und vor dem Krieg war er wohl am meisten der Trikolore zugetan. Der Krieg aber hat ihm die höchste Bewunderung für Deutschlands Tüchtigkeit und Kraft eingeflößt, und für die charakterfeste Persönlichkeit des Deutschen Kaisers hegt er aufrichtige Verehrung. Er selbst pflegt zu sagen, daß er weder Franzosen- noch Deutschenfreund, sondern in erster Linie durch und durch ein Freund seines Vaterlandes sei.


Aussicht von meinem Fenster in Tiberias.

Zehntes Kapitel.

Durch Hauran nach Tiberias.

Im Lehnstuhl am offenen Fenster meines Hotelzimmers zu Damaskus zu sitzen und die Wiederkehr meiner Kräfte abzuwarten, wurde mir bald zu langweilig. Am 22. Juli nahm ich daher Abschied von meiner treuen Pflegerin, Schwester Sophie, und ein Salonwagen, den mir Eisenbahndirektor Dickmann eingeräumt hatte, brachte mich weiter nach Süden. Die französische Eisenbahn war außer Betrieb; daher ging es zunächst auf der Hedschasbahn bis Derat.

Die Quellflüsse des Jordan entspringen auf dem Westabhang des Hermon und vereinigen sich nördlich vom Meromsee zum heiligsten Fluß der Christenheit. An einem dieser Quellflüsse, Nahr Banijas, lag im Altertum der Ort Paneas; nach Pans Grotte genannt, war er ohne Zweifel seit uralter Zeit das Wallfahrtsziel zahlreicher Pilger, ähnlich wie Singi-kabab, die Quelle des Indus, den Tibetern als heilig gilt. Zwanzig Jahre vor Christi Geburt schenkte Kaiser Augustus das Land um Paneas Herodes dem Großen, und dieser errichtete zu Ehren des

5*

Kaisers bei Pans Heiligtum einen Tempel aus weißem Marmor. Philippus, der Tetrarch des Gebietes, nannte die Stadt deshalb Caesarea, und dieses Caesarea Philippi wurde später durch die Evangelien berühmt: hier beim Tempel des Caesar Augustus fragte Jesus seine Jünger: „Wer sagen die Menschen, daß ich, der Menschensohn, bin?“ Und von hier aus trat er seine letzte Wanderung nach Jerusalem an.

Aus dem Merom strömt der Jordan nach Süden in die Nordspitze des Sees Genezareth, und im Toten Meer erreicht er sein Ende. Von seinem Quellgebiet bis zum Südufer des Toten Meeres bildet er mit jenen drei Seen die Grenze Ostpalästinas oder Cölesyriens, wie es in der griechischen Zeit hieß. Dieses Land zerfällt in drei große Bezirke: Basan zwischen dem oberen Jordan und der Ebene Hauran, Gilead zwischen Jarmuk und Jabbok, die beide vom östlichen Hochland dem Jordan zufließen, und Moab.

Vom Hermon bis zum Jarmuk ist der Gebirgsgrund Kalkstein, den vielfach Basalt, Lava und Asche bedecken. Sonst besteht die Oberschicht des Bodens aus rotem Lehm. Eine Reihe erloschener Vulkane kennzeichnet den Ost- und Westrand dieses Gebietes, zu dem auch die Ebene Hauran gehört. Südlich vom Jarmuk werden vulkanische Gebirgsarten immer seltener; zuletzt tritt der Kalkstein allein zutage. Innerhalb des vulkanischen Gebietes ist kein Baum sichtbar, spendet kein Laubwipfel Schatten. Holz wird nur zu Ackerbaugeräten und Türen verwendet; die Häuser der Dörfer und Städte bestehen aus schwarzem Basalt.

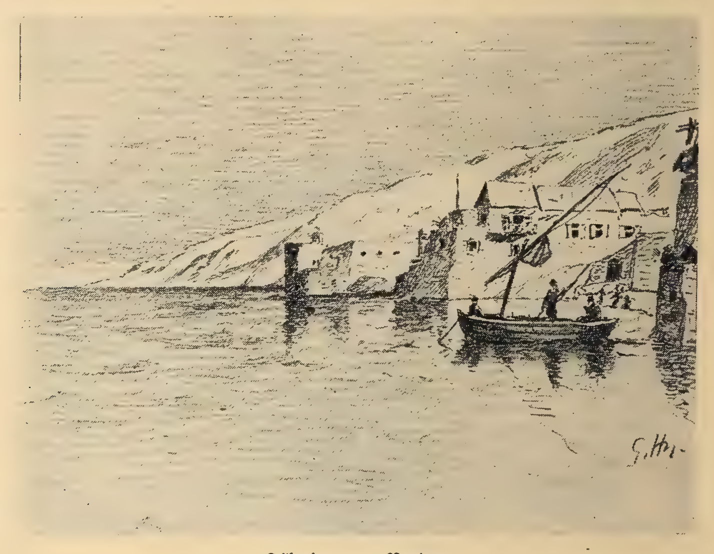
Der merkwürdigste Teil von Hauran ist das breite Lavafeld El-Ledscha, an dessen Westrand die Hedschasbahn entlang fährt, ein Wirrwarr unzugänglicher Täler und Schluchten, in denen sich noch bis vor kurzem einige Drusenstämme gegen die Türken behaupteten. Der scharfbegrenzte Westrand El-Ledschas erhebt sich nur zehn oder zwölf Meter über dem ebenen Boden von Hauran, tritt aber schon aus weiter Ferne deutlich hervor. Nach der Ebene zu ist er noch obendrein hier und da mit Steinmauern befestigt, die Ibrahim Pascha im Jahre 1838 gegen die aufständischen Drusen verteidigte.

Hauran ist ein Teil der Dekapolis, in der zu Christi Zeit griechische Bildung unter römischen Adlern herrschte. Auch sie ist ein Teil



Bähije, 19jährige Jüdin in Tiberias.
Der Vater aus Kairo, die Mutter aus Bagdad.

von Cölesyrien, das im Osten langsam nach der syrischen Wüste abfällt, die erst wieder vom Euphrat begrenzt wird. Hier wandern die Anese-Araber mit ihren unübersehbaren Kamel- und Schafherden, die Ismaeliten und Midianiter des Alten Testaments, die von Zeit zu Zeit das Land verheerten und zahlreiche Ruinen hinterließen. Sie trieben auch Handel, und an eine ihrer Karawanen, die von Gilead kam, „und ihre Kamele trugen Würze, Balsam und Myrrhe und zogen hinab nach Ägypten", wurde Joseph von seinen Brüdern verkauft. Die heutigen



Tiberias von Norden.

Wüstenaraber entsprechen noch genau dem Bilde, das die Bibel von ihren Stammvätern, den Abkömmlingen Kedars, entwirft; diese waren kühn und kriegerisch und wohnten in schwarzen Zelten aus Kamelhaar; sie galten als reich, aber der seßhaften Bevölkerung erschien solch ein ewiges Wanderleben wenig beneidenswert. „Weh mir, der ich unter den Hütten Kedars wohnen müßte!" ruft David aus. Im Hohen Liede aber sagt die Braut: „Ich bin schwarz, aber gar lieblich ihr Töchter Jerusalems, wie die Hütten Kedars, wie die Teppiche Salomos." —

Durch dieses Land, durch Hauran, fährt nun der Zug nach Süden. Erst geht es durch Ghuta, die mit Gärten übersäte Ebene von Damaskus, die 691 Meter über dem Meere liegt. Im Süden der Stadt

stehen zahlreiche weiße, runde Zelte einer rastenden Marschkolonne; ihre Dromedare weiden in der Nähe. Wir kreuzen eine Reihe niedriger Hügel und rollen dann allmählich nach der flachen Senke von Wadi el-Adscham abwärts. Die Berge im Westen schimmern auf dem hellblauen



Ishak, 80jähriger Jude in Tiberias.

Himmel gelbrot, die mächtige Kuppel des Hermon grau und hellrot; auf seinem Scheitel trotzen noch kleine Schneefelder der Glut der Sommersonne. Im Osten ist das Land eben, der Horizont scheint unendlich weit entfernt, und ein leichter gelber Schein schwebt darüber, ein Widerschein der syrischen Wüste.

Die Hitze steigt um Mittag auf 34,9 Grad, doch empfinde ich sie nicht als drückend. Alle Fenster stehen offen, es weht frisch herein, und auf der Sonnenseite sind die Vorhänge herabgelassen. Um 1 Uhr zeigt das Thermometer 33,3 Grad, um 2 Uhr 33,1 Grad, eine Stunde später wieder 34,6 Grad; der frische Westwind, der eine Stunde lang über Hauran dahinzog, hat die Wärmekurve ins Schwanken gebracht.

In Derat verlasse ich die Hedschasbahn, die nach Süden weitergeht, während mich die Haifabahn westwärts nach dem Tal des Jarmuk bringen soll. Zwischen Kalksteinwänden und Felsen schlängelt sich der Zug in langen Windungen das wellige Gelände hinauf. Um 6 Uhr haben wir die Höhe erreicht, und nun geht es wieder abwärts in scharfem Bogen in ein enges, tief eingeschnittenes Tal hinunter, auf dessen Grund ein Bach dahinstürmt. Die Natur wird immer wilder. Das Bett des Bachs ist so scharf ausgehöhlt wie ein Cañon. Auf den Abhängen wachsen zwischen Grasbüscheln und Felsen phantastische Kaktusstauden. Die Bergwände hinan klettern Wege im Zickzack. An den Eingängen der zahlreichen Tunnel stehen stramme Posten neben ihren Zelten.

Leider verschleiert die zunehmende Dämmerung das prächtige Naturschauspiel bald. Der Talgrund in der Tiefe leuchtet noch eine Weile in weißen und grünen Flecken; die weißen sind Stücke der Felsschale, die grünen Vegetation. Dann verwischt das Dunkel der Nacht alle Linien.

Bei der Station Makerim haben wir endlich den Talgrund erreicht. Hier treffen wir auf den wasserreichen Hauptfluß des Jarmuk; bisher folgten wir dem Nebenfluß Wadi es-Zedi. Zu sehen aber ist nichts mehr; statt zum Fenster hinaus könnte man ebensogut den Kopf in einen Sack stecken. Nur das stille Brausen des Jarmuk klingt in wechselnder Stärke herauf.

Um $^{3}/_{4}$10 Uhr sind wir bei El-Hammi, einem „Bad" mit warmen Schwefelquellen. In den nahen Sümpfen quaken Tausende von Fröschen, und die Moskitos werden lästig.

Nach im ganzen zwölfstündiger Fahrt hielt der Zug Punkt 10 Uhr in Samach, unmittelbar am Ufer des Sees Genezareth. Obgleich die Wasserfläche nur wenige Schritte entfernt war, sah man in dieser pechfinstern Nacht nichts davon.

Am Ufer erwartete mich ein kleines Dampfschiff, das mich nach drei Viertelstunden in Tiberias absetzte. Nach der Siedehitze, die tagsüber in der Holzkiste des Salonwagens gebrütet hatte, war diese Fahrt wie ein erfrischendes Bad. Am Himmel glitzerten die Sterne, und



Ishak ibn Ibrahim, 66jähriger Jude aus Nesibin, wohnhaft in Tiberias.

als ich mich auf dem Balkon meines Hotelzimmers unter dem Mückennetz bettete, stand die kleine Scheibe des Mondes über dem heiligen See, der unter seiner leichten Nebeldecke so unendlich schien wie ein Meer.

Tiberias war zu Christi Zeit die Hauptstadt der römischen Provinz Galiläa, die von Herodes Antipas regiert wurde. Herodes nannte seine neue Residenz nach dem Kaiser Tiberius, befestigte sie durch eine Zitadelle und verschönerte sie durch zahlreiche Neubauten, durch Paläste,

Forum, Theater und Rennbahn. Die ernste Einfachheit der altjüdischen Stadt bedeckte bald der gleißende Firnis griechisch-römischer Kultur. Deshalb, und weil bei dem Neubau alte Begräbnisplätze entheiligt worden waren, wurde sie von den Juden verlassen und gemieden. Daher wird auch im Neuen Testament ihr Name nur dreimal genannt, und zwar im Johannes-Evangelium. —

Nach der Zerstörung Jerusalems wurde Tiberias die vornehmste Stadt der Juden. Die Talmudschule und das Sanhedrin, das Gericht, zogen hierhin, und die Rabbiner legten hier die endgültige Form des Talmuds fest; noch heute gilt Tiberias als ein Hauptsitz der Talmudforschung und als eine der vier heiligen Städte Israels; die drei andern sind Jerusalem, Hebron und Safed. Nach einer jüdischen Legende wird der Messias aus der Tiefe des Sees Genezareth aufsteigen und sich nach Tiberias, Safed und der höchsten Spitze des galiläischen Gebirges begeben, ein Glaube, der einige Berührungspunkte mit dem der Tibeter an den heiligen See Tso-mavang oder Manasarovar aufweist.

Im Jahre 637 wurde Tiberias von den Arabern erobert und im Jahre 1187 von Sultan Saladin, dem Besieger der Kreuzfahrer.

Heute ist Tiberias ein unbedeutender, fast nur von Juden bewohnter Ort mit unglaublich engen, schmutzigen Gassen und puppenhaft kleinen Häusern — ein einziges Ghetto. Es liegt auf einem schmalen Landstreifen unterhalb der runden Berge von Untergaliläa, über deren Schwelle den ganzen Sommer hindurch der Mittelmeerwind wie ein Wasserfall herüberbraust. Er kommt von Westen oder Südwesten; dieses Jahr, 1916, kam er ausnahmsweise von Nordwesten. Am frischesten weht er am Nachmittag und bringt nach der lähmenden Mittagsglut von 37 und mehr Grad belebende Kühlung für die ganze Nacht.

Der glühende Sonnenbrand und die drückende Treibhausluft, die einem fast den Atem benimmt, hindern gleichwohl die armen Juden, meist Einwanderer aus Polen und andern Ländern Europas, nicht, auch hier in Pelzmütze oder Schlapphut und im langen schwarzen, mit der Zeit grün gewordenen Rock herumzulaufen. Arbeiten sah ich sie selten; höchstens saßen sie in ihren kleinen Läden und verkauften Brot und Obst; die meisten schlichen wie Schatten umher oder plauderten in Gruppen, wahrscheinlich über die durch den Krieg gestörten Geschäfte. Fast alle

sprechen ein seltsames, schwer verständliches Deutsch, dem R- und A-Laut fehlen. An dieser wunderlich weichen, blökenden Sprache kann man in stockfinsterer Nacht jeden Juden erkennen.

Nach den neuesten Handbüchern hat Tiberias 8600 Einwohner, darunter 7000 Juden, 1400 Mohammedaner und 200 Christen. Mein deutscher Wirt, Herr Großmann, zählte nur 6000 Einwohner, und zwar 2570 Mohammedaner, 270 Christen und die übrigen Juden. Stadt und Umgegend unterstehen einem türkischen Kaimakam. Zu den



Phot.: Larsson.

Tiberias. Blick nach Südosten.

besseren Häusern gehören die üblichen türkischen Amtsgebäude, ein paar Moscheen mit einfachen Minaretten, das Franziskanerkloster und das prächtige Hospital der schottischen Ärztemission, das jetzt ein türkisches Lazarett von mustergültiger Ordnung und Sauberkeit war.

Vom Seeufer aus zeigt Tiberias hohe malerische Schönheit. Hier schieben sich alte Türme, Mauern und Tore in das Wasser vor, und hier liegen die Fischerkähne verankert, die noch jetzt mit biblisch reichem Fang von ihrer Ausfahrt zurückzukehren pflegen. Von dem berühmten Fisch des Simon Petrus, Chromis Simonis, der Rogen und Brut im Maule trägt, sollen noch heute fünf Tonnen in einem einzigen Fischernetz eingebracht werden. Die Schilderung im Johannisevangelium: „Da

warfen sie das Netz aus und konnten es nicht mehr ziehen vor der Menge der Fische" ist also keineswegs übertrieben.

Die antike Stadt lag südlich von der jetzigen; Ruinen ihrer Mauer, ihrer Aquädukte und Häuser sind noch erhalten. Einige Kilometer südlich von Tiberias liegt auch das Grab des Rabbiners Mejir, des berühmten Talmudforschers. Nahe dabei treten die schon von Plinius erwähnten warmen Schwefelquellen mit einer Temperatur von 62 Grad zutage. Die Bäder von Tiberias sind berühmt, sie heilen Hautkrankheiten und Rheumatismus und werden im Sommer von vielen Kranken aus ganz Syrien besucht. Herbergen mit schmutzigen Löchern statt Zimmern geben Unterkunft, reichen aber meist nicht aus; oft breitet sich deshalb eine ganze Zeltstadt um das Bad herum aus. Die Aussicht auf See und Stadt vom Grab des Rabbiners aus ist herrlich.

Mein deutscher Wirt, Herr Großmann, war nach Tiberias gekommen, um Heilung von seiner Lungenkrankheit zu suchen; daß er sie gefunden hat, beweisen die siebzehn Jahre, die er mit seiner prächtigen Frau und seinen liebenswürdigen Kindern nun schon in Tiberias lebte. Pilger- und Fremdenverkehr hatten ihm bereits ein kleines Vermögen eingebracht, das allerdings jetzt bei den hohen Lebensmittelpreisen und dem Aufhören des Verkehrs infolge des Krieges wieder draufging. Seine freie Zeit benutzte der fleißige Deutsche zu zoologischen Sammlungen, die er an deutsche und ausländische Museen verkaufte. Er zählte mir folgende Tierarten auf, die alle in der Gegend von Tiberias vorkommen: Leopard, selten; Gepard, Hyäne, Schakal, Wolf und Zwergwolf, Stachelschwein, Pharaokatze, Tigeriltis (Putorius sarmaticus), Fuchs, Igel, Wildkatze, Dachs, Gazelle, Blindmaus (Spalax typhlus), Feldmaus und Ratte; an Vögeln: Zwergadler, Mäusebussard, verschiedene Falkenarten, Uhus und Eulen, Fuchseule, Horneule, Zwergeule, Aasgeier, Gänsegeier und Schmutzgeier, Pelikan und Flamingo, Ente und Kormoran, Gänse, selten, Rohrdommel und verschiedene Wasservögel, Möwe, Trappe, Wachtel, Lerche, Rebhuhn und andere Hühner, sowie ihre Bastarde, Dorndreher, Rabe, Krähe, Blaukrähe, Graureiher, Stelze und Sperling. Ferner vier giftige und zehn ungefährliche Schlangen, Schildkröten, Krabben und Muscheln, viele Skorpionarten,

die Skorpionspinne, die Tarantel, die Vogelspinne und schließlich die Kornameise, die oft genug die Saat auf den Feldern verdirbt.

Unter den Fischen im See Genezareth ist der merkwürdigste der schon genannte Chromis Simonis, der berühmt ist wegen der Laute, die er von sich gibt. Wie Herr Großmann versichert, bringt der Fisch sie unfreiwillig hervor, indem er die Luft durch die Kiemen preßt, was nur geschieht, wenn er aufs Land gezogen ist. In der heißesten Sommerszeit geht er in die Tiefe. Am ergiebigsten ist der Fischfang im Frühjahr. In den östlichen Teilen des Sees kommt eine eßbare Sardine vor; drei Kilogramm davon kosten vier Metallik oder ungefähr 20 Pfennige.

Das Klima ist, trotz des Fiebers, nicht ungesund. Im Winter ist es herrlich, aber immer noch so warm, daß man meist ohne Jacke geht. Dann wehen keine regelmäßigen Winde, sondern es zieht von allen Seiten. Ostwind herrscht im Frühjahr und im Herbst. Im Frühjahr ist er kühl und wird beinahe als kalt empfunden. Im Herbst ist er sehr heiß und bringt Staub aus der syrischen Wüste mit.

Die jüdische Tänzerin in Tiberias.

Doch wird Tiberias wegen seiner tiefen Lage, 208 Meter unter dem Mittelmeerspiegel, wenig davon betroffen. Bei scharfem Ostwind aber geht der See in mächtigen Wogen, und die Schaumflocken spritzen wie ein Sprühregen über die Stadt.

Der Sommerhitze kann man sich nur erwehren, indem man sich so leicht kleidet wie nur möglich. Manschetten und Halsbinden sind in solchem Klima lächerliche Kleidungsstücke; man bedient sich ihrer nur mit Widerstreben, wenn eine festliche Veranlassung dazu zwingt. Eine solche ergab sich für mich am 23. Juli, als die Türken den Jahrestag der Einführung ihrer Verfassung feierten und sich im großen Empfangssaal des Kaimakam alle Honoratioren der Stadt versammelten. Auch Herr Großmann, ein deutscher Ingenieur Lindle und ich waren eingeladen. Die übrigen Gäste waren türkische Offiziere und Zivilisten, der Mufti, der oberste mohammedanische Priester von Tiberias, ein alter, weißbärtiger Mann mit goldgesticktem Turban, mehrere andere Geistliche seines Gefolges, die vornehmsten Vertreter der Judenschaft und die Rabbiner. Die Feierlichkeit war glücklicherweise kurz und beschränkte sich auf eine Rede.

Das Festessen hatte man auf abends 9 Uhr verlegt, es bestand aus Melonen und Trauben, Mandeln und Walnüssen, Limonade mit Eis, eigens aus Haifa herbeigeschafft, sowie Kaffee à la turca. Nachher begab man sich vor eine offene Rotunde in dem einzigen, sehr kümmerlichen Garten der Stadt, von dessen Bäumen helle Lampen herabhingen. Hier führten türkische Soldaten die üblichen Tänze auf. Zuletzt tanzte eine junge Jüdin aus Damaskus als Salome und sicher ebenso anmutig wie diese. Schön war sie nicht, aber von wunderbarem Ebenmaß des Körpers und überaus graziösen Bewegungen. Auf blauschwarzem Haar trug sie ein silbernes Diadem, und ihre einfache, geschmackvolle Kleidung ließ nur Hals und Unterarme frei. Statt Kastagnetten hatte sie kleine, runde Messingteller, die im Takt der arabischen Begleitmusik melodisch erklangen. Der Tanz war durchaus edel und keusch.

Zwei Stunden lang zeigte das junge Mädchen seine Kunst. Dann brach die Vorstellung plötzlich ab, und die Tänzerin verschwand ebenso lautlos, wie sie gekommen war, ohne den Zuschauern auch nur einen Blick zu gönnen.



Unser Fischerboot auf dem Galiläischen Meer.

Elftes Kapitel.

Das Galiläische Meer.

Ob Jesus jemals in Tiberias war, geht aus dem Neuen Testament, das diese Stadt nur dreimal erwähnt, nicht mit Bestimmtheit hervor; aber von den Ufern des Sees Genezareth aus hat er seine Laufbahn als Lehrer der Menschheit angetreten. Die heiligen Stätten seiner Wirksamkeit drängte es mich aufzusuchen.

Die Sonne war bereits über dem Gergesener Berg aufgegangen, als ich in der Morgenfrühe des 24. Julis in Begleitung des Ingenieurs Lindle und des Kawassen Diab, den mir Konsul Lötved in Damaskus als Diener mitgegeben hatte, zur Landungsbrücke hinabging, wo vier junge Fischer mit einem Segelboot auf uns warteten. Notdürftigen Mundvorrat für zwei Tage führten wir mit uns; für das übrige sollten die Netze sorgen, mit denen das Boot ausgerüstet war.

Um $^1/_2$6 Uhr stießen wir ab. Das Leben im Städtchen erwachte erst. Vereinzelte Jüdinnen holten am Ufer Wasser. Die Luftwärme betrug schon 28,1 Grad, die des Wassers 27,7 Grad. Die dunklen Basalthäuser von Tiberias lagen im Glanz der Morgensonne, die uns gerade entgegenschien, als wir, in geringer Entfernung vom Ufer, auf Magdala zusteuerten.

Der See Genezareth liegt wie in einem Trog, auf allen Seiten von einem Kranz von Bergen umgeben. Sie sind nackt und öde und spielen in gelben braunen und roten Farbentönen. Die Kalksteinberge von Untergaliläa sind hier und da mit Basalt durchsetzt, mit Lava und Bimsstein bestreut und fallen in flachen Bogen dunkel und ohne eine Spur von Vegetation nach dem See zu ab. Die Berge des Ostufers schließen sich zu einem gleichmäßig hohen Rücken zusammen, aus dem mehrere Täler hervorbrechen. Auch sie bestehen aus Kalkstein und Basalt und scheinen schroff in das Wasser abzufallen, lassen aber einen von der Westseite aus nicht sichtbaren Uferstreifen zum Anbau frei. Bäume sind rund um den See herum sehr selten; auf dem Ostufer wachsen aber an mehreren Stellen Dornsträucher, Oleander und einige andere Pflanzen.

Kräftige Ruderschläge treiben unser Schifflein nordwestwärts über die plätschernden Wellen, die allmählich unter dem Druck des Morgenwindes höher werden. Wir sitzen mit dem Rücken nach Osten, weil die glitzernde Sonnenbahn dort blendet, und genießen die Morgenfrische in vollen Zügen. Gerade vor uns erhebt sich, 1199 Meter hoch, der Dschermak, einer der höchsten Berge von Obergaliläa. Der Uferstеg liegt noch völlig einsam. Ein paar vereinzelte Bäume saugen ihre Nahrung aus einer Süßwasserquelle. Etwas weiterhin öffnet sich das kleine Tal Wadi Abu Ramisch, an dessen Salzquelle sich Überreste eines römischen Bades finden. Sieben Kilometer vom Ufer entfernt liegt bergaufwärts Kurun Hattin, wo Sultan Saladin am 5. Juli 1187 die Kreuzfahrer vernichtete.

Jetzt biegen wir nach Nordosten ab, wo im Schatten rauher Bergschultern etliche ärmliche Hütten mit ein paar Bäumen und Palmen sichtbar werden. Der unansehnliche Ort heißt bei den Arabern Medschdel, bei den Juden Migdal und ist das altberühmte Dorf Magdala, die Heimat der Maria Magdalena. Durch das Tal Abu Ramisch, dem wir



Phot.: Larsson.

Magdala.



Deut. Photo

Die Synagoge in Kapernaum. Vgl. S. 90.

jetzt gerade gegenüber sind, führt eine wichtige Abzweigung der großen Jordanstraße nach Nazareth und von dort zur Küste, und durch das nächste Tal el-Hamam läuft seit uralter Heidenzeit die Karawanenstraße zwischen Nazareth und Damaskus. Hier lebte in der Kreuzfahrerzeit der Räuber Eisenstein und machte von seiner Burgfeste aus, von der noch Ruinen vorhanden sind, das umliegende Land unsicher.

Blickt man über die Wasserfläche hin, so schimmert der See in tiefem Blau. Schaut man aber senkrecht in die Tiefe, dann ist er grün wie junges Birkenlaub im Frühjahr und klar wie Quellwasser, denn was der Jordan und andere Flüsse an festen Bestandteilen mit sich führen, sinkt zu Boden. Die Anwohner trinken das Seewasser unbedenklich; auch meine Zunge konnte keinen Salzgehalt darin bemerken. Nur nahe bei der Mündung der Schwefelquellen von Tiberias hat es einen unangenehmen Beigeschmack. Die ganze Landschaft ist Blau in Blau: der See, die zartere Bläue des Himmels, an dem sich nur wenige weiße Wolken langsam zerteilen, die blaugrüne Farbe der Berge auf dem Ostufer und die nur schattenhaften Umrisse der königlichen Kuppel des Hermon. Dazu die Stille, die nur von dem Plätschern des Wassers am Vordersteven und von den Ruderschlägen unterbrochen wird, der strahlende Sonnenschein, die Wärme und schließlich die Müdigkeit, die mir noch von meiner Krankheit her in den Gliedern steckt — alles vereinigt sich zu einem Gefühl der Unwirklichkeit, eines märchenhaften Zaubers, als glitte man über ein ungeheures Becken von durchsichtigem Türkis dahin, das eine hellblaue Glasglocke überwölbt. Dazu die Fülle der Erinnerungen, die diesen See umschweben — kein Wunder, wenn die alten Rabbiner sagen, Jehova habe sieben Meere erschaffen, das Meer von Genezareth aber sei seine Wonne gewesen.

Bei Magdala treten die Berge nach Westen zurück und lassen einen langen breiten Uferstreifen frei. Dieser führte ursprünglich den Namen Genezareth, den man auf den See selbst übertrug; im Evangelium heißt dieser das Galiläische Meer und heute gewöhnlich Bahr Tabarija.

Nach fünf Viertelstunden landen wir nördlich von Magdala, bereiten auf dem seichten Sandstrand unsern Frühstückstisch und spannen das Segel als Sonnendach darüber. Unter den Steinen, die hier und da das Ufer bedecken, tummeln sich Krabben. Einer unserer Ruderer

zeigt seine Geschicklichkeit in der Handhabung des Wurfnetzes. Vorsichtig watet er ein Stück ins Wasser hinein, dann wirft er das Netz wagerecht wie einen Lasso aus; es fällt in Bogenform nieder, und die am unteren Rand befestigten Gewichte straffen es senkrecht wie ein Gitter. Im selben Augenblick scheucht er durch Lärm und Steinwürfe die Fische gegen das Netz und sucht so schnell wie möglich dessen beide Enden an sich heran und das Ganze aufs Land zu ziehen. So fing er auf einen Wurf achtundsechzig kleine, sardinenähnliche, recht wohlschmeckende Fische.



Unser Fang auf dem See Genezareth.

Berufsmäßige Fischer gibt es jetzt am See Genezareth nicht mehr viele, denn nach seinen Fischen ist in Tiberias und den paar Dörfern am Ufer nur geringe Nachfrage. Aus Mangel an Holz müssen die Boote in Haifa gebaut und über Land hergeschafft werden; schon deshalb sind ihrer wenige, und ein weißes Segel auf dem See ist eine Seltenheit. Zu Christi Zeiten war das anders. Da zog sich ein Kranz stark bevölkerter Gemeinden um das Seegestade herum: Tiberias, Magdala, Gadara, Hippos, Kapernaum und Bethsaida, außerdem zahlreiche Fischer-

dörfer, und noch ein Menschenalter nach Christi Tod versichert der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus, daß die Häuser von neun oder zehn Städten um den See herum dicht beieinander lägen. Damals gab es hier noch Wälder und Gärten, und man konnte im Schatten der Eichen, Oliven und Nußbäume ruhen. Auf den Höhen von Gadara, wo die Luft frischer wehte, waren die Lager der römischen Legionäre; ein Teil der kaiserlichen Truppen lag auch in den Städten selbst in Garnison, und hier herrschte ein ausgelassenes Leben. Ein Offizier dieser Truppen ist der gesamten Christenheit noch heute bekannt, obgleich sein Name nicht überliefert ist: er stand als Zenturio in Kapernaum, und sein Glaube war stärker als der Israels.

Der Fischfang wurde damals von jedem betrieben, der Lust dazu hatte, am meisten natürlich von den Armen, die zwischen den Städten wohnten und von der Zivilisation Roms oder Athens noch unberührt waren. Am Nordufer scheint er besonders ergiebig gewesen zu sein. Damals brauchte der Heiland nicht lange zu suchen, um auf Fischer zu stoßen. So lesen wir denn in der Bibel: „Als Jesus am Galiläischen Meer ging, sah er zwei Brüder ... die warfen ihre Netze ins Meer, denn sie waren Fischer, und er sprach zu ihnen: ‚Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen‘ ... Und da er von denen fürbaß ging, sah er zwei andere Brüder ... daß sie ihre Netze flickten, und er rief sie.“

Nicht an die Reichen, Vornehmen und Gelehrten in den Städten richtete der Menschensohn seine Mahnung, sich selbst zu verleugnen, sein Kreuz auf sich zu nehmen und ihm zu folgen, sondern in den armen Fischern am Ufer suchte und fand er seine Boten an die ungeborenen Geschlechter der kommenden Jahrtausende. —

Nachdem wir eine Stunde geruht hatten, ließ sich auf der schlechten Straße, die zum Ufer hinabführte, das Geräusch eines Wagens hören, der uns zu einem Besuch der drei Kilometer entfernten Judenkolonie von Migdal abholen sollte.

Ihr Vorsteher, Herr Glikin, ein unternehmungs- und arbeitslustiger Ehrenmann aus Moskau, kam selbst, uns sein Königreich zu zeigen. Ungefähr auf halbem Wege, noch ehe die Straße ansteigt, beginnen schon die großartigen Gartenanlagen der Kolonie. Zur Verbesserung des

Klimas hat man mit gutem Erfolg zahlreiche Eukalyptusbäume gepflanzt, die in wenigen Jahren eine beträchtliche Höhe erreichen, und die Oliven-, Mandel-, Zitronen- und Apfelsinenbäume gediehen vortrefflich. Mit besonderer Sorgfalt hegt man hier in langen schattigen Alleen die Banane, deren üppig schwellende Dolden einen köstlichen Duft verbreiteten. Auf dem Hof eines kleinen Wachthäuschens an einer klaren Quelle stand eine Reihe Bienenstöcke, und auf einem Bananenblatt bot man uns eine Honigwabe, die das Auge ebenso erfreute wie die Zunge; sie war gelb und durchsichtig wie feinster Bernstein, und der süße Saft tropfte im Sonnenschein wie Perlen geschmolzenen Goldes herunter.

Der Musterhof von Migdal liegt auf dem Abhang eines Hügels. Er umfaßt hübsche steinerne Wohnhäuser, deren Architektur und Einrichtung Orient und Okzident vereint, Viehställe, Wagenschuppen, Schafhürden usw., alles in tadellosem Zustande. Türen und Fenster waren durch feine Stahldrahtnetze gegen Fliegen und Mücken geschützt, und überall waltete ein Geist der Ordnung und Gediegenheit. Während die jüdischen Einwanderer im Heiligen Lande oft einen harten Kampf ums Dasein kämpfen, litten die etwa hundert Bewohner dieser Kolonie offenbar keine Not.

In Herrn Glikins Zimmer ruhte ich ein wenig von der Wanderung. Dann aßen wir zu Mittag: Fische, die wir selbst gefangen hatten, und in Migdal gebackenes Brot, biblische Speise, wie sie sich am Galiläischen Meer gehörte. Am Spätnachmittag kehrten wir zu unserer Landestelle zurück und segelten nun mit günstigem Winde nach Nordosten. Die Tageshitze war vorüber, und unser Boot schaukelte auf den zunehmenden Wellen in langen, mäßigen Schwingungen. Nicht immer ist der See so friedlich und sommerlich heiter, wenn auch der heftigste Sturm ihn immer nur bis zu einer gewissen Höhe aufwühlen kann, denn die Wasserfläche ist nicht breiter als 12 und nicht länger als 22 Kilometer. Ein Boot wie das unsere von sechs bis sieben Meter Länge ist dann ein wehrloses Spielzeug der Wellen. In alter Zeit waren diese Maße gewiß nicht größer; das Evangelium übertreibt daher nicht, wenn es berichtet: „Und siehe da erhob sich ein großes Ungestüm im Meer, so daß auch das Schiff mit Wellen bedeckt ward.“

Hinter einer Landspitze wurde nun eine Oase sichtbar, ein schmaler Gürtel üppigsten Grüns am Fuße eines Hügels, und unter schattigen Laubbäumen entdeckten wir mehrere Häuschen, die dem deutschen katholischen Palästina-Verein gehören. Der Ort heißt Tabga und war unser Ziel für heute.

Wir landeten und stiegen zu der hübschen Ansiedelung hinauf. Auf der großen, nach dem See zu offenen Veranda des Hauptgebäudes empfing uns als Wirt ein deutscher Professor namens Schmitz, der in



Nordende des Sees Genezareth.
Aussicht nach Nordosten vom Berge Tabga.

seinem langen grauen Bart und seiner langen grauen Kutte wie ein Mönch aussah und schon seit Jahren allein mit seinem Diener hier wohnt. In Friedenszeiten zwar vergeht kaum ein Tag, daß nicht ein Pilger vorspricht und in der Herberge von Tabga übernachtet. Jetzt aber war dieser Verkehr völlig eingeschlafen, und so lebte der alte Gelehrte hier gänzlich abgeschieden von der Welt und einsam wie ein Eremit.

Nordöstlich von Tabga liegt ein Hügel, Tell Hum, der unmittelbar zum Wasser abfällt. Die Überlieferung bezeichnet ihn als den Platz, auf dem die fünftausend Menschen des Evangeliums mit fünf Broten und zwei Fischen gespeist wurden. Auf seinem Gipfel hatten Italiener

erst vor kurzem eine Herberge mit Kapelle errichtet. Einige Häuser noch weiter im Nordosten sind Kapernaum. Die nahen Berge sind jetzt dunkelgrau mit eingestreuten schwarzen Punkten; das sind Basaltblöcke. Die Berge dahinter erscheinen im Lichte des sinkenden Abends schwach violett, die Schatten ihrer Talmündungen dunkelblau und der See marineblau. Das einzige Grün in der Landschaft sind die beiden Punkte Tabga und Kapernaum, denn Gras und Kräuter auf diesen Hügeln hier sind von der Sonne verbrannt, graugelb und brüchig wie Glas. Nur im regnerischen Frühjahr deckt ein Teppich von saftigem Grün und bunten Blumen auch diese nackten Berglehnen.

Nun sinkt die Sonne, und die Schatten der Westberge schieben sich über die verdunkelte Fläche des Sees herüber, um langsam an den Abhängen der Ostberge emporzusteigen. Das Violett weicht einem tonlosen Grau, der rote Widerschein des Tagesgestirns verschwindet, und der Abend senkt sich still und feierlich auf die Wogen des heiligen Sees herab. Ich aber muß eines andern heiligen Sees gedenken, des Tsomavang der Tibeter, des Manasarovar der Hindus, an dessen Ufern ich in friedlicherer Zeit einen Monat zugebracht habe. Kein dritter See hat eine solche Macht über Glauben und Denken von Millionen und aber Millionen Menschen ausgeübt wie jene beiden. Wer im Manasarovar badet oder sein Wasser trinkt, so verheißen die heiligen Schriften der Inder, wird in Brahmas Paradies eingehen. An den Ufern des Sees Genezareth aber, dessen Umrisse jetzt im Abendschatten verdämmern, erklangen zum erstenmal die Worte, die uns allen seit unserer Kindheit vertraut sind und als letzte an unserm Totenbett gesprochen werden: „Vater unser." Hier predigte der Heiland: „Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen."

Und hier erklangen in aramäischer Sprache zum erstenmal die goldenen Worte, die unsere Zeit so ganz vergessen hat: „Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. — Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost

fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. — Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. — Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. — Schauet die Lilien auf dem Felde — Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, wie derselben eine."

Das Galiläische Meer und der Manasarovar haben in geographischer und religiöser Beziehung viele Ähnlichkeiten und ebenso viele



Phot.: Larsson.

See Genezareth. Aussicht nach Südosten.

Verschiedenheiten. Beide gehören zu Asien, beider Längsachse erstreckt sich von Norden nach Süden. Der See Genezareth ist 21 Kilometer lang und 12 Kilometer breit, der Manasarovar 26 und 22. Der tibetische See liegt 4602 Meter über dem Meeresspiegel, der galiläische aber 208 Meter darunter. Nördlich vom See Genezareth erhebt sich der Hermon, nördlich vom Manasarovar thront der Gipfel des Kailas. Die größte Tiefe des heiligen Sees der Tibeter ist 81,8 Meter, die des Sees Genezareth 48 Meter. Durch den Manasarovar fließt, wenigstens zeitweise, der Satledsch, durch den See Genezareth der Jordan; beide Seen haben daher Süßwasser. Bis auf den heutigen Tag liegen an

den Ufern des Galiläischen Meeres Tabga und Kapernaum, zwei christliche Heiligtümer; an den Ufern des Manasarovar liegen acht Klöster. Jährlich wallfahren große Massen Pilger zu ihnen. An Alter ist jedoch der Manasarovar dem See Genezareth weit überlegen; schon tausend Jahre vor Christi Geburt badeten gläubige Hindus in seinem Wasser, um sich von der Sünde zu reinigen und für ihre Seelen Ruhe zu finden.

Verschieden sind die beiden Seen besonders in einer Beziehung: der Hochsommer in Tibet ist bedeutend kälter als der Mittwinter in Galiläa. Der Gott des Manasarovar legt daher zur Winterszeit ein singendes Glasdach über sein grünes Schloß; er zähmt seine Wogen durch eine Eisdecke, deren dunkle, glatte Oberfläche Schneestürme in ein weißes Sterbekleid hüllen. Die Wellen des Sees Genezareth wissen nichts von solchen Fesseln; sie tanzen zu allen Jahreszeiten im Spiel der Winde. Beide Seen steigen im Herbst, bei Beginn der Regenzeit, der See Genezareth um höchstens 1,20 Meter; der Unterschied zwischen dem Wasserstand im Winter und Sommer ist beim Manasarovar noch unbekannt. Beide aber steigen und fallen wie die Quecksilbersäulen empfindlicher Instrumente und verzeichnen die Menge der Niederschläge.

Welcher von beiden ist der schönste? Darüber kann kein Zweifel bestehen. Der Manasarovar liegt eingebettet zwischen Himalaja und Transhimalaja, zweien der höchsten Gebirge der Erde; die Landschaft um ihn ist also eine der großartigsten der Welt. Das Galiläische Meer ist anspruchsloser, es ist ernst und anmutig und erinnert nur in gewissen Linien der Berge und in den Farbentönen bei Sonnenuntergang an den Blick vom Dach des Klosters Gossul-gumpa am Westufer des Manasarovar nach Osten, wo auch dort die Berge niedriger sind. Auf jeden Fall ist es eine stolze, herrliche Erinnerung, an den Ufern dieser beiden heiligen Seen verweilt und über ihre Wasserflächen gesegelt zu sein.

Am andern Morgen zeigte uns Professor Schmitz sein ganzes Heim, seine archäologischen Funde und die zahlreichen Bilder und Kupferstiche an den Wänden seines großen Arbeitszimmers. Die meisten waren biblischen Inhalts, und mehrere stellten Ereignisse an und auf dem Galiläischen Meer dar: Petri Fischfang, den Sturm auf dem Meer, Jesus auf dem Wasser wandelnd, die Auferstehung von Jairi Tochter und anderes.

½10 Uhr nahmen wir Abschied. Der Eremit sah uns noch lange nach, als unser Fahrzeug sich in nordöstlicher Richtung entfernte.

Eine schwache Südwestbrise treibt uns vorwärts. Der Tag ist strahlend schön. Die Temperatur beträgt um 10 Uhr 31,2 Grad im Schatten und 28,9 Grad im Wasser. Die Hitze ist also erträglich, wenigstens geringer, als ich nach den mir gewordenen Schilderungen gefürchtet hatte. Wir rudern das Ufer entlang. Die letzten Bäume der kleinen deutschen Oase verschwinden. Vereinzelte, anscheinend verlassene Hütten liegen am Strande. Ein melodisch murmelnder Bach ergießt sich in den See und treibt eine Mühle. Auf den mit Basaltblöcken übersäten Abhängen weiden Ziegen und Schafe, und auf dem Gipfel des nächsten Hügels erhebt sich das italienische Haus, das der Krieg seiner Bestimmung einstweilen entzogen hat; jetzt war es von türkischen Etappentruppen besetzt.

Die Eukalyptusbäume und Weiden am steinbesäten Ufer von Kapernaum tauchen nun vor uns auf. Ein paar vorspringende kurze Mauern bilden einen kleinen Bootshafen; hier legen wir an.

In Kapernaum haben die Franziskaner eine Herberge und ein Landgut. Den ganzen Besitz umgibt eine Steinmauer zum Schutz gegen die raubgierigen Semekije-Araber, die hier herum in den Gauen der Gergesener und Gadarener wohnen und schon mehrfach bei den Franziskanern eingebrochen sind. Wie still und verlassen ist das Gehöft! Wie vernachlässigt das Haus, und wie verwildert die Pflanzungen!

Ein alter Franziskanermönch mit langem, weißem Bart und freundlich lächelnden Augen kommt heraus, heißt uns herzlich willkommen und stellt sich als Bruder Wendelin vor. Er ist Deutscher und von Beruf Architekt, hat zwölf Jahre in Jerusalem gelebt und kam vor zehn Jahren nach Kapernaum, wo er in tiefster Einsamkeit mit seinem Diener wohnt. Gäste kann er nicht unterbringen, daher können auch keine Pilger in Kapernaum bleiben. Bruder Wendelin leitet hier die Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft, die der Krieg natürlich unterbrochen hat, aber er will Kapernaum nicht verlassen, da er fürchtet, daß die schon gewonnenen Resultate dann von den Arabern zerstört werden. Die völlige Weltabgeschiedenheit, in der Bruder Wendelin hier lebte, erinnerte mich an einen andern Mönch, den einsamen Lama in Tschärgip-

gumpa am Manasarovar in Tibet. Dieses kleine ärmliche Kloster hat fast die gleiche Lage wie Kapernaum, vom Nordwestufer schaut es nach Südosten über den heiligen See hinüber, und dem Klang seiner Glocke lauscht niemand als sein einsamer Bewohner.

Gleich vor der Veranda der Franziskanerherberge bietet sich der bedeutendste Fund dieser Ausgrabungen dar, die Ruinen einer Synagoge römischen Stils mit drei Meter hohen, weißen Kalksteinsäulen, die mehr oder weniger beschädigt zwischen den Resten ihrer schönen korinthischen



Säulenreste der Synagoge in Kapernaum.

Kapitelle umherliegen. Die kunstvoll gearbeiteten Basen sind noch in gutem Zustand. Die Maße der Synagoge sind 24,5 und 18 Meter; die Gebetshalle war auf allen Seiten, mit Ausnahme der östlichen, mit einem Säulengang umgeben. Der Architrav, mit schön gearbeiteten Blumen- und Blattornamenten verziert, trug noch kleinere Säulen eines Zwischenstocks. Die Hauptfront ging nach Süden und hatte ein dreifaches Portal und eine drei Meter breite Terrasse ohne Kolonnade. Zu den Ost- und Westeingängen führen noch jetzt wohlerhaltene Treppen hinauf.

Über die Lage von Kapernaum haben sich die Gelehrten lange gestritten. Die deutschen Ausgrabungen haben jetzt das Problem gelöst.

Man weiß, daß da, wo die Schwiegermutter des Petrus wohnte, ums Jahr 600 durch Joseph von Tiberias eine Basilika gebaut wurde; ihre achteckigen, mit schöner Mosaik belegten Grundmauern hat man gefunden. Im Hause des Petrus aber wohnte Jesus mit seinen Jüngern während seines Aufenthalts in Kapernaum. Ringsherum finden sich noch zahlreiche weitere Überreste von Steinhäusern, und gewiß birgt die Erde hier noch viele Geheimnisse. Östlich von der Synagoge stieß man auf Überreste eines Gebäudes, das wahrscheinlich im vierten Jahrhundert eine Schule war.

Nach diesen wunderbaren Entdeckungen, erklärte Bruder Wendelin, sei kein Zweifel mehr möglich: hier war die Synagoge, die der römische Hauptmann den Ältesten der Juden in Kapernaum geschenkt hat. Als dann der Römer Jesum um Hilfe für seinen todkranken Diener bat, nahmen sich die Juden seiner Sache an und sagten zum Meister: „Er ist es wert, daß du ihm das erzeigest, denn er hat unser Volk lieb, und die Schule hat er uns erbaut.“

Auch die Erinnerung an den Vorsteher dieses Tempels, zwischen dessen zusammengestürzten Säulenreihen wir langsam umherwanderten, wird nie vergehen. „Und siehe, da kam ein Mann mit Namen Jairus, der ein Oberster der Schule war, und fiel Jesus zu Füßen und bat ihn, daß er wolle in sein Haus kommen; denn er hatte eine einzige Tochter bei zwölf Jahren, die lag in den letzten Zügen. Da aber der Meister zögerte, kam einer vom Gesinde des Obersten der Schule und sprach zu ihm: ‚Deine Tochter ist gestorben, bemühe den Meister nicht.‘“

„Jesus aber sprach: ‚Weinet nicht, sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft.‘ Und er ging hinein, nahm sie bei der Hand und rief: ‚Kind, stehe auf!‘ — und sie stand alsobald auf.“

Auf welchem der Hügel bei Kapernaum die Bergpredigt gehalten wurde, wissen wir nicht. Wohl aber, daß in dieser Synagoge die Stimme des Heilandes erklang, und daß seine Füße die Kalksteinplatten berührten, auf denen wir jetzt wandern. Die Evangelisten sprechen oft davon: „Und am Sabbat ging er gleich in die Synagoge und lehrte.“ — „Das sagte er also, als er in der Synagoge zu Kapernaum lehrte.“ — „Und er stand auf und ging von der Synagoge in Simons Haus, und hier rief er: ‚Ich bin das Brot des Lebens!‘“

Wenn diese Steine reden könnten! Wenn sie verkündeten, was sie gesehen und gehört haben! An der Südseite steht noch ein Teil der Mauer, von der die Worte widerhallten: „Ich bin das Brot des Lebens.“ Zwei Jahrtausende hindurch haben zahllose Generationen auf dem ganzen Erdenrund diesen Worten gelauscht. In Millionen von Bibeln stehen sie in mehr als dreihundert Sprachen gedruckt. Sie ertönten auf Kanzeln und Altären, wurden an der Wiege und am Grabe wiederholt, stehen auf dem Pergament mittelalterlicher Handschriften und an den Kuppeln der



Phot.: Larsson.

Fischerboot auf dem See Genezareth.

Kathedralen; sie spendeten Betrübten Trost und Hoffnung und öffneten den Toten den Blick in die seligen Auen „jenseits des Jordans“. Hier aber, wo jetzt Eidechsen nur und Spinnen über die von der Sonne erhitzten Steinblöcke kriechen, sind sie von den eigenen Lippen des Menschensohnes erklungen und sprechen noch heute zu den Pilgern mit unwiderstehlicher Gewalt.

In Kapernaum bei Simon Petrus war Jesus wie zu Hause, und die Evangelisten nennen Kapernaum seine eigene Stadt. Hier lag eine römische Garnison, hier wurde Zoll erhoben, und hier war eine Steuereinnahme. An Kapernaums Toren vorüber ging eine der großen römischen Straßen, deren zahlreiche prächtige Spuren sich noch heute durch ganz Palästina ziehen. Und im Norden unweit der Stadt liegt auch der

Hügel Barikat, der Ort des Segens, wo nach der Meinung einiger Forscher die Bergpredigt gehalten wurde.

Noch immer ist Kapernaum das Ziel zahlreicher Wallfahrten. Im Jahre 1913 kamen über 10000 Pilger hierhin, Spanier und Polen, Italiener und Franzosen, Belgier und Engländer, und Tausende von Russen aus Jerusalem, die unter der Last ihrer Kochgeschirre und Proviantsäcke im Staub der Landstraße zu Fuß hergewandert waren. Die Russen, sagte Bruder Wendelin, zeichneten sich durch besonders inbrünstigen Glauben und



Phot.: Larsson.

Die Fische werden aus dem Netz genommen.

kindliche Andacht aus. Die Deutschen reisen gewöhnlich in geschlossenen Gruppen für sich. Nach Ostern kommt jährlich eine große Pilgerkarawane.

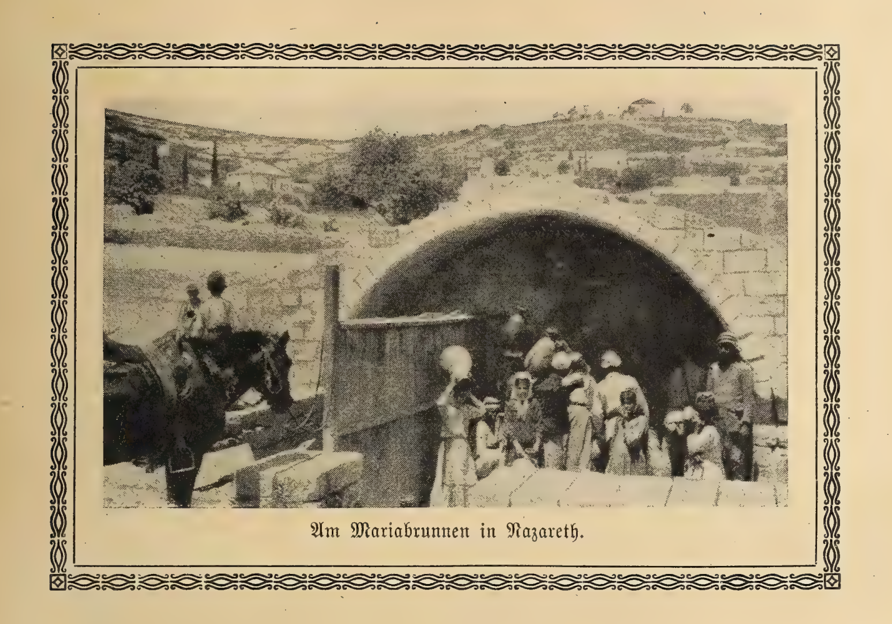
½2 Uhr drücken wir Bruder Wendelin die Hand zum Abschied und gehen wieder an Bord. Der Wind hat sich gelegt; die Temperatur der Luft ist 33,8, die des Wassers 31,4 Grad. Im Süden, wo der Jordan den See Genezareth verläßt, verschwindet das Ufer so völlig im Nebel, als führen wir in einer Meeresbucht. Unser Kurs ist N 63° O. Zwischen den öden Strandhügeln, auf denen der Erlöser unzähligemal mit seiner Fischerschar gewandert ist, liegen wenige Meter vom Ufer entfernt die Ruinen von Chorasin; von Zeit zu Zeit schlagen Beduinen

hier ihre Zelte auf und lassen ihre Herden weiden. Und östlich von Chorasin liegt Bethsaida in einer trostlosen Gegend; dahin begab sich Jesus, als er vom Tode Johannes' des Täufers gehört hatte. Zwischen diesen beiden Orten tritt der Jordan in den See ein.

Dorthin geht unsere Fahrt. Vor uns zeigt der See einen nach Süden gerichteten Streifen, der bald in den frischen grünen Wasserflächen verschwindet. Wir geraten auf seichte Stellen und müssen um eine vorspringende Schlammzunge herum. Die Farbe des Wassers wird trüb, bald ist sie graubraun, und die Strömung zieht langsam nach Südosten. Um diese Jahreszeit ist sie immer sehr schwach, aber während und nach der Regenzeit kommen oft große Wassermassen vom Hermon und von den galiläischen Bergen herab. Jetzt macht der Jordan nur einen bescheidenen Eindruck. Seine Breite beträgt etwa dreißig Meter. Am linken Ufer steht ein Eukalyptuswäldchen, auf dem rechten sind einige Beduinenzelte aufgeschlagen; dort am Strande badet eine Schar munterer, bronzebrauner Kinder, und im Uferschlamm wühlen grauschwarze Büffel; von einigen sind nur Hörner, Augen und Maul über der Wasserfläche sichtbar. Kamele und Kühe weiden auf der Steppe, von wachsamen Hunden behütet.

Wir ruderten ein Stück den Fluß hinauf und dann wieder zurück. Ein frischer Westwind hatte sich aufgemacht und wurde, als wir wieder auf den See hinauskamen und die Richtung nach Tiberias einschlugen, so stark, daß die Wellen am Vordersteven in das Boot hineinspritzten und unsere vier Fischer arbeiten mußten, daß die Ruder knackten. Mit Mühe und Not erreichten wir endlich wieder die Eukalyptusbäume am Ufer von Kapernaum, wo wir landeten und in dem kleinen Hafen unsern letzten Proviant verzehrten, den der Franziskanerbruder durch Brot, Gurken und Tomaten vermehrte.

Nachdem der Wind etwas nachgelassen hatte, hißten wir das Segel und kamen mit guter Geschwindigkeit nach Magdala. Dann legte sich plötzlich der Wind ganz. Als er sich von neuem erhob, zeigten sich im Südwesten einige schwache Lichtpunkte — die Laternen von Tiberias. Langsam wurden sie größer. Über uns glitzerten die Sterne, und unter uns brüteten die dunklen Geheimnisse der Tiefe. Schon waren wir bei den Strandhäusern und Türmen von Tiberias, landeten an der Brücke und eilten unter das weiße Zelt des Mückennetzes.



Am Mariabrunnen in Nazareth.

Zwölftes Kapitel.

Nazareth.

In Tiberias gönnte ich mir noch einen Tag Ruhe. Am 27. Juli aber holte mich der Syrier Asale mit seinem amerikanischen Wagen, einem hohen Kasten mit drei Querbänken, aus Nazareth ab, und nun ging es zunächst in zahllosen großen und kleinen Zickzackwindungen in das Bergland zwischen Jordansenke und Mittelmeer hinauf, das nach der großen babylonischen Gefangenschaft in drei Provinzen geteilt war: Galiläa, Samara und Judäa. Galiläa wurde im Westen von der phönizischen Küste begrenzt, im Norden von dem Flusse Litani oder Leontes, im Osten vom Jordan und See Genezareth und im Süden von der Ebene von Jesreel oder dem breiten Esdrelomtal. Obergaliläa liegt im Norden; meine Straße führte durch Untergaliläa.

Ein wunderliches Gefühl, daß man über 208 Meter mühsam bergaufwärts klettern muß, um nur auf Meereshöhe zu kommen. Bis zur Höhe von Nazareth beträgt dann die Steigung noch 350 Meter. Der Aufstieg beginnt schon, ehe man aus Tiberias hinaus ist, und ist

im Anfang am steilsten, bis man sich aus der Bergmulde herausgearbeitet hat. Bald liegt die blaue Wasserfläche des Genezareth im Kranz der grauvioletten Berge tief unter mir. Im Norden über dem Hochland von Galiläa und der Ebene von Hauran erhebt sich stolz und mächtig der Hermon, und im Südwesten wird der runde, mit Eichen bewachsene Kegel des Tabor sichtbar. Ich fahre also zwischen den beiden Bergen, von denen es im 89. Psalm heißt: „Mitternacht und Mittag hast du geschaffen; Tabor und Hermon jauchzen in deinem Namen.“



Hellue Saba,
70jährige arabische Korbflechterin, gebürtig aus Nazareth und von nazaräischen Eltern.

Die Umrisse des Galiläischen Meeres verschwinden, wir sind auf der Höhe angelangt, und nun geht es in flottem Trabe durch Untergaliläa, das schon vor 1900 Jahren eine reiche, herrliche Provinz war und mit der ganzen damals bekannten Welt in Verbindung stand. Galiläa grenzte nicht wie Judäa an die Wüste, wohl aber an heidnische Provinzen mit griechischer Kultur. Uralte Handelsstraßen nach Ägypten, Babylonien und Rom führten über diese Berge und durch diese Täler, und eine der großen Heerstraßen des Altertums lief hier durch, auf der mazedonische Hopliten und römische Legionen marschierten.



Phot.: Larsson

Kana in Galiläa. Vgl. S. 97 f.



Phot.: Larsson.

Nazareth. Vgl. S. 98 ff.

Von den Küstenstädten des Mittelmeeres schickte man Karawanen durch Untergaliläa über Bethsan nach Gilead und Arabien, und in Kapernaum an der großen Straße, die Damaskus mit der Wüste verband, saß der Apostel und Evangelist Matthäus als Zolleinnehmer. Galiläa ist die Urheimat des Christentums.

Der Gebirgsgrund ist Kalkstein, doch zeigen sich auch Spuren vulkanischer Tätigkeit, Basalt und Lavablöcke sind nicht selten, und wie in Tiberias treten auch hier heiße Schwefelquellen zutage. Untergaliläa hat vorwiegend Buschwald aus Sykomoren und Myrten; andere Bäume wie Eichen, Ahorn usw. finden sich nur vereinzelt; ebenso Kaktus. Auf den Abhängen und im Talgrund gedeiht der Ölbaum zwischen weiten Ackerfeldern. Die Bewässerung ist gut und der Boden fruchtbar. Herden von schwarzen Ziegen und weißen Schafen weiden auf den Wiesen, seltener Hornvieh. Zu Jesus' Zeit war die Bevölkerung weit zahlreicher als jetzt, und der Galiläer war als ehrlich und tapfer bekannt. Jetzt begegnet man nur selten einem Beduinen zu Pferde. Das Land ist öde, und die Dörfer sind unbedeutend. Hier an der Straße nach Kana kämpfte am 11. April 1799 gegen einen Teil der türkischen Armee eine französische Division unter dem berühmten General Kleber, der dem von Bonaparte bedrängten Akka Entsatz bringen sollte.

Nach drei Stunden Fahrt erreiche ich Kafr-Kenna, nach der Überlieferung das biblische Kana, wo Jesus als Hochzeitsgast Wasser in Wein verwandelte. Von seinen 1000 Einwohnern sind die Hälfte Mohammedaner, die übrigen griechische und römische Katholiken. In der Krypta der von Franziskanern erbauten Kirche, die mir von zwei Brüdern, einem Spanier und einem Österreicher, gezeigt wird, findet sich eine hebräische Mosaikinschrift aus der Zeit Konstantins des Großen, und die Überlieferung besagt, daß hier eine Synagoge gestanden habe, die an der Stelle errichtet wurde, wo das Wunder beim Hochzeitsfest vor sich ging. Später baute man hier eine christliche Kirche. Die Kreuzfahrer ersetzten sie durch eine neue. Die heutige, 1880 erweiterte Kirche ist die dritte. Über ihrem Portal stehen die Worte: „Nuptiae factae sunt in Cana Galilaeae et erat mater Jesu ibi." An die älteste dieser drei Kirchen erinnert noch der Knauf einer Säule, der sich in der Altertümersammlung des Gotteshauses findet; er ist in den

Boden eingelassen und durch ein Gitter geschützt. Die Franziskanermönche glauben sogar versichern zu können, daß ein Stück Mauer noch aus Christi Zeit stamme.

Die Fahrt geht weiter nach El-Meschhed und Er-Reine. In El-Meschhed soll der Prophet Jonas geboren sein; man zeigt dort auch sein Grab, genau so wie in Nebi-Junus bei Ninive. Hübsche Landschaftsbilder begleiten die Straße. Das Grün der Bäume hebt sich scharf ab von dem Grau des Felsgrundes. Unter einem schattigen Maulbeerbaum rastet eine syrische Familie, und ein Ölbaumhain beherbergt ein ganzes Zeltlager. Hirten haben sich mit ihren Ziegenherden um die Brunnen versammelt.



Bedija Hello,
13jähriges Mädchen aus Nazareth.

Jetzt haben wir die letzte Steigung überwunden, und vor mir auf dem Abhang liegt Nazareth, ein Wirrwarr von grauen, hellen Steinhäusern mit flachen oder pyramidenförmigen Dächern, mit Kirchen und Kuppeln, gewundenen Straßen und Gassen, Feigenbäumen, Ölbäumen und Zypressen. Straßen und Häuser leuchten im glühenden Sonnenbrand. Die weite Aussicht von hier oben aber entschädigt dafür. Im Süden öffnet sich die Ebene von Jesreel, im Westen strebt der Karmel wie eine mächtige Landzunge in das blaue Mittelmeer hinaus, im Osten erreicht der Blick das Jordantal, und im Norden thront immer noch der Hermon als ein gewaltiges Wahrzeichen.



Sorije Sibane, 16jährige christliche Araberin in Nazareth.

Zu Christi Zeit war Nazareth ein unbedeutendes Dorf, von dem man zu sagen pflegte: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ Jetzt ist es eine Stadt mit 15000 Einwohnern, darunter drei Fünftel Christen; zu Christi Zeit war vielleicht der Straßenverkehr noch farbiger und lebhafter als jetzt. Das heutige europäische Gepräge der Stadt ist nicht eben verlockend. Und doch ist der Eindruck ein ergreifender, wenn man plötzlich auf dem Abhang den Ort unter sich liegen sieht; denn hierher kam der Menschensohn und wohnte in einer Stadt, die da heißt Nazareth, auf daß der Propheten Wort erfüllet werde: „Nazarener sollst du heißen!“

Doch nun hinunter in die Stadt! An dem berühmten Mariabrunnen Ain Mirjam, dem schönsten von allen Denkmälern Nazareths, mache ich halt.

Wir wissen aus der Heiligen Schrift, daß Jesus den größten Teil seines Lebens in Nazareth zubrachte und dort seinen Eltern untertan war. Deshalb hieß er allgemein der Prophet von Nazareth oder der Nazarener. Noch auf dem Kreuze stand geschrieben: „Jesus von Nazareth, König der Juden“, und Paulus hieß „ein Hauptmann der Partei der Nazaräer“. Der Name der Stadt ist also unsterblich in der Geschichte des Christentums und hat auch in 1900 Jahren keine Veränderung erlitten. Bei den Arabern heißt sie En-Nasira, und die Christen des Orients nennen sich selbst Nazarener.

Der Denkmäler aus Christi Zeit besitzt Nazareth viele, aber ihre Echtheit ist mehr oder weniger zweifelhaft. Nur eines davon trägt den Nachweis seines Alters in sich selbst, das ist der Brunnen der Maria; denn hier tritt eine kräftige Quelle zutage. Sie entspringt in der Nähe der Gabrielskirche, die zur Erinnerung an Lukas' Wort vom Engel Gabriel errichtet wurde, der „von Gott in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth, gesandt ward zu einer Jungfrau, die vertrauet war einem Mann mit Namen Joseph“. Am Altar dieser Kirche geht der Quellbach vorüber, und die griechisch-katholischen Pilger pflegen sich darin zu waschen. Unterhalb der Kirche bei einer Straßenkreuzung sammelt sich das Wasser unter einer schattigen Wölbung in einem kleinen Becken, Ain Mirjam. Hier holen die Frauen der Stadt, junge Mädchen und Kinder, alltäglich in ihren Lehmkrügen und -töpfen Wasser. In Friedens-



Alia Nimer, 16jähriges arabisches Mädchen aus Nazareth.

zeiten verschmähten selbst vornehme Damen nicht, sich hier ein Stelldichein mit Bekannten zu geben und allerlei Neuigkeiten auszutauschen. Jetzt während des Krieges galt das nicht mehr für schicklich, da die Hälfte des Brunnens, durch eine Planke abgetrennt, den Soldaten vorbehalten ist.

Auch die Mutter Maria ist zu diesem Brunnen gewandelt, der noch heute ihren Namen trägt. Als Ben-Hur in Wallaces Roman gleichen Namens in Ketten nach den Galeeren geführt wird, kommt er auch nach Nazareth, und der Dekurio, sein Wächter, rastet eine Weile an diesem Brunnen. Da erscheint der Zimmermann Joseph, begleitet von seinem Sohn mit hellem kastanienbraunen Haar, dunkelblauen Augen und einem himmlisch liebevollen Ernst in den Zügen. Und der Sohn füllt einen Krug mit Wasser, reicht ihn dem Gefangenen und legt seine Hände segnend auf sein Haupt. Von dem Augenblick an ist die Gesinnung des Dekurio wie verändert, und er selbst hilft dem müden Ben-Hur aufs Pferd hinauf.

Arabisches Mädchen in Nazareth.

Nazareth besitzt mehrere Kirchen, Klosterschulen, Herbergen und andere barmherzige Stiftungen der verschiedenen christlichen Gemeinden. Was den Westmächten davon gehörte, war jetzt in Kasernen und Hospitäler umgewandelt. Ein jovialer Franziskanerbruder führte mich umher zu den heiligen Stätten; und bei Fackelschein durchschritt ich auch das Labyrinth der Gänge und Krypten der Verkündigungskirche. Auf dem Altar



Salem abu Scherijes Gubde,
88jähriger christlicher Araber aus Ägypten, wohnhaft in Nazareth.

liest man die Worte: „Verbum caro hic factum est“, und der Mönch zeigte mir den Platz, an dem Gabriel stand, als er der Jungfrau Maria die Botschaft überbrachte. Auch die Synagoge ist noch da, von der es bei Lukas heißt: „Und er kam gen Nazareth, da er erzogen war, und ging in die Schule nach seiner Gewohnheit am Sabbattage, und stand auf und wollte lesen.“ Man kann ihr Bestehen etwa 1350 Jahre zurückverfolgen.

Gleich der Verkündigungskirche, die 1730 gebaut wurde, ist auch die kleine, 1861 errichtete Kapelle Mensa Christi ein Werk der

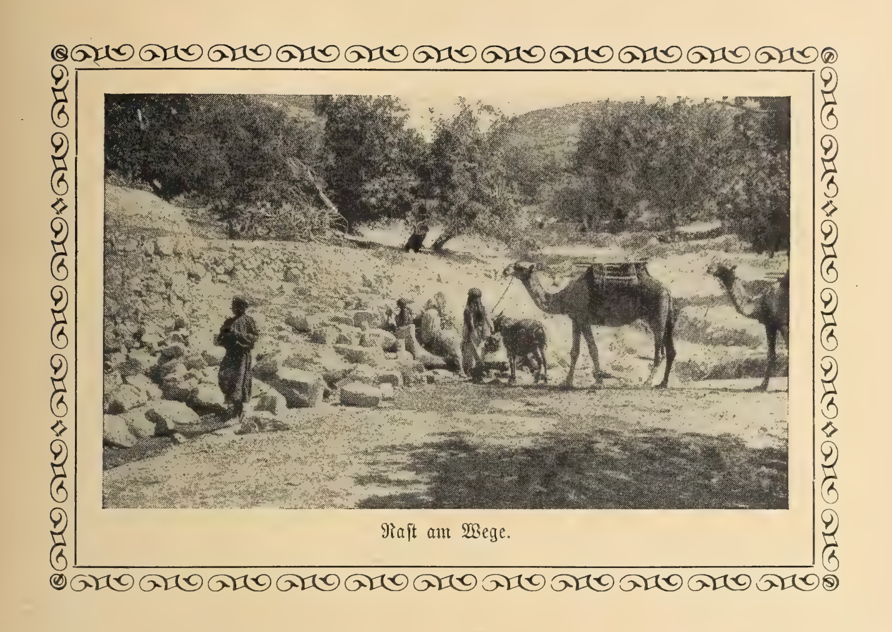


Phot.: Larsson.

Des Zimmermanns Sohn.
Gemälde von François le Foud in Nazareth.

Franziskaner. Der Tisch Christi ist eine gewaltige Kalksteinplatte, an der nach einer, allerdings sehr jungen Überlieferung der Wiederauferstandene mit seinen Jüngern gegessen haben soll.

Bruder Sebastian begleitete mich schließlich hinauf in den oberen Stadtteil von Nazareth, wo ich im Hause einer Familie Wagner einen Tag verweilte, teils um in der kühlen Gebirgsluft aufzuatmen und mich ordentlich auszuruhen, denn die Malaria stak mir noch etwas im Blute, teils um mein Skizzenbuch mit den Volkstypen zu bereichern, die dem Leser auf diesen Blättern begegnen.



Rast am Wege.

Dreizehntes Kapitel.

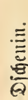
Durch das Bergland von Samaria.

Am 29. Juli saß ich schon frühmorgens um ½6 Uhr wieder auf meinem Wagen. Der Weg führte ziemlich steil bergab, und bald war Nazareth hinter mir verschwunden. Mein heutiges Ziel war Nabulus (Sichem). Von da ist es nur noch eine Tagereise bis Jerusalem.

Der Kegel des Tabor stand jetzt im Osten, und im Südösten erhob sich der kleine Hermon, auf dessen Nordabhang das Dorf Nain liegt, wo Jesus den Sohn einer Witwe von den Toten erweckte, und östlich davon Endor, wo König Saul die Hexe befragte. Vor mir im Süden schlossen die Berge von Samaria den Horizont ab, und im Westen sah ich die mächtige Klippe des Karmel, dessen äußerste Spitze sich ins Mittelmeer hinausschiebt wie der Sockel eines gigantischen, unsichtbaren Denkmals — nicht für einen Ritter in Helm und Harnisch mit gezücktem Schwert, sondern für den Friedensfürsten mit dem Palmzweig in der Hand.

Vor mir dehnte sich nun die Ebene von Jesreel oder Esdrelom, ein dreieckiges Tiefland, dessen eine Spitze sich nordwestlich nach Haifa richtet; die zweite liegt beim Tabor, und die dritte bei Dschenin, meinem nächsten Reiseziel. Die ganze Ebene ist eine gewaltige Steppe, die nur hier und da mit kleinen Dörfern, Maisfeldern und andern Anpflanzungen betupft ist. Im Nordwesten, unweit von Haifa, fließt der aus der Bibel bekannte Bach Kison ins Meer; im Sommer ist er trocken, während der Regenzeit aber schwillt er oft bedrohlich stark an. Unsere Straße führt lange Zeit schnurgerade nach Süden. Von Soldaten geführte Kamelkarawanen mit Getreide begegneten uns. Auf den Äckern lag die Erbsenernte in Haufen aufgeschichtet. Einen wüsten Anblick gewährte das Dorf El-Afule; es bestand nur noch aus nackten Lehmmauern; einiger Cholerafälle wegen hatte man vor etlichen Monaten sämtliche Häuser niedergebrannt, ihre Bewohner lebten jetzt draußen auf der Steppe in Zelten und luftigen Hütten. Obendrein war der Ort gerade vor zwei Tagen von einem französischen und einem englischen Flugzeug mit Bomben belegt worden, denn er ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt der Strecke Haifa-Damaskus. Neun Personen wurden verwundet, ein Kind getötet, Materialschaden aber gar nicht angerichtet. Bei meiner Rückfahrt fanden diese Bombardements fast täglich statt, ohne besseren Erfolg; nur einige Eisenbahnwagen gingen dabei in Flammen auf. Östlich vom Bahnhof liegt die Judenkolonie El-Fule, und noch weiter östlich das Dorf Sunem, Solem oder Sulem, das im Hohen Lied erwähnt wird.

Vor dem Dorfe Dschenin weideten mehrere hundert Dromedare. In den malerischen Straßen und Gassen herrschte buntbewegtes Leben. Lange Kamelkarawanen, mit Getreidesäcken beladen und von Soldaten begleitet, zogen durch, Landleute brachten auf Eseln ihre Waren auf den schmucken Marktplatz, Frauen verkauften Brot und Gurken, und am Südrand des Ortes hatten türkische Truppen im Schatten breitästiger Feigenbäume ein weißes Zeltlager aufgeschlagen. Und über diesem Gewimmel von weißgetünchten Lehmhäusern und grauen Steinhäusern mit ihren flachen Dachterrassen oder pyramidenförmigen roten Ziegelhauben erhoben sich die Kronen der Palmen und die Spitzen der Minarette.



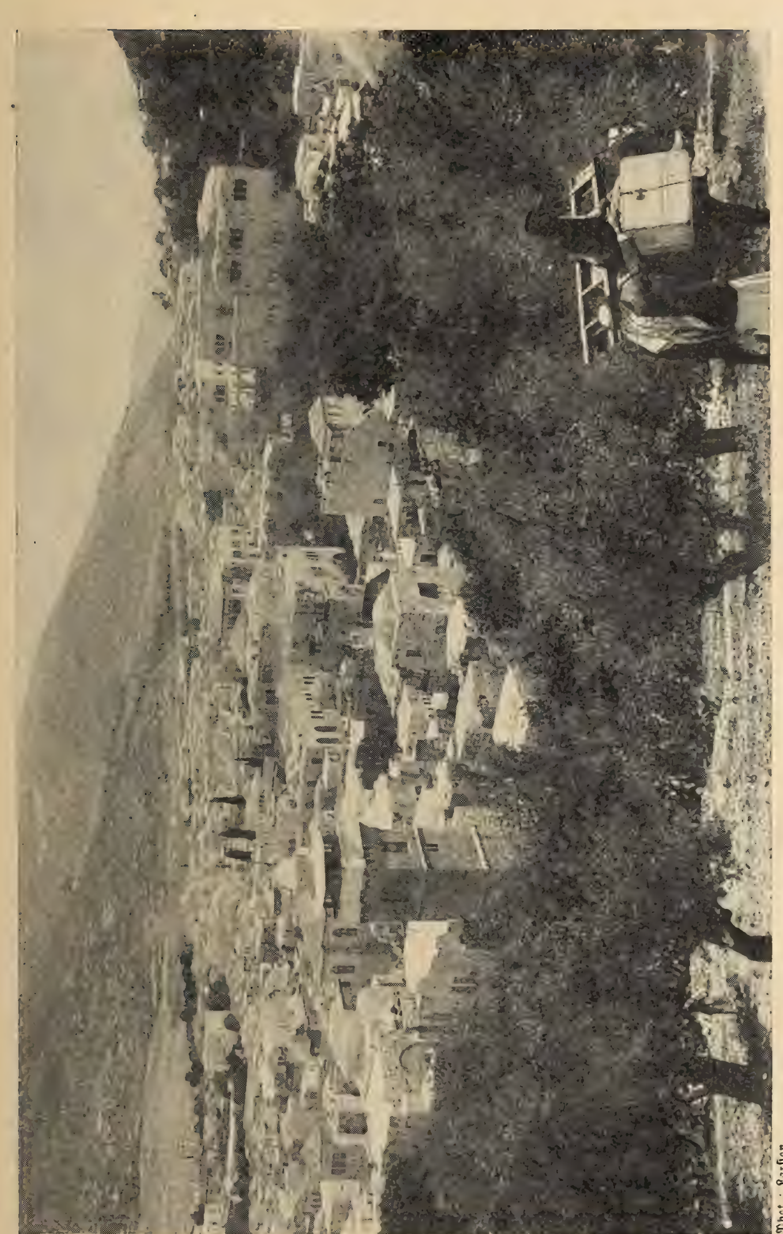
Phot.: Larsson.

Dschenin.

Hinter Dschenin steigt die Straße zu dem Gebirgsland an, das die natürliche Grenze zwischen Galiläa und Samaria bildet. Noch einen Blick werfe ich zurück auf die dreieckige Ebene hinter mir, die ihre Spitze wie eine Dolchklinge nach Haifa an der Küste des Mittelmeeres richtet. Nazareth auf seiner Höhe ist wieder sichtbar. Welch eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen wird hier lebendig! Seit Gideons Sieg über die Midianiter und dem Tage, da Elias die Baalspriester am Bache Kison unweit Haifa hinrichten ließ, bis zu Bonapartes Marsch nach dem Tabor im April 1799 ist diese Steppe in der Heimat des Friedensfürsten reicher mit Menschenblut gedüngt worden als irgendein anderer Fleck der Erde. Dort im Nordwesten war eines der vielen Militärlager, die das römische Weltreich zusammenhielten, bis es zerfiel, weil ein verderbtes und verweichlichtes Geschlecht nicht länger Schwert und Rüstung tragen wollte; der Ort heißt jetzt El-Leddschun, ein Name, der



Wasserträgerin aus Nazareth.

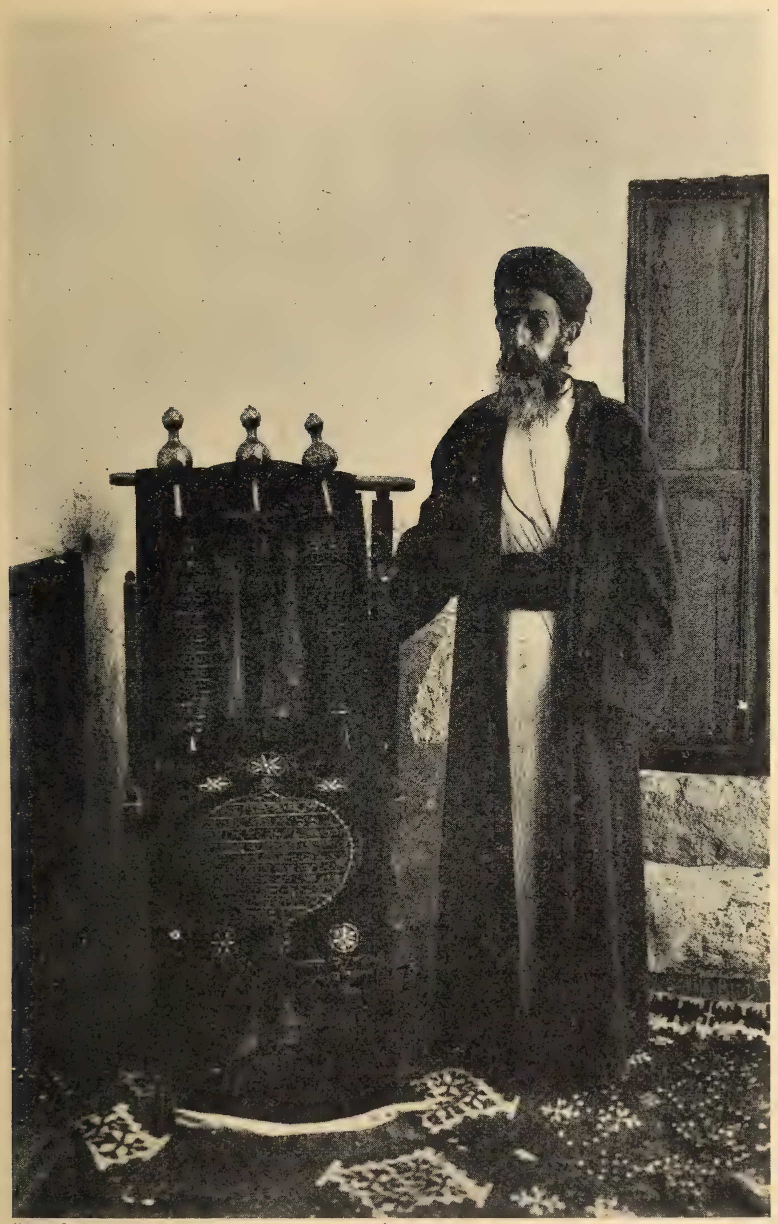


Phot.: Larsen.

Nabulus und der Berg Ebal.

aus dem lateinischen legio entstanden ist. Hier lag auch das alte Megiddo, das König Salomo befestigen ließ, weil die Hauptstraße zwischen Ägypten und Assyrien hier durchging. „Die Könige kamen und stritten“, heißt es in Deborahs und Baraks Triumphlied, „da stritten die Könige von Kanaan zu Taanak am Wasser Megiddos. Aber sie brachten keinen Gewinn davon.“ Auf dieser Ebene fielen die Judenkönige Ahasja und Josia, und nach der Offenbarung Johannes' wird, wenn die Engel die Schalen ihres Zornes auf die Erde ausgießen, der letzte Kampf gegen den Antichrist an der Stelle ausgefochten, die auf hebräisch Harmageddon (Har Megiddo oder Megiddos Berg) heißt. Hier tötete Judith den Feldhauptmann des Nebukadnezar, Holofernes, der die jüdischen Volksstämme „auf dem großen Felde Esdrelom“ zur Teilnahme an dem Krieg gegen Arfaksad in Ekbatana (Hamadan in Persien) zwingen sollte, und rettete durch diese Tat ihre Vaterstadt Bethulia, die südlich von Dschenin liegt. „Er hatte hundertundzwanzigtausend zu Fuß und zwölftausend zu Roß, ohne den Haufen, den er gewählt hatte an jedem Ort, wo er ein Land eingenommen hatte. Dieses Kriegsvolk rüstete sich alles wider die Kinder Israel; und sie lagerten sich oben auf den Berg gegen Dothaim, von Belma an bis gegen Chelmon, das da liegt gegen Esdrelom.“ Mehr als den fünfzigsten Teil der Streitmacht, die hier mit echt orientalischer Übertreibung geschildert wird, dürfte Holofernes schwerlich gehabt haben; ein Heer von solcher Ausdehnung würde in dem genannten Raum gar nicht untergekommen sein, dazu hätte mindestens halb Galiläa gehört. Mag aber das Buch Judith Wahrheit oder Dichtung sein — auf alle Fälle enthält es eine zutreffende Schilderung dieser Gegend. Auf der Ebene Esdrelom schließlich wurde Israel von den Midianitern überfallen, den arabischen Kriegerstämmen, deren Nachkommen sich noch heute in den Steppen und Wüsten behauptet haben, ganz wie das Alte Testament sie schildert, und von Westen her war es den Angriffen der Philister ausgesetzt, wie das erste Buch Samuel berichtet.

So ging der Pulsschlag des Krieges immer von neuem durch dieses blutgetränkte Land. Ägypter und Assyrier, Juden und Mazedonier, Griechen, Syrier und Römer wechselten einander ab; ihnen folgten die Kreuzfahrer und Tempelherren, die Mongolen und Türken,



Phot.: Larsson.

Samaritischer Priester mit den heiligen Schriften.

und schließlich pflanzte Bonaparte hier noch die Fahne der französischen Republik auf.

Doch fort von diesen, fast Schwindel erregenden geschichtlichen Erinnerungen, und weiter nach Süden. Es geht wieder bergauf. Graue Kalksteinfelsen rechts und links. Die Pferde leiden furchtbar unter den Fliegen und Bremsen. Um $^1/_2$10 Uhr ist die Hitze schon auf 30,4 Grad gestiegen. Wir halten an einem ummauerten Brunnen, aus dem man mit Hilfe eines an einem Riemen befestigten Ledersacks das Wasser mit den Händen heraufholen muß, eine notdürftige Einrichtung, die sich in Tausenden von Jahren hier nicht geändert hat.

Bald steigt die Straße jäh an; jenseits dieser Gebirgsschwelle kreuzen wir eine Eisenbahnstation, über deren roten Dächern sich unser Weg weiter aufwärts windet. Samaria (im Altertum Ephraim) liegt vor uns, ein stark gewelltes Gebiet zwischen Meer und Jordantal, selbst ein Meer von erstarrten, riesigen Wogen. Ihre Kämme sind grau oder braun gebrannt und völlig kahl, nur die Täler und die niedrigen Hügel deckt der graugrüne Teppich der Ölbaumwälder, die sich von der vorjährigen Heimsuchung der Heuschrecken noch nicht ganz erholt haben. Ab und zu kommt ein vereinzelter Araber des Weges, und auf den schattenlosen Abhängen weiden Herden weißer Schafe und schwarzer Ziegen; diese Farbenteilung ist regelmäßig. Sonst völlige Einsamkeit und Stille ringsum. Grüne und graue Eidechsen blinzeln über die Felskanten herüber und sind wie auf einen Zauberschlag verschwunden, sobald wir näherkommen. So geht es Stunde auf Stunde bergauf und bergab.

In dem hübschen Dorf Silet ed-Dahr gönne ich den Pferden zwei Stunden Rast und erfrische mich selbst im Kavekhane unter schattigen Feigenbäumen. Proviant habe ich bei mir, prächtige rotgelbe Zuckermelonen sind zu kaufen, und der Kaffee, den der Wirt mir vorsetzt, macht seinem Namen Ehre. Am nahen Brunnen versammeln sich die Dorfbewohner, die Frauen holen Wasser oder waschen die Kleider und sind fabelhaft gesprächig. Berittene Soldaten steigen ab, und eine kleine Eselkarawane wird zur Tränke geführt. So folgt ein reizvoll buntes Bild dem andern. Ein Soldat beobachtet mit sehnsüchtigem Blick jede Hantierung mit meiner Melone. Der arme Kerl hat gewiß kein Geld,



Phot. Larssen.

Mariabrunnen in Nazareth. Vgl. S. 100f.



Phot.: Larsson.

Der Jakobsbrunnen zu Sichem (Nabulus). Vgl. S. 116f.

und ich schenke ihm eine ganze Frucht. Ohne ein Wort des Dankes zieht er sein Dolchmesser, und in wenigen Augenblicken ist die Gabe verschlungen; dann trocknet er die Klinge an seinem Rock ab und trollt sich, ohne uns auch nur eines Grußes zu würdigen — der echte Araber.

Es ist 1/23 Uhr nachmittags; die Hitze hat sich ein wenig gemildert, sie beträgt nur 29,6 Grad. Die Pferde sind wieder eingespannt, und weiter geht es durch Ölbaumwälder bergauf und bergab. Von einer Paßschwelle aus ist, trotz der Entfernung von 32 Kilometern, der grüne Horizont des Mittelmeers zu sehen. Im Süden gehen die Bergzüge von Samaria unmerklich in das Plateauland Judäa über, das durch den an Furten armen Unterlauf des Jordans und das Tote Meer nach Osten hin schärfer abgeschlossen ist als Samaria, das durch eine reichere Natur begünstigt ist und durch zahlreiche Furten in jenem Teil des Jordans leichte Verbindung mit Gilead hatte. Die alte Bevölkerung Judäas war daher abgehärteter und zäher und hat sich, wenn auch in zerstreuten Resten, bis heute erhalten. Die Bewohner Samarias waren der Kultur näher, dadurch verwöhnt und bequem und weniger ausdauernd, und von ihrem Stamm leben, trotz der zahlreichen Festungen auf den Höhen, heute kaum noch wenige hundert.

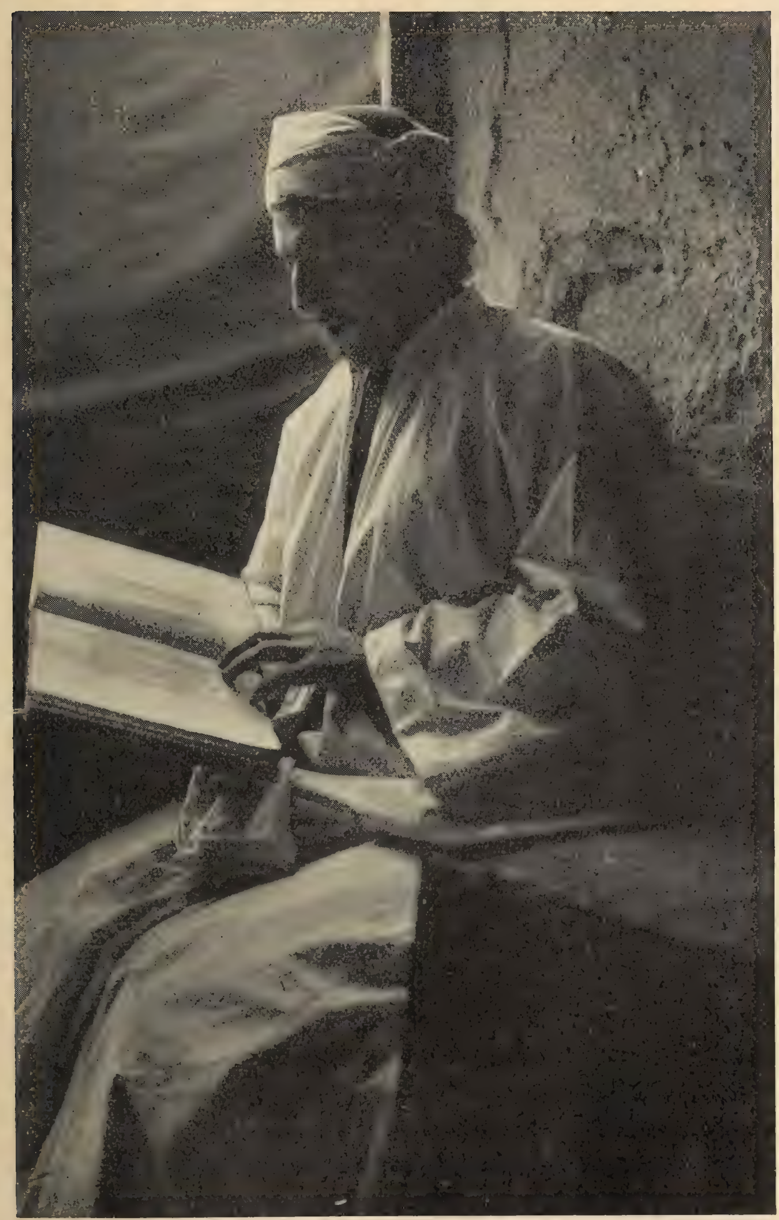
Vor uns thront jetzt auf rundem Hügel das Dorf Sebastije, ehemals eine bedeutende Stadt, die im besonderen den Namen Samaria führte als die Krone der gleichnamigen Provinz. „Und Samaria ist das Haupt in Ephraim." Alte Mauern- und Säulenreste erinnern noch heute an seine große Vergangenheit. Sein Gründer ist König Omri von Israel, „der den Berg Samaria von Semer für zwei Talente Silbers kaufte". Nach dreijähriger Belagerung (723—721) eroberte sie der Assyrierkönig Sargon und im Jahre 331 Alexander der Große, weil die Samariter den von ihm eingesetzten mazedonischen Gouverneur von Cölesyrien ermordet hatten. Unter der Herrschaft der Makkabäer wuchs ihre Bedeutung: Pompejus verleibte sie der römischen Provinz Syrien ein, und Augustus schenkte sie Herodes dem Großen, der sie verschönerte und befestigte und ihr den heutigen Namen gab. Nach der Apostelgeschichte soll Philippus hier gepredigt haben; zu seinem Andenken errichteten die Kreuzfahrer hier eine gotische Kirche. Jetzt ist die stolze Krone von Ephraim nur ein unbedeutender Flecken, wie der Prophet

Jesaia vorausgesagt hatte: „Weh der prächtigen Krone der Trunkenen von Ephraim, der welken Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, welche steht oben über einem fetten Tal derer, die vom Wein taumeln! Siehe ein Starker und Mächtiger vom Herrn wie ein Hagelsturm, wie ein schädliches Wetter, wie ein Wassersturm, der mächtig einreißt, wirft sie zu Boden mit Gewalt, daß die prächtige Krone der Trunkenen von Ephraim mit Füßen zertreten wird.“

Endlich lenkt mein Kutscher abwärts zum Jordan. Die Talpforte rahmen zwei stattliche Berge ein: links der Dschebel Eslamije, rechts der Dschebel et-Tor, der Ebal und der Garizim im 5. Buch Moses, ersterer 938, letzterer 868 Meter hoch. Wie zwei mächtige Wächter stehen sie über dem Städtchen Nabulus, dem Ziel meiner heutigen Fahrt, dem altberühmten Sichem.

Das heutige Nabulus hat 27 000 Einwohner, darunter 700 Christen der verschiedensten Bekenntnisse und 200 Samariter, die im Südwesten der Stadt nahe bei ihrer Synagoge wohnen. Es hat acht größere Moscheen, und der Handel mit dem Ostjordanland ist bedeutend; Wolle und Baumwolle sind die Hauptausfuhrartikel. Wasser spenden die zahlreichen Quellen des Garizim im Überfluß.

Sichem wird schon im 1. Buch Moses erwähnt: „Abraham zog durch bis an die Stätte Sichem. — Und Jakob kam nach Sichem im Lande Kanaan und schlug sein Lager auf vor der Stadt. — Und sie begruben Josephs Gebeine in Sichem.“ Nach mancherlei Schicksalen lastete die Hand der Assyrier auch auf dieser Stadt schwer. Ihre Bewohner wurden fortgeführt „und der König von Assyrien ließ Leute kommen aus Babel, Kutha, Avva, Hamath und Sepharvaim (Sippar) und sich in den Städten Samarias niederlassen an Stelle der Kinder Israels“. Ein Teil der israelitischen Bevölkerung blieb dennoch zurück, und aus ihm und den Ansiedlern entstand die Mischrasse der Samariter, die, von den Juden angefeindet und verachtet, vom Gottesdienst in Jerusalem ausgeschlossen war. Die Samariter bauten sich deshalb einen eigenen Tempel auf dem Garizim. Er wurde vor 2000 Jahren zerstört, aber der Ort, wo er stand, galt auch weiterhin als heilig. So sagte das samaritische Weib zu Jesus: „Unsere Väter haben auf dem Berg angebetet, und ihr sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man

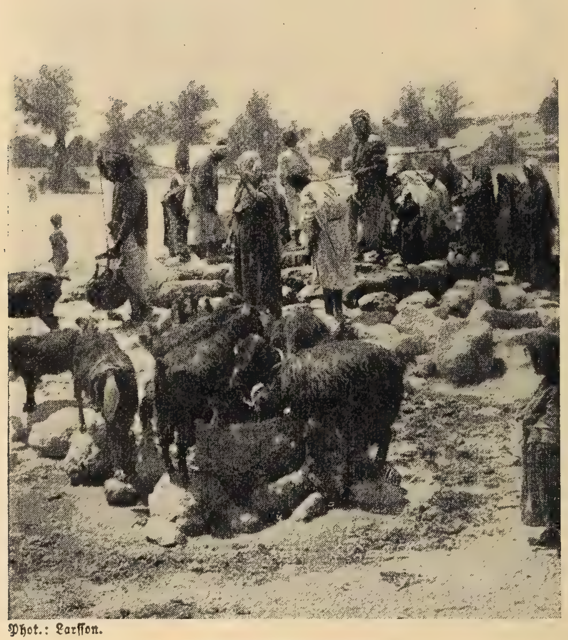


Phot.: Larsson.

Junger Samariter.

anbeten solle.“ Die letzten Reste der Samariter halten noch heute dort ihren Gottesdienst.

Auch zu Christi Zeit waren die Samariter bei den Juden in geringem Ansehen. Jesus selbst warnte seine Jünger: „Weicht nicht von der Straße der Heiden und geht nicht in eine samaritische Stadt“, und als er nach Jerusalem zog, schickte er Boten voraus „in ein samaritisches Dorf, um für ihn Wohnung zu bereiten. Sie nahmen ihn aber nicht auf, da er nach Jerusalem fuhr.“ Später verbreitete sich Christi Lehre aber auch hier.



Phot.: Larsson.

Hirten am Brunnen.

Im Jahre 67 wurde ganz Samaria vom Kaiser Vespasian erobert. Ihm zu Ehren hieß die Stadt seitdem Flavia Neapolis; Nabulus ist nur eine verderbte Form dieses römischen Namens.

Im Ostsüdosten der Stadt zeigt man noch heute den Brunnen Jakobs. Im 4. Jahrhundert stand hier eine Kirche, und auf ihren Ruinen errichteten die Kreuzfahrer eine Kapelle, deren Krypta die eingemauerte Mündung des Brunnens umschließt. Er ist 25 Meter tief, versiegt aber im Sommer. Jetzt steht dort eine Kirche der Griechisch-Orthodoxen.

„Jesus verließ das Land Judäa“, heißt es im 4. Kapitel des Johannis-Evangeliums, „und zog wieder nach Galiläa. Er mußte aber durch Samaria reisen. Da kam er in eine Stadt Samarias, die heißt

Sichar, nahe bei dem Feld, das Jakob seinem Sohn Joseph gab. Es war aber daselbst Jakobs Brunnen." Die Hauptlandstraße zwischen Judäa und Galiläa geht tatsächlich gerade über diese Stelle, und als man die erste Kirche hier baute, also im 4. Jahrhundert, folgte man einer damals gewiß noch weit zuverlässigeren Überlieferung. Sichar ist, wie aus alten Reiseschilderungen hervorgeht, identisch mit dem Dorfe Askar, das eine Viertelstunde vom Brunnen entfernt liegt, und obgleich die Bewohner von Askar fließendes Wasser näher zur Hand hatten, wanderten sie doch mit Vorliebe zu dem Brunnen, den Jakob gestiftet hatte und dessen Wasser als heilbringend galt, „denn die Gebeine Josephs", heißt es im vorletzten Vers des Buches Josua, „begruben sie zu Sichem in dem Stück Land, das Jakob kaufte ... und das der Kinder Josephs Erbteil war".



Phot.: Larsson.

Obstverkäuferinnen.

Vierzehntes Kapitel.

Der erste Anblick Jerusalems.

Nur eine Tagesfahrt trennte mich jetzt noch von Jerusalem. Aber die Pferde meines Kutschers aus Nazareth waren erschöpft, und in Nabulus, so versicherte man mir gleich bei meiner Ankunft, seien weder Wagen noch Pferde aufzutreiben. Da wirkte mein von Dschemal Pascha selbst unterzeichneter Paß wie eine Zauberformel: der Etappenmajor machte eine ehrfürchtige Verbeugung vor dem Dokument, und mit einem Male waren Pferde und Wagen zur Auswahl da.

Als ich am Sonntagmorgen, 30. Juli, mit der Sonne aufstand, da klang mir in den Ohren der Vers des Jesaia: „Blicke auf zu Zion, der Stadt unserer Feste, deine Augen sollen Jerusalem sehen!“ und mit dem erwartungsvollen Andachtsgefühl eines Pilgers brach ich um $^1/_2$6 Uhr auf. Die Sonne war von Wolken verdeckt, die sich erst im Lauf des



Tofik Kahen ibn Kader,
48jähriger Samariter aus Nabulus.

Vormittags zerstreuten, ein leichter Nebel lag über der Landschaft, und im frischen Morgenwind empfand ich die Wärme von 23 Grad fast als Kälte.

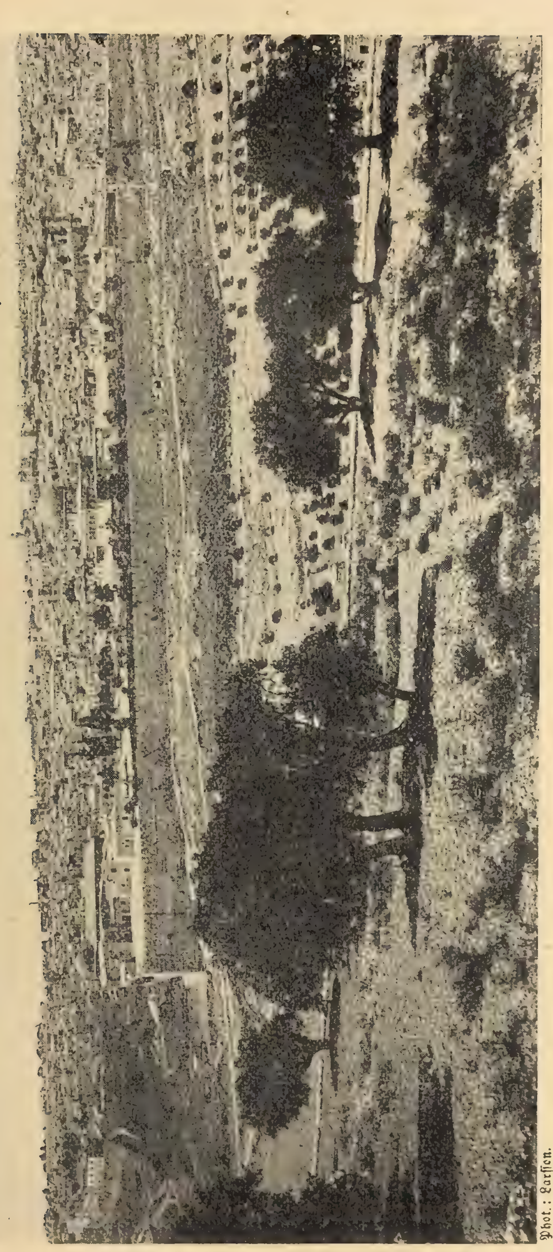
In schneller Fahrt lassen wir Nabulus mit seinen festen Steinhäusern, Askar und den Jakobsbrunnen hinter uns und umfahren den Berg Garizim. Dann erst wendet sich die Straße gradeaus nach Süden. Auf den ausgetretenen Wegstreifen am Grabenrand wandern Fellachenfrauen barfuß daher; sie tragen große Körbe mit saftigen Kaktusfrüchten auf dem Kopf, ein hübscher Anblick, denn viele von ihnen sind jung und schön, und trotz ihrer oft schweren Last gehen sie in aufrechter Haltung und stolz erhobenen Kopfes, ein Kennzeichen ihrer Rasse. Braun gebrannt sind diese Naturkinder alle und fröhlich obendrein; der kleine Verdienst, der sie in den Basaren erwartet, läßt sie alle Mühe des Weges lachend überwinden. So wandern sie nun schon seit viertausend Jahren dieses Weges, Geschlecht auf Geschlecht, und werden sie wohl immer wandern, solange die Erde besteht. Nur der Meister, dessen Schatten einst auf die Steine am Jakobsbrunnen fiel, kehrt nie wieder.

Wieder geht es bergauf, bergab, auf guter, aber steiniger Straße, über die flachen Höhen Judäas und durch ausgetrocknete Täler; Maisfelder hier und da, zahlreiche Ölbaumwälder, Ziegen und Schafe auf den Abhängen, ab und zu eine Kamelkarawane mit Kornsäcken oder eine orientalische Reisegesellschaft, sonst stundenlange Einsamkeit.

Gegen 2 Uhr erreichten wir die Höhe eines Bergkammes, auf dem das Dorf El-Bire mit den Ruinen einer Tempelherrenkirche liegt. Hier hielt der Kutscher an, und mit der Peitsche nach Süden zeigend, sagte er mit feierlicher Stimme: „Das dort ist Jerusalem.“

Ich reiße das Fernglas vor die Augen. Noch ist die Entfernung 13 Kilometer, das Wetter ist unsichtig, und das ganze Gebirgsland von Judäa liegt unter einer graubraunen Nebeldecke, aus der sich nur die nahen Gebirgskämme deutlich, die ferneren in immer matteren Umrissen abheben. Und doch sind in diesem dunstigen Meer von Gebirgswellen links die Türme auf dem Ölberg und rechts das hohe Minarett auf dem Mispahügel wie kleine Punkte oder Seezeichen sichtbar.

Das erste flüchtige Bild ist verschwunden, sobald ich die Fahrt fortsetze. Erst hinter dem Dorf Schafat, das nur noch drei Kilometer von Jerusalem entfernt liegt, entschleiert sich ein vollkommenes Bild



Phot.: Larsson.

Jerusalem, vom Ölberg aus.

der heiligen Stadt mit ihren Türmen, Kuppeln und Mauern und ihrem Gewimmel zusammengedrängter Häuser. Nordwestlich von der Altstadt erkenne ich schon im Rahmen grüner Gärten die pyramidenförmigen Ziegeldächer der neuen Christenviertel vor den nach Jaffa und Damaskus genannten Toren.

Länger als eine Stunde verweilte ich hier auf dem Abhang des Skopusberges, östlich von dem Platz, wo Titus im Jahre 70 sein Hauptquartier hatte. Dieses in der Welt einzige Panorama mußte ich mir für alle Zeit einprägen. Mir war zumute wie dem frommen Beter beim Gottesdienst. Dieser erste deutliche Anblick der heiligen Stadt vom Skopusberg übertraf alle Erwartung.

Der Aussichtspunkt liegt nicht hoch; deshalb zeigt er die Stadt in starker Verkürzung und unter engem Sehwinkel. Als scharfe Silhouette in angenehm lebhaften Farben hebt sich das Bild Jerusalems von den helleren Bergen im Hintergrund ab, und so wenig architektonische Schönheiten die einzelnen Gebäude bieten mögen — in dieser Entfernung verschmelzen sie zu einer malerischen Gesamtwirkung von fesselndem Reiz.

Wie helle Bänder schlängeln sich die Landstraßen von allen Seiten in die Stadt hinein. Soeben zieht eine Karawane auf dem Wege nach Nabulus dicht an uns vorüber, und einige übermütige Bauernmädchen bleiben neugierig stehen, uns zu betrachten.

Im Südosten erhebt der Ölberg seinen flachgewellten Rücken. Einen Kilometer westlich davon liegt Jerusalem. Zwischen beiden eine scharf ausgeprägte Senkung — das Kidrontal; es erstreckt sich nach Süden und trifft gleich unterhalb des Teiches von Siloa auf das Tal von Hinnom. Beide umfassen Jerusalem im Osten, Süden und Westen, und von den Mauern fallen die Böschungen steil in die Täler ab. Das dritte, das Tyropöontal, das östlich der Stadt auf den Siloateich zugeht, ist zum größten Teil mit den Resten von Bauwerken vergangener Zeiten aufgefüllt.

Weshalb liegt Jerusalem an dieser sonderbaren Stelle? Die düstere Schönheit der Landschaft und das verhältnismäßig gesunde Klima sind keine genügende Erklärung für die Gründung einer Stadt. Fließendes Wasser fehlt, und die Entfernung bis zum Meere ist weit; die Täler von Kidron und Hinnom trocknen im Sommer völlig aus. Üppige



Schmil (Samuel) Kauffmann,
russischer Jude aus Kowno, 73 Jahre alt, seit 4 Jahren in Jerusalem wohnhaft, wird von seinen nach Amerika ausgewanderten Kindern erhalten.

Wälder gibt es auch nicht, das Land ist kahl; nur Oliven- und etliche andere Bäume bilden hier und da grüne Punkte. Die großen Verkehrsstraßen haben Jerusalem gemieden, da man im Flachland der Philister und in der Ebene von Saron bequemer reiste; auch die Heeresmassen der Eroberer bis auf Napoleon haben diesen Weg vorgezogen. Und doch liegt in dieser Landschaft von tibetischer Höhe und Ruhe Jerusalem, soviel wir wissen, seit mehr als 3300 Jahren.

Der Name Urusalim findet sich in Keilschrift und in babylonischer Sprache seit Ende des 15. Jahrhunderts v. Chr. auf den Tontafeln, die 1887 bei Tell el-Amarna in Ägypten entdeckt wurden. Das erste Buch Moses nennt ihn zum erstenmal da, wo es berichtet, daß Melchisedek König von Salem war. Das Buch der Richter bezeichnet „Jebus, das ist Jerusalem“ als eine Königsstadt der Jebusiter. Die Jebusiter hatten die Stadt befestigt, und König David entriß sie ihnen, wie das zweite Buch Samuel erzählt: „Und der König zog hin mit seinen Männern gen Jerusalem wider die Jebusiter, die im Lande wohnten. Sie aber sprachen zu David: ‚Du wirst nicht hier hereinkommen, sondern Blinde und Lahme werden dich abtreiben.‘ Damit meinten sie aber, daß David nicht würde dorthinein kommen. David aber gewann die Burg Zion, das ist Davids Stadt ... Also wohnte David auf der Burg und hieß sie Davids Stadt. Und David baute ringsumher von Millo an einwärts.“ Salomo verschönerte die Stadt und beschäftigte zahlreiche Arbeiter, „um das Haus des Herrn zu bauen und sein eigenes Haus und Millo, ebenso die Mauern von Jerusalem“.

Jerusalem ist also uralt und war vielleicht wie Berseba, Hebron und Bethel ein Heiligtum, lange bevor das Volk Israel einwanderte. Dieser Vorzug, ein heiliger Ort zu sein, war es jedenfalls, der alle andern Rücksichten in den Hintergrund drängte und den Bestand der Stadt sicherte. In Ermangelung großer Wasserläufe behalf sich die Bevölkerung mit Quellen, Brunnen, Teichen und aufgesammeltem Regenwasser. Die abgesonderte Lage mitten auf dem Hochland von Judäa, fern von der Küste und durch das Tote Meer von den Gebirgen von Moab und der arabischen Wüste dahinter abgeschnitten, hinderte gleichwohl weder Nomaden, noch Pilger, noch Eroberer, bis zu Jerusalems Mauern vorzudringen. —

Jerusalem von Süden mit den Kuppeln der Omar- und El-Aksa-Moschee, rechts der Ölberg.

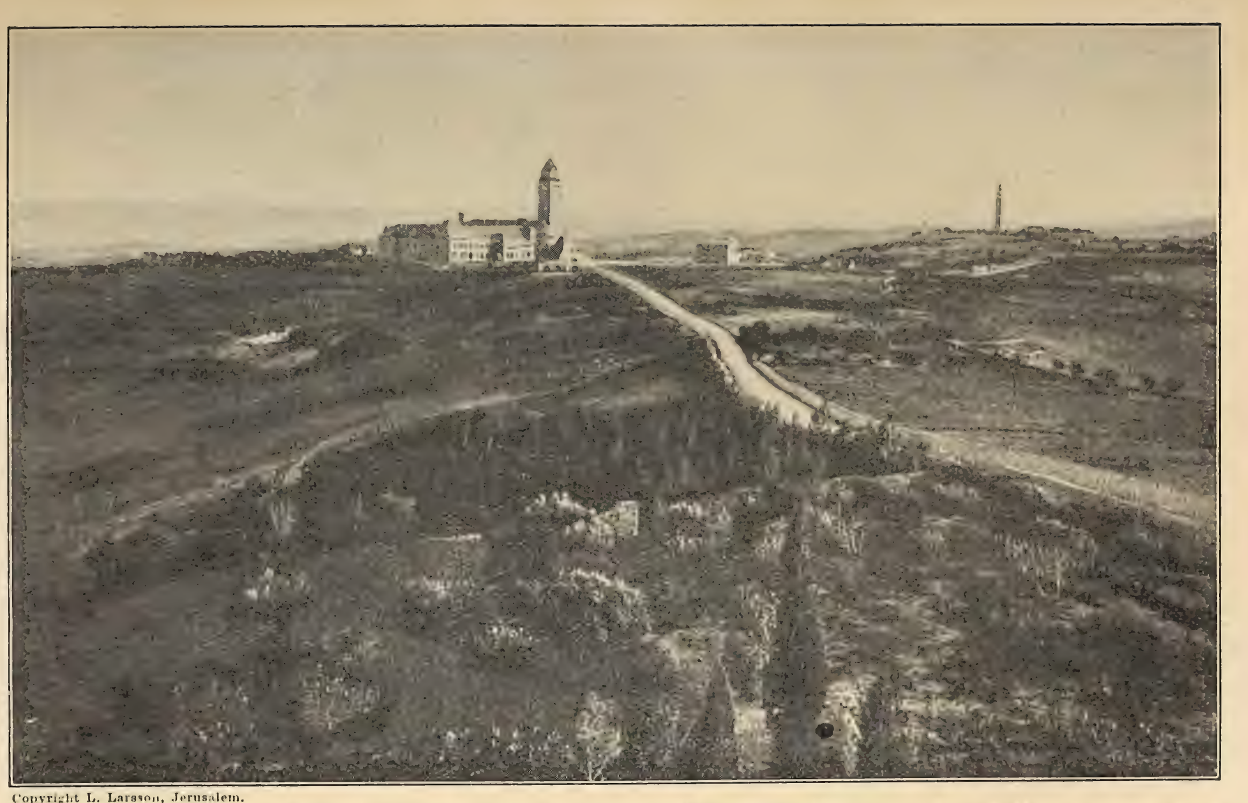


Mein Kutscher erhält nun den Befehl, mich nach der Kaiserin-Augusta-Viktoria-Stiftung auf dem Ölberg zu fahren, wo Dschemal Pascha sein Hauptquartier hat. Es geht zunächst eine Strecke abwärts, bis zu dem Punkt, wo die Nabulus-Straße sich mit der schönen, neugebauten Straße vereinigt, die in weitem Bogen über die Osthöhen des Skopus nach den nördlichen Wölbungen des Ölberges führt. Ein prächtiges Schloß liegt am Wege, das ein Engländer, Sir John Gray Hill, gebaut hat; in Friedenszeiten bringt er jährlich einige Monate hier zu; jetzt hat er es für Kriegszwecke hergeben müssen. Türkische Zelte sind ringsum auf den Abhängen aufgeschlagen, und man begegnet Meldereitern und fahrenden Offizieren.

Vom Schloß aus läuft die Straße einen Kilometer nach Südsüdosten auf dem Kamm des Ölbergs weiter, und nun öffnet sich nach allen Richtungen, besonders aber nach Osten und Westen, ein Panorama, vor dem die Aussicht vom Skopusberg aus verbleichen muß. Die Stadt erscheint in beständig wechselnder Perspektive. Erst von Norden, dann von Nordosten aus. Von der Augusta-Viktoria-Stiftung aus liegt die ganze Ostmauer und der Tempelplatz vor uns; verfolgt man den herrlichen Weg nach Südsüdwesten bis zum Kloster der Karmeliter, von wo aus links ein Pfad nach Bethphage und Bethanien und rechts ein anderer den Abhang des Ölbergs entlang nach Gethsemane führt, dann ist der Höhepunkt erreicht; denn von keiner anderen Stelle aus erscheint die heilige Stadt schöner als von hier.

Ich gehe einige Schritte abwärts auf die russische Maria-Magdalena-Kirche zu; hier war es, wo Jesus nach der Überlieferung Jerusalem beweinte, und hier überblickt man die ganze Stadt.

Im Vordergrund die Ostmauer in ihrer ganzen Länge von der Nord- bis zur Südecke und ihre beiden Tore, das Goldene und das Stephanustor. Dahinter der weite Tempelplatz Haram esch-Scherif, der ein Fünftel der ganzen Stadtfläche einnimmt, mit Omars herrlicher Moschee, auf der Stelle, wo ehemals die Tempel Salomos und Herodes' standen. Die südliche Stadtmauer in starker Verkürzung; das Misttor und das Zionstor, letzteres in der Nähe von Davids Grab, lassen sich nur erst vermuten. Dort die Kuppel der Synagoge im Ghetto, dahinter das arabische Kloster. Links von der Omar-Moschee



Das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stift auf dem Ölberg. Im Hintergrund rechts der russische Turm, in der Ferne links die Berge von Moab.

tritt Davids Turm als ein gewaltiger Steinwürfel hervor; daneben erkennt man den Überbau des Jaffators in der westlichen, uns abgewandten Stadtmauer. Fast in der Mitte des Häuserwirrwarrs erheb sich die deutsche Erlöserkirche, und in ihrer Nähe die Kirche des Heiligen Grabes mit ihrer blaufarbigen Kuppel. Weiter rechts, gerade über dem Goldenen Tor, der gewaltige Gebäudeblock, der zu Notre Dame de France gehört. Noch weiter rechts die österreichische Herberge und die großen Russenviertel nordwestlich der Stadt. Dann folgen der Ecce Homo-Bogen und die mit Schießscharten versehenen Zinnen des Damaskustors in der Nord- oder Nordwestmauer, wo auch das Herodestor zu erkennen ist. In derselben Gegend zeigt sich die abessinische Kirche, und rechts vom Stephanustor, wo der Bethesdateich liegt, genau über der nördlichsten Ecke der Mauer, sieht man am Rande des Horizonts den Mispahügel.



Phot.: Larsson.

Wereschtschagins Gemälde in der russischen Maria-Magdalena-Kirche.

Der Vordergrund erregt unsere besondere Aufmerksamkeit. Von der Basis der Ostmauer fällt das Gelände ziemlich schroff nach dem Kidrontal ab. Vor der Mauer, auf der Böschung, sind zahllose mohammedanische Gräber. Der jüdische Friedhof liegt diesseits auf dem Abhang des Ölbergs, etwas südlich von unserm Aussichtspunkt. Stein an Stein bedeckt den Abhang, der ganz weißgetüpfelt ist. Mohammedaner und Juden suchen ihre Begräbnisplätze zu beiden Seiten des Kidrontals, denn dieses ist nach einer jüdischen Überlieferung das Tal



Phot.: Larsson.

Jerusalem, vom Ölberg aus, bei stürmischem Wetter.



Phot.: Larsen

Der Ölberg von Süden.

Josaphat, das Tal des göttlichen Gerichts, von dem der Prophet Joel sagt: „Dann will ich alle Heiden zusammenbringen und will sie ins Tal Josaphat hinabführen und will mit ihnen daselbst rechten . . . Die Heiden werden sich aufmachen und heraufkommen zum Tal Josaphat; denn daselbst will ich sitzen, zu richten alle Heiden um und um." Auf der Ostmauer Jerusalems, beim Goldenen Tor, wird dann Christus stehen, Mohammed aber auf dem Ölberg, und hier wird Gericht gehalten über alle Völker der Erde.

Hinter uns erhebt über die dunklen Zypressen und Olivenbäume des Gartens Gethsemane die russische Maria-Magdalena-Kirche ihre sieben zwiebelförmigen goldenen Kuppeln, die im Schein der untergehenden Sonne wie Feuerflammen blitzen. Die Kirche wurde 1888 durch den Zaren Alexander III. gebaut und ist während des Kriegs verschlossen; ihre Schlösser sind versiegelt, und ihre Schlüssel hat der amerikanische Konsul in Verwahrung. Im Innern befindet sich ein Gemälde von Wereschtschagin, das den Engel am Tor des Grabes darstellt, und ein anderes von Repin: Christus in Gethsemane.

Schließlich aber die Krone von allem, das Panorama im Osten! Dort sieht man das Tote Meer in seinem warmen marineblauen Farbenton fast in ganzer Länge; sein Uferland und nördlich davon die Jordansenke, El-Ghor, schimmern hellgelb, fast weiß; ein grünliches Band zieht sich hindurch; das ist der Jordan, der zwischen dichtem Gebüsch abgelebt und kümmerlich seiner Mündung entgegenfließt, um in dem brennenden Salzwasser des Toten Meeres zu erlöschen.

Jericho ist nicht zu sehen; es liegt im Schatten der äußersten Abhänge des judäischen Gebirges, dessen Fortsetzung auch den Westteil des Meeres verbirgt. Dessen ganzes Ostufer tritt dafür um so klarer hervor; von ihm steigen schroffe Felswände zu den Bergen von Moab an, die in blauer Ferne den schönsten Hintergrund bilden. Im Südosten erkennt man das wilde enge Tal, durch das der Fluß Arnon in der Regenzeit in brausenden Kaskaden sein Süßwasser den salzigen Wogen als Tribut zuwirft. Sonst sind keine Einzelheiten zu unterscheiden. Die Horizontlinie ist fast wagerecht ohne Spitzen, ein Gegenstück zu dem Gebirgsland von Judäa. Und wie dieses in die Berge von Ephraim und Galiläa und den Libanon zu einer zusammenhängenden

Kette verläuft, so geht das Gebirgsland von Moab in den Gilead, Hauran und Antilibanon über. Zwischen beiden liegt der tiefe Einschnitt des Jordantals, den südwärts die Bucht von Akaba fortsetzt. Und wie man über Jerusalem hinter dem flachgewölbten Plateau von Judäa im Westen die verborgenen Wogen des Mittelmeeres zu ahnen glaubt, so verbirgt sich hinter den Höhen von Moab das Meer der syrischen Wüste mit seiner grauen Staubflut, seinen verbrannten Heideflächen und gelben Dünen. Dort wandern die Anise-Araber mit ihren Zelten und Herden von Brunnen zu Brunnen, dort reiten die Beduinen ihre schnellen Stuten. Im fernen Osten aber, wohl 90 Kilometer entfernt, strömt der Fluß des Paradieses, der königliche Frat, und an seinem Ufer liegt Babylon und träumt von vergangener Größe.

Wir stehen hier auf dem Ölberg 800 Meter über der Fläche des Mittelmeeres, das Tote Meer liegt 394 Meter tiefer, also fast 1200 Meter unter uns. Die Entfernung bis zum nächsten Uferpunkt ist nur 21 Kilometer, bis zur Jordanmündung 30 und bis zu den Höhen von Moab 50; die klare Abendluft aber rückt uns die blaue Wasserfläche viel näher. Vom Ölberg fällt das Gelände in runden Wellen nach dem Meere zu ab. Das Land zwischen uns und dem Toten Meer ist die Wüste von Judäa, die in der Vorzeit, aus der die ältesten Urkunden stammen, ebenso trocken und unfruchtbar gewesen sein dürfte wie jetzt, trotz aller Träume und Prophezeiungen der Propheten. In einem Gesicht von Jerusalem sah Hesekiel ein Wasser, das „da gegen Morgen herausfließt, wird durch's Blachfeld fließen ins Meer; und wenn's dahin ins Meer kommt, da sollen desselben Wasser gesund werden . . . und soll alles leben, wo dieser Strom hinkommt; und es werden die Fischer an demselben stehen; von Engeddi bis zu En-Edglaim wird man die Fischergarne aufspannen; denn es werden daselbst sehr viel Fische von allerlei Art sein, gleichwie im großen Meer". Und Joel sagt: „Zur selben Zeit werden die Berge von süßem Wein triefen und die Hügel von Milch fließen, und alle Bäche in Juda werden voll Wasser gehen; und wird eine Quelle vom Hause des Herrn herausgehen, die wird das Tal Sittim wässern." Und bei Sacharja finden wir folgende Prophezeiung: „Zu der Zeit werden lebendige Wasser aus Jerusalem fließen, die Hälfte zum (Toten) Meer gegen Morgen und die andere



Das Dorf Bethanien.

Phot.: Larsson.

Hälfte zum Meer gegen Abend; und es wird währen des Sommers und des Winters."

Oberhalb der russischen Kirche liegt eine Ruine. Dies soll — nach einer allerdings nur bis ins 14. Jahrhundert zu verfolgenden Überlieferung — der Ort sein, wo Jesus Jerusalem beweinte: „Und als er nahe hinzukam, sah er die Stadt an und weinte über sie und sprach: ‚Wenn doch auch du erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Aber nun ist's vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängstigen, und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darin du heimgesucht bist.'" Kaum vierzig Jahre später ging diese Prophezeiung in furchtbare Erfüllung.

Von den schon erwähnten Dörfern Bethphage und Bethanien auf dem Ost- und Südostabhang des Ölbergs war Jesus hierhin gekommen, wo er das Verdammungsurteil über Jerusalem aussprach: „Und es begab sich, als er nahte gen Bethphage und Bethanien und kam an den Ölberg", schickte er zwei seiner Jünger nach Bethanien, um eine Eselin und ein Füllen zu holen. Auf der Eselin zog Jesus in Jerusalem ein. „Aber viel Volks breitete die Kleider auf den Weg; die andern hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Das Volk aber, das vorging, schrie und sprach: ‚Hosianna dem Sohn Davids! Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!' Und als er zu Jerusalem einzog, erregte sich die ganze Stadt und sprach: ‚Wer ist der?' Das Volk aber sprach: ‚Das ist Jesus, der Prophet von Nazareth aus Galiläa.'" —

An Jesu Einzug in Jerusalem erinnerte auch eindrucksvoll ein großes Ölgemälde in dem Deutschen Hause, zu dem ich mich nun begab.

Das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stift ist ein prächtiges Gebäude in romanischem Stil; es wurde erst 1910 vollendet und hat vier Millionen Mark gekostet. Ein Teil davon ist die Himmelfahrtskirche, deren viereckiger Turm mit seinem pyramidenförmigen, zweistöckigen Dach 60 Meter Höhe hat. Das ganze Gebäude hat zugleich den Charakter einer Schloßburg und einer Kirche und übertrifft alle modernen Bauten Jerusalems



Schama,
30jährige Jüdin in Jemen, seit drei Jahren in Jerusalem.

durch seinen edlen, ruhigen Stil und seinen wohltuenden Mangel an allem überladenen Zierat. Durch das Portal gelangt man auf den Burghof, der mit Bronzestandbildern des Kaisers und der Kaiserin geschmückt ist.

Das Stift ist als Erholungsheim gedacht und wurde während des Krieges der türkischen Regierung zur Verfügung gestellt. Dschemal Pascha hatte hier, wie schon erwähnt, sein Hauptquartier. Das Gebäude ist jedoch so groß, daß es beiden Zwecken reichlich genügen konnte. Es stand unter der Leitung der Schwester Theodore, die der Pflege ihrer Kranken mit der gleichen Sorgfalt oblag wie der Unterbringung der türkischen Offiziere, die in den prächtigen, hellen Zimmern mit entzückender Aussicht wohnten. Die Oberin führte mich durch all die weitläufigen Säle, Gänge, Lesezimmer usw. und schließlich in die schöne Kirche. Durch eine kleine Tür betraten wir die obere Galerie der Kirche, dem Hochaltar gegenüber. An der Hinterwand des Galerieganges hängt ein modernes Gemälde, das den Heiland in Lebensgröße und in einer an Thorwaldsens Christus erinnernden Stellung so lebendig darstellt, daß man unwillkürlich zusammenfährt, als käme uns der Meister leibhaftig entgegen.

Man erwartete Dschemal Pascha erst in einigen Wochen nach Jerusalem zurück. Prächtige Zimmer waren für mich in Bereitschaft. Aber die Fahrt hierhin hatte mich schon belehrt, daß die Entfernung des Hauses von der Stadt, die ich doch vor allen Dingen sehen wollte, für mich zu groß war. Ich riß mich daher los von dieser wundervollen Aussicht, deren Schönheit zu genießen ich später oft Gelegenheit haben sollte, und fuhr den großen Bogen über den Skopus zurück nach dem neuen Stadtteil Jerusalems, wo ich den deutschen Konsul, Dr. Brode, aufsuchte, und dann in dem deutschen Hotel der Herren Fast an der Jaffastraße behagliche Unterkunft fand.



Am Jaffator in Jerusalem.

Fünfzehntes Kapitel.

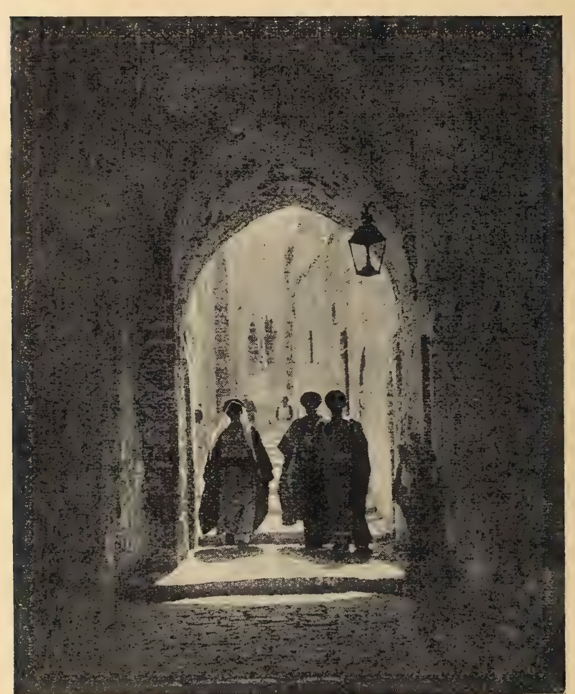
Wanderungen durch Davids Stadt.

Jerusalem gilt bei den Europäern, die an der Küste wohnen, fast als ein Sanatorium. Seine Höhenlage geben unsere Atlanten im allgemeinen mit 790 Meter an. Das stimmt für die Nordwestecke der Stadt. Omars Moschee liegt aber nur 744 Meter hoch und die südliche Stadtmauer beim Misttor 725. Man kann daher für die eigentliche Stadt innerhalb der Mauer eine Durchschnittshöhe von 770 Meter annehmen.

Jetzt, Anfang August, war die Nacht fast kühl. Selbst um die Mittagszeit war die Hitze nicht drückend. Nie zog eine Wolke über den beständig blauen Himmel. Regen kennt man hier im Sommer nicht. Blumen und Gras, die Neujahr und im Frühling während der Regenzeit Felder und Bergeshänge schmücken, waren verbrannt. Nur die Wassermelonen gedeihen in dieser langen Dürre; denn ihnen genügt der reichliche Tau, der Regen würde sie verderben. Im Spätherbst kommen die ersten Regenschauer, und im Winter sind die Niederschläge oft mehr

als reichlich. Im Mai und Oktober weht der erstickende Hauch des Samums oder Schirokkos über das Land und ermattet und erschlafft Menschen und Tiere. Nicht nur die Blätter der Pflanzen rollen sich zusammen, sogar Glasscheiben springen in Stücke, wenn die Rahmen sich in der brennenden Hitze verzogen haben.

Wie viele Pilger aus allen Ländern der Christenheit sind nicht in vergangenen Jahrhunderten bis zur Gegenwart nach dieser Stadt gewandert, die der Menschheit kostbarste Erinnerung birgt, den Schauplatz der Leidensgeschichte Christi! Aus allen Reichen der Welt kommen sie, aus katholischen und protestantischen, zu Land durch Vorderasien oder zu Schiff übers Mittelmeer. Sie landen in Jaffa und wandern dann zu Fuß. Oder sie fahren mit der Eisenbahn das Gebirge von Judäa hinan und ziehen durch das Jaffator ein.



Phot.: Larsson.

Mohammedanische Wallfahrer.

Ein Weltkrieg mußte kommen, um diese Weltwanderung aufzuhalten. Seit drei Jahren liegt das Heilige Grab fast vergessen unter seiner Bleikuppel, und durch Jerusalems Straßen bewegt sich nur das Alltagsleben des Orients. Die zahllosen Pilgerscharen sind verschwunden, und auf der Via dolorosa werden keine frommen Tränen mehr vergossen. Man braucht sich nicht mehr in langer Reihe aufzustellen, um in die Grabkapelle zu gelangen; an den besuchtesten der heiligen Stätten trifft man



Die östliche Stadtmauer von Jerusalem.

nur wenige Gäste. Vollständig versiegt ist der Strom auch jetzt nicht. Denn Syrien und Palästina zählen viele Christen, Jerusalem allein 15000, darunter 7000 Griechisch-Orthodoxe und 4000 römische Katholiken; die übrigen sind Protestanten, Armenier, unierte Griechen, Kopten, Abessinier, Syrier und unierte Armenier. Die Bevölkerung der Stadt besteht zum größten Teil aus Juden, nämlich 45000; nur 10000 Einwohner sind Mohammedaner. Kurz vor dem Krieg berechnete man also die gesamte Einwohnerzahl auf 70000, das ist kaum ein Viertel der von Damaskus.

Natürlich hat der Krieg diese Zahlen noch herabgedrückt. Angehörige feindlicher Völker sind ausgeschieden, und die waffenfähigen Männer wurden für die türkische Armee ausgehoben. Deutsche und österreichische Offiziere halten sich auf der Durchreise nur kurz hier auf. Schon zu Anfang des Krieges las man in englischen Zeitungen scheinheilige Klagen über das Benehmen der Soldateska auf den Straßen von Jerusalem und auf dem Ölberg: Trainkolonnen und Kanonen sollten den Frieden des Heiligen Grabes stören, und in den Olivenhainen ausgelassene Horden lagern. In Wirklichkeit sind die Straßen für Trainkolonnen und Kanonen viel zu eng. In den Basaren sah ich nur vereinzelte Offiziere und Soldaten, die sich anständig und ruhig benahmen, und auf dem nördlichen Abhang des Ölbergs befand sich, wie schon erwähnt, nur ein einziges kleines Lager. Den Frieden störten die Soldaten während der Kriegszeit weit weniger, als in der Friedenszeit manche Pilger und Priester, die selbst in der Dämmerung des Heiligen Grabes von türkischen Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett im Zaum gehalten werden mußten, um nicht in christlicher Nächstenliebe — übereinander herzufallen!

Vom Krieg bemerkte man überhaupt sehr wenig: ab und zu Truppen, die an die Front in der Wüste Sinai und südlich von Medina geschafft wurden, hier und da auch Transporte von Kranken und Verwundeten. Am See Genezareth, in Nazareth und Nabulus aber erinnerte nichts an den Weltkrieg, und in Jerusalem war das Leben weit friedlicher als in Damaskus. Ohne Zweifel herrschten vielfach Armut und Mangel, aber nicht eigentliche Not, die Dschemal Paschas Vorsorge nicht aufkommen ließ. Amerikaner und Schweden, die seit Jahrzehnten hier



Phot.: Larssen.

Stufenstraße in Jerusalem.

wohnen, versicherten mir, im Ostjordanland läge Getreide für drei Jahre; es fehle nur an Beförderungsmitteln. Bettler sah man nicht mehr als sonst zur Friedenszeit im Orient.

Seit der Zeit des jüdischen Geschichtschreibers Flavius Josephus (erstes Jahrhundert nach Christus) sind wohl über keine Stadt der Welt so viele Bücher geschrieben worden, als über Jerusalem, und es ist keineswegs meine Absicht, die Zahl dieser Schilderungen zu vermehren. Wie könnte auch eine kurze Frist von vierzehn Tagen ausreichen, einer Stadt mit so unzähligen Denkmälern der Geschichte gerecht zu werden? Ebensowenig ist es meine Aufgabe, die christliche Überlieferung bis in die Zeit Konstantins hinauf zu verfolgen und über Echtheit oder Unechtheit dessen, was heute unter heiligem Namen geht, Gericht zu halten. Über die Lücke der Tradition vom Tode Christi bis in das dritte Jahrhundert kommen wir doch nicht hinweg. Ich bescheide mich damit, meinen Lesern vereinzelte Bilder von meinen Wanderungen durch die heilige Stadt zu entwerfen und von den Eindrücken zu berichten, die ich von dort mitgenommen habe.

Unter Führung meines Wirtes, der in der deutschen Tempelkolonie geboren war, betrat ich die heilige Stadt durch das berühmte Jaffator und wanderte auf gewundenen engen Straßen zunächst am Heiligen Grab vorüber nach Nordosten zur deutschen protestantischen Erlöserkirche, deren Grund auf den Felsen ruht, die ehedem die Mauern von Santa Maria Latina trugen. Der Kalif Harun er-Raschid in Bagdad soll im Jahre 800 die Schlüssel des Heiligen Grabes Karl dem Großen zum Geschenk übersandt haben. Kaiser Karl ließ in nächster Nähe des Heiligtums eine Herberge erbauen; den Platz, wo diese ehemals stand, schenkte der Sultan 1869 dem König von Preußen. Hier erhebt sich nun die Erlöserkirche, die Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1898 einweihte. Sie liegt ungefähr im Mittelpunkt der Stadt, da, wo die vier vornehmsten Viertel aneinanderstoßen. Ihr Turm ist viereckig und hat nach allen Seiten offene Bogenfenster, die einen prächtigen Rundblick ermöglichen. Im Nordwesten, ganz nahe unter uns, liegt die Kirche des Heiligen Grabes mit ihrer düstern, bleigedeckten Kuppel. Gleich daneben krönt ein goldenes Kreuz die kleinere Kuppel der griechisch-orthodoxen Kathedrale. Von den Straßen sieht man nur die, in deren Verlängerung die Erlöserkirche



Eine Straße in Jerusalem.

steht. Die übrigen verschwinden zwischen den Häuserreihen, die aus der Vogelschau recht unscheinbar sind: ein Baukasten von kubischen Steinhäusern, deren Dächer meist flache Kuppeln sind. Von allem, was die Stadtmauer umschließt, ist die Omar-Moschee das Bedeutendste. Weniger imposant, aber merkwürdig ist die Moschee El-Aksa mit Langschiff und Kuppel; sie schwebt auf einer Terrasse hoch über dem Kidrontal im Süden.

Im Südosten liegt das Judenviertel mit seinen beiden Synagogen, im Nordosten der Stadtteil der Mohammedaner. Das Armenierviertel nimmt die Südwestecke zwischen Davids Grab und Davids Turm ein. Die Zitadelle südlich vom Jaffator wirkt gewaltig durch Masse und einfache, kräftige Linien. Im Nordwestviertel wohnen Griechen und Franken. Jenseits seiner Mauer erstrecken sich die neuen Straßenzüge des russischen Bezirks, der eine kleine Stadt für sich bildet.

Wir steigen wieder hinunter und wandern durch die alten Straßen. Sie sind holprig gepflastert, eng und winklig. Oft fallen sie so stark ab, daß die von den Sohlen ungezählter Pilger, Juden und Araber blankgescheuerten Steine eine Treppe mit niedrigen, breiten Stufen bilden, oder sie verlieren sich in die dunkeln Tunnel der Basare; aber sie sind unendlich malerisch, und ich konnte mich nicht satt an ihnen sehen. Kleine, altertümliche Häuser und Mauern fassen sie ein, Kirchen, Moscheen und Synagogen, Hospize und fromme Stiftungen dazwischen. Architektonisch interessant sind die Strebepfeiler, die hier und da ihre Bogen über die Straße spannen.

Es ist Beiram heute, aber die Stadt trägt darum kein festliches Gepräge: die Mohammedaner machen ja nur ein Siebentel der Bevölkerung aus. Sie sitzen in ihren kleidsamen Turbanen vor ihren Läden oder Ladentischen auf kleinen Stühlen, spielen Karten und Tricktrack und rauchen Nargileh. Araber aus der Nachbarschaft, Beduinen in ihren langflatternden weißen Mänteln und Kopftüchern und ehrwürdige Scheiks im Priesterornat schreiten vorüber. Überall Geistliche der verschiedenen Sekten, in schwarzen, bis zu den Füßen reichenden Talaren und hohen, schwarzen Kopfbedeckungen, abessinische und griechische Priester, koptische Brüder, Franziskanermönche und Nonnen. Dazwischen Christen syrischer Abstammung in halbeuropäischer Kleidung, aber mit Fes, Frauen mit und ohne Schleier, Kinder an der Brust tragend oder an der Hand



Phot. Larsson.

Hakeldama, der Blutacker, bei Jerusalem.

führend, türkische Offiziere, Gendarmen und Soldaten. Ab und zu eine höhere Militärperson. Die meisten der Vorüberwandelnden aber sind Juden, ansässige und eingewanderte aus aller Herren Ländern, aus Jemen und Amerika, Buchara und Spanien, Persien und Rußland, Polen, Galizien und Deutschland. Sie tragen lange Bärte, schwarze Fra-Diavolo-Hüte, Korkzieherlocken vor den Ohren und Kaftane, die im Straßenstaub schleppen. Wie arm und abgezehrt sie aussehen! Die Hand des Krieges lastet schwer auch auf ihnen. Die russischen Juden durften nach der Kriegserklärung im Lande bleiben, wenn sie türkische Untertanen wurden, und viele zogen diesen Ausweg der kostspieligen Reise und der Rückkehr in die russische Hölle vor. Inmitten dieses echt orientalischen Gewimmels singt dann ein Derwisch seine Bettellieder, ruft ein Bäcker seine Ware aus, dünne duftende Brote, die er in einem Korb auf dem Rücken trägt, oder klingelt unverdrossen ein Lakritzwasser-händler, um durstige Wanderer anzulocken.

Und welche Farbenmusik der Beleuchtung! Um die Mittagszeit blenden das Auge tausend Reflexe. Gegen Abend aber badet sich die ganze Stadt in einer warmen rotgelben und roten Farbenflut. Sobald die Sonne untergegangen ist, zeichnen Kirchen und Minarette, Kuppeln und Türme wahre Traumbilder von Silhouetten, und wenn der Mond seinen bläulich-bleichen Glanz auf Jerusalem herabgießt, erwachen in der Seele des Fremdlings die heiligsten Erinnerungen zu neuem Leben.

Betritt man Jerusalem durch das Jaffator, so hat man rechterhand, im Süden, die grauen, aus mächtigen Steinblöcken erbauten Mauern und die Tore der Zitadelle El-Kalas; obgleich sie erst Anfang des 14. Jahrhunderts errichtet wurde, heißt sie trotzdem der Turm Davids. Wir lassen sie rechts liegen und erreichen nach kurzer Wanderung die ausgedehnten Gebäude des armenischen Klosters. Sein großer Garten reicht bis zur Stadtmauer im Südwesten und bietet eine prächtige Aussicht über das Tal von Hinnom. Das Kloster selbst liegt in der Mitte des Gartens; es hat einen mächtigen gepflasterten Hof und Räume für 4000 Pilger. Im 15. Jahrhundert übernahmen es die Armenier von den Georgiern. Die Hauptsehenswürdigkeit des Armenierviertels aber ist die zum Kloster gehörende Jakobskirche. Sie ist auf dem Platz



Phot.: Lassen.

Das Tote Meer vom Ölberg aus.



Phot.: Larsen

Der Ölberg, die Omarmoschee, die Moschee El-Aksa und das Südostviertel Jerusalems, vom Turm der Erlöserkirche aus gesehen.

erbaut, auf dem der Apostel Jakobus hingerichtet wurde, wie es im 12. Kapitel der Apostelgeschichte heißt: „Um diese Zeit legte der König Herodes die Hände an etliche von der Gemeinde, sie zu peinigen. Er tötete aber Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwert.“ Das Innere der Kirche macht einen mächtigen Eindruck. Das Gewölbe ruht auf vier viereckigen Säulen von ansprechenden Maßen und Formen. Die Mauern sind vom Boden aus 2 Meter hoch mit Fayence bekleidet; die oberen Wandflächen bedecken Bildnisse von Patriarchen und Heiligen und Freskomalereien von eigenartig naiver, realistischer Auffassung; sie stellen den Jüngsten Tag dar, die Höllenpein, die Leiden der Märtyrer und die Hinrichtung des heiligen Jakobus. Im Chor steht der prachtvolle Stuhl des Patriarchen. Eine Kapelle umschließt die Stelle, wo Jakobus enthauptet wurde, und in einem der oberen Räume küssen alle frommen Pilger drei heilige Steine; der eine stammt vom Sinai, der zweite vom Ufer des Roten Meeres, da wo die Kinder Israel zwischen Wassermauern hindurchgingen, und der dritte vom Berge Tabor, auf dem Jesus verklärt wurde.

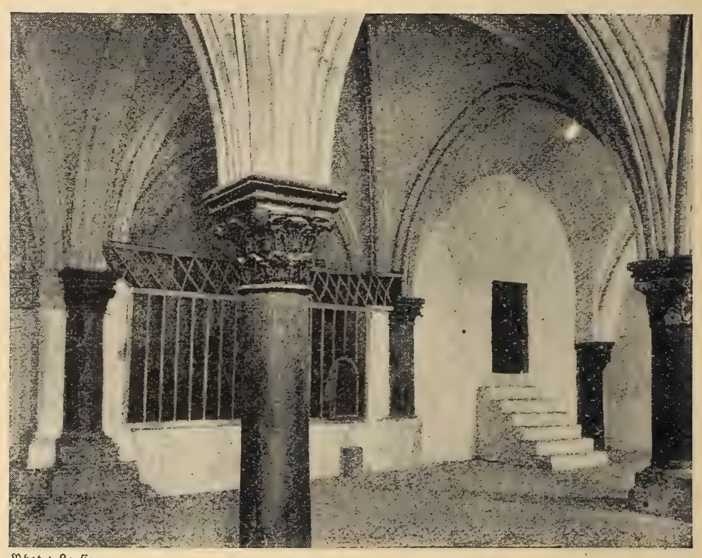
Im Ostteil des Gebäudeblocks ist ein Nonnenkloster, das der fromme Glaube für das Haus des Oberpriesters Hanna hält. Wenige Schritte weiter steht das schöne Zionstor, das die Araber Bab en-Nebi, das Tor des Propheten David, nennen. Es trägt die Jahreszahl 1540. Unmittelbar vor dem Tor liegt ein Haus, das der Palast des Oberpriesters Kaiphas gewesen sein soll; bis hierhin begleitete Petrus den Herrn in einiger Entfernung; dann ging er in dieses Haus hinein, setzte sich unter die Diener und verleugnete seinen Meister.

Südwestlich davon ist das Grundstück, das Kaiser Wilhelm 1898 den deutschen Katholiken Palästinas schenkte; 1910 wurde hier die Dormitio Sanctae Mariae, die Marienkirche, vollendet. Von den zwölf Benediktinermönchen, die in Friedenszeiten hier wohnen, traf ich nur wenige an. Pater Mauritius führte mich umher, zeigte mir das archäologische Museum, die Münzensammlung, die Bibliothek und die sehr geschmackvoll ausgeschmückte Kirche.

Noch einige Schritte weiter betreten wir ein altes Steinhaus; in Wirklichkeit ist es eine Kirche aus dem 14. Jahrhundert, dennoch verlegt man in seine gewölbten, von zwei freistehenden Säulen gestützten Hallen

das letzte Abendmahl Christi mit seinen Jüngern und die Stiftung des heiligen Abendmahls. Ein Nebenraum enthält ein mit dunklem Tuch bedecktes Grabdenkmal; in einer Krypta darunter soll David begraben liegen. Christen ist das Betreten dieses Raumes nicht gestattet.

Vor der Südmauer hat man vor Kriegsausbruch archäologische Grabungen ausgeführt. Zisternen und Baderäume, Grundmauern kleiner, einfacher Häuser zu beiden Seiten einer steilen Treppenstraße, der gut erhaltene Mosaikboden eines vornehmen Hauses, Weinkeller und eine Wein-



Phot.: Larsson.

Der Saal des Abendmahls.

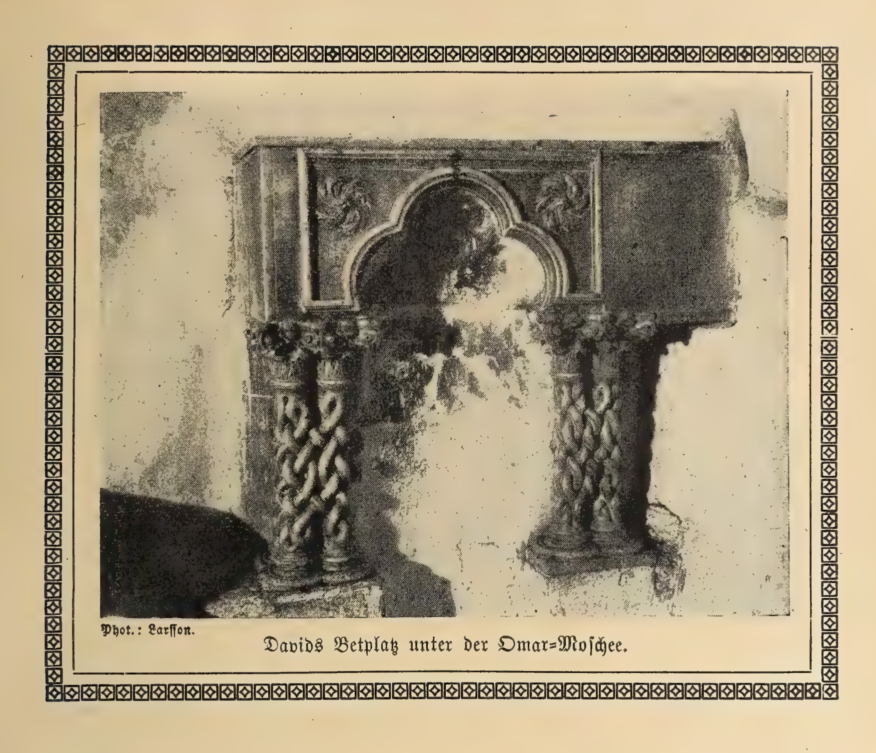
presse, wie sie in der Bibel geschildert wird, sind ans Tageslicht gekommen. Jetzt ruht die Arbeit. Auch von hier hat man eine fesselnde Aussicht auf das Tal von Hinnom und auf eine gegenüberliegende Böschung, auf den Berg des bösen Rats, wo Kaiphas der Sage nach mit den Juden beriet, wie sie Jesus töten wollten, und auf Hakeldama, den Blutacker, den die obersten Priester und die Ältesten für die dreißig Silberlinge kauften, die der Verräter Judas ihnen zurückgegeben hatte: „Sie hielten aber einen Rat, und kauften den Töpferacker darum zum Begräbnis der Pilger. Daher ist dieser Acker genannt der Blutacker bis auf den heutigen Tag.“



Das Dorf Siloa.

Phot.: Larsson.

An dem schroffen Abhang des Tals von Kidron im Osten hängen die grauen Häuser des Dorfes Siloa wie Schwalbennester über der Tiefe. Zwischen dem Tal von Kidron und dem Thropöontal zieht sich der Bergrücken Ophel nach Süden, unmittelbar südlich vom Berg Moria, dem Tempelplatz gegenüber, und man ist neuerdings geneigt zu glauben, daß dieser Bergrücken zwischen den beiden Tälern das eigentliche Zion war, denn es heißt, Salomo sei zu seinem Tempel hinaufgegangen, und dort ist noch jetzt eine Quelle, die den Bach Siloa mit Wasser versieht.



Phot.: Larsson.

Davids Betplatz unter der Omar-Moschee.

Sechzehntes Kapitel.

Der Tempelplatz.

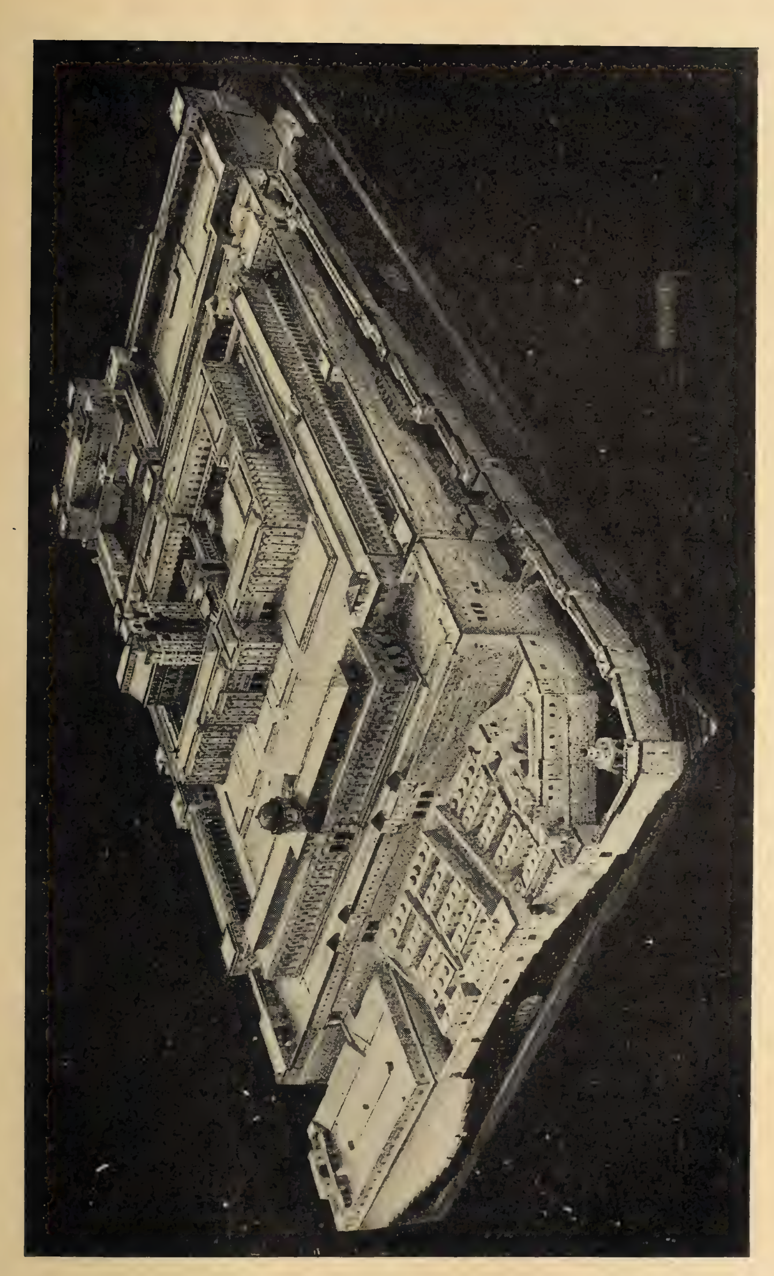
Die größte historische Merkwürdigkeit der heiligen Stadt ist der Tempelplatz Haram esch-Scherif. Nach den ältesten Urkunden war dieses mit hohen Mauern umgebene Gebiet das größte Heiligtum Jerusalems und der ganzen Welt. Gleich beim Eintritt umfaßt unser Blick das Ganze dieses gewaltigen Platzes. Seine Oberfläche erscheint fast eben; was sich vor Jahrtausenden an Hügeln hier vorfand, wurde von Menschenhand eingeebnet, Täler und Hohlwege füllte man durch unterirdische Galerien und Säulengänge aus. Jetzt ist der Platz spärlich mit islamischen Gotteshäusern bebaut, mit kleinen Moscheen, Mihrabs oder Gebetsnischen und hohen Kanzeln unter freiem Himmel, mit Arkaden, Fontänen und Brunnen zum Waschen. Bei der Ostmauer, etwas südlich vom Stephanustor, steht eine kleine moderne Moschee, genannt Salomos

Thron. Hierhin zog sich nach kindlicher mohammedanischer Überlieferung der große König zurück, als er seinen Tod herannahen fühlte. Er wollte sein Ende so lange wie möglich vor den bösen Geistern geheimhalten. Auf seinen Stock gestützt starb er in sitzender Stellung. Erst als die Würmer den Stock zerfressen hatten, fiel die Leiche zusammen. Da merkten die Dämonen, daß er gestorben, seine Macht gebrochen und ihre Zeit gekommen war.

Hier und da wölbt eine Sykomore ihre Krone und erhebt eine Zypresse ihren königlich schlanken Stamm. Aber alles beherrscht und überglänzt Omars blaue Moschee, deren mächtige Kuppel wie ein gefüllter Ballon vor uns steht, gekrönt durch ein drei Kugeln durchbohrendes Zepter; darüber ein goldner Halbmond, der im Glanz der Abendsonne glüht. Südlich der Mauer der alte Tempel, den der Nachfolger des Propheten in die Moschee El-Aksa umgebaut hat.

Dreitausend Jahre sind nun bald vergangen, seit die Morgensonne, über den Kamm des Ölbergs emporsteigend, die Zinnen des berühmten Tempels Salomos vergoldete. Nach wechselnden Schicksalen vier Jahrhunderte hindurch wurde der Prachtbau schließlich von Nebukadnezar, dem König von Babylon, von Grund aus zerstört. Als aber die Juden von den Wassern Babels zurückkehrten, bauten sie unter Serubabels Leitung einen neuen, kleineren Tempel. Auch dieser wurde verwüstet, von den Makkabäern aber wieder errichtet. In seinen Säulengängen blitzte das Schwert des Pompejus, und seine Vorhöfe stürmte Herodes der Große unter römischen Adlern. Herodes beschloß nun an derselben Stelle einen andern Tempel zu errichten, der die Erinnerung an seine Vorgänger auslöschen und bis in die späteste Zukunft seinen Namen erhalten sollte. Zwanzig Jahre vor Christi Geburt begann er sein Werk; sechsundvierzig Jahre wurde daran gebaut. Die Geschichte dieses Baues erzählt der jüdische Historiker Flavius Josephus, der im Jahre 70 nach Christi Geburt am Zug des Titus gegen Jerusalem teilnahm:

„Im achtzehnten Jahr seiner Regierung begann Herodes ein großes Werk, die Errichtung des Tempels; er erweiterte seinen Umfang und führte den Bau so gewaltig auf, daß er als seine ruhmreichste Tat gelten muß und ein ewiges Denkmal seines Namens sein wird. Da er aber wußte, daß die Volksmasse für seinen hochfliegenden Plan wenig übrig

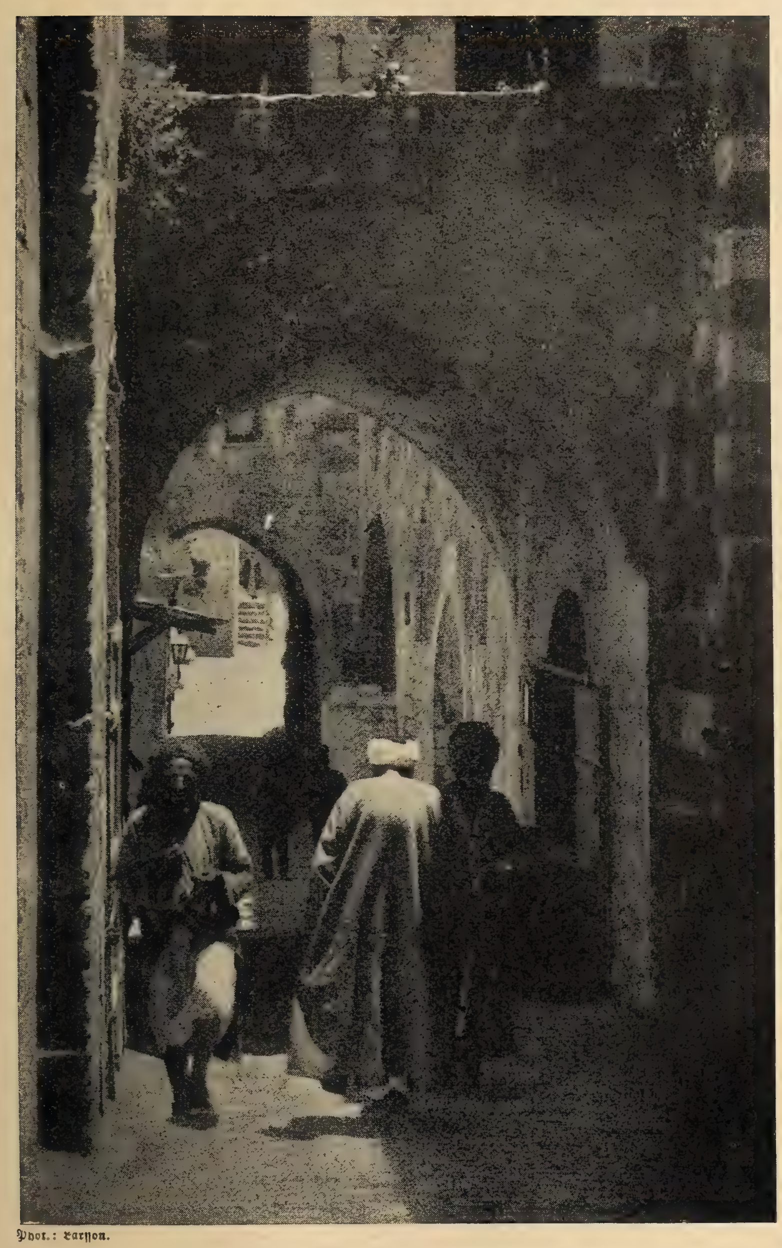


Der Tempel des Herodes.
Nach einem Modell des Architekten Dr. Schick in Jerusalem.

hatte, beschloß er, sie durch eine öffentliche Rede darauf vorzubereiten. Er ließ also die Bewohner Jerusalems zusammenrufen und sprach zu ihnen: ‚Ich brauche euch, meine Landsleute, nichts über meine bisherigen Regierungshandlungen zu sagen; ihr wißt, daß sie alle mehr eurer Sicherheit galten als meinem Ruhm ... Das Werk aber, das ich jetzt ausführen will, soll ein Werk der tiefsten Frömmigkeit und der größten Vollkommenheit werden. Als unsre Väter aus Babylon zurückkehrten, bauten sie diesen Tempel dem allmächtigen Gott. Doch fehlten 60 Ellen an seiner Höhe, denn um so viel überragte ihn Salomos Tempel. Unsere Väter aber trifft wegen dieser Versäumnis keine Schuld. Nein, Cyrus und Darius, der Sohn des Hystaspes, bestimmten bei dem Wiederaufbau des Tempels seine Höhe, und da unsere Väter ihnen und ihren Nachfolgern und dann den Mazedoniern unterworfen waren, konnten sie dem Urbild dieses heiligen Gebäudes nicht treubleiben. Nachdem nun aber ich nach Gottes Willen euer König geworden bin, eine lange Friedenszeit unsern Reichtum bedeutend vergrößert hat und ich mit den Römern, den Herren der ganzen Welt, in guter Freundschaft lebe, so habe ich beschlossen, das, was wir durch unsere Notlage und unsere frühere Knechtschaft bisher versäumten, nachzuholen und Gott zum Dank für dieses Königreich, das er mir geschenkt hat, seinen Tempel so vollständig wieder zu errichten, wie es nur irgend in meiner Macht steht.‘“

Darauf schildert Josephus im 11. Kapitel seines Geschichtswerks Beginn und Weiterentwicklung des großartigen Baues mit einer Genauigkeit und Anschaulichkeit, die noch heute staunende Bewunderung erwecken.

Herodes ahnte nicht, wie bald sein stolzes Bauwerk dem Erdboden gleichgemacht werden und wie unvergänglich dennoch die Erinnerung daran durch Jahrtausende fortleben sollte. Denn kaum war dieser Tempel vollendet, da trieb der Heiland das Händlerpack aus seinen kühlen Hallen und rief: „Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt's gemacht zur Mördergrube.“ Und denselben Bau, den der Ehrgeiz des Herodes errichtete, meint der Evangelist Lukas, wenn er sagt: „Und er lehrte des Tages im Tempel; des Nachts aber ging er hinaus und blieb über Nacht am Ölberge. Und alles Volk machte sich früh auf zu ihm, im Tempel ihn zu hören.“ Als aber die schönen Steine und Opfergaben



Phot.: Larsson.

Straße beim Gefängnis in Jerusalem.

des Gotteshauses vom Volke gepriesen wurden, sagte Jesus: „Es wird die Zeit kommen, in welcher von dem allen, das ihr sehet, nicht ein Stein auf dem andern gelassen wird, der nicht zerbrochen werde. — Sehet zu, lasset euch nicht verführen. Denn viele werden kommen in meinem Namen und sagen, ich sei es, und die Zeit ist herbeigekommen. Folget ihnen nicht nach. Wenn ihr aber hören werdet von Kriegen und Empörungen, so entsetzet euch nicht; denn solches muß zuvor geschehen; aber das Ende ist noch nicht so bald da. Ein Volk wird sich erheben wider das andere, und ein Reich wider das andere; und es werden geschehen große Erdbeben hin und wieder, teure Zeit und Pestilenz; auch werden Schrecknisse und große Zeichen vom Himmel geschehen. Und ihr werdet gehasset sein von jedermann um meines Namens willen. Und ein Haar von eurem Haupte soll nicht umkommen. Fasset eure Seelen mit Geduld. Wenn ihr aber sehen werdet Jerusalem belagert mit einem Heer, so merket, daß herbeigekommen ist ihre Verwüstung."

Und er weinte über die Stadt und über den Tempel und sprach: „Wenn doch auch du erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Aber nun ist's vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum daß du nicht erkannt hast die Zeit, darin du heimgesucht bist."

Die Moschee Kubbet es-Sachra („Felsendom"), die heute den Tempelplatz beherrscht, wurde, so besagt eine kufische Inschrift im Innern, in den Jahren 684—691 vom neunten Kalifen Abd el-Melik erbaut. Sein Name wurde später ausgekratzt und durch den des Abdullah el-Mamun ersetzt, des Sohnes Harun er-Raschids, eine gar zu täppische Fälschung, denn man vergaß, auch die Jahreszahlen zu ändern! Die Franken nannten sie Omars Moschee, und diese falsche Bezeichnung ist noch heute allgemein üblich. Die Kreuzfahrer verwandelten das Gebäude in eine christliche Kirche, Templum Domini, und legten auf dem nackten Felsen im Innern eine Plattform an mit Altar und Kreuz. Sultan Saladin, der im Jahre 1187 Jerusalem den Christen entriß, legte den Fels wieder frei, erneuerte 1189 die Kuppel, die von Hakim 1022 herrührt, und



Die Omar-Moschee in Jerusalem.

verschönerte auch sonst die ganze Moschee; eine goldne Inschrift feiert sein Andenken. Unter den spätern Sultanen hat Suleiman der Prächtige das meiste zur Erhaltung des Gotteshauses beigetragen. Es ist im Äußern und Innern eine Perle islamischer Baukunst und nächst Mekka das größte Heiligtum der Mohammedaner.

Die Moschee erhebt sich auf einer drei Meter hohen Felsplatte, zu der Treppen hinaufführen. An der Nordwestecke steht der Richterstuhl Mohammeds, drei Säulen mit einem Architrav. Von seiner Zinne sollen sich am jüngsten Tag die Wagschalen mit den Seelen der Toten herabsenken, die glücklich über die Brücke hinübergekommen sind, welche aus einem einzigen Pferdehaar bestehen und den Ölberg mit Mohammeds Richterstuhl auf dem Knauf der Säulen verbinden wird.

An der Ostseite der Moschee bemerkt man einen kleinen Tempelkiosk, genannt Kubbet es-Silsileh, d. h. Kettenkuppel. Er scheint eine verkleinerte Nachbildung der großen Moschee zu sein, besteht aber nur aus einer Kuppel und siebzehn Säulen, die von jedem Standpunkt aus alle siebzehn zu sehen sind; sie sind so aufgestellt, daß sie ein Sechseck in einem Elfeck bilden. Abd el-Melik selbst soll diese architektonische Spielerei ersonnen haben.

Die große Moschee besteht aus drei Teilen, einem achtseitigen Unterbau, einem zylinderförmigen Oberbau und der Kuppel. Jede Seite des Unterbaus ist zwanzig Meter lang und von der Plattform aus gerechnet bis zu fünf Meter Höhe mit Marmorplatten bedeckt. Wo diese aufhören, beginnt die herrlichste blaue Fayence, mit der Suleiman der Prächtige die Mauerflächen überziehen ließ. Ein Fries von Koransprüchen in künstlerisch höchst wirkungsvoller arabischer Schrift läuft rundherum. Die acht Mauerflächen werden von Bogenfenstern und vier Toren unterbrochen; letztere heißen Paradies-, West-, Süd- und Davidstor.

Aus dem blendenden Sonnenlicht, das über Haram esch-Scherif zittert, tritt man in die kühle wundervolle Dämmerung der gewaltigen Tempelhalle, und das Auge muß sich erst eine Weile an das Dunkel gewöhnen, ehe es die überwältigende Pracht des Innern aufzufassen vermag. In der Mitte des von den acht Mauern begrenzten Raumes erhebt sich, nur zwei Meter über dem Marmormosaik des Fußbodens, die achtzehn

Meter lange und dreizehn Meter breite heilige Felsplatte; ein buntfarbiges Holzgitter faßt sie ein. Zwischen Außenmauern und Fels stehen in zwei konzentrischen Kreisen verschiedenfarbige Porphyr-, Marmor- und Granitsäulen. Die vierundzwanzig Säulen des äußeren Kreises sind ungleich hoch, ihre Sockel und Kapitelle daher von verschiedener Größe; ein Architrav mit schön geschwungenen Gewölbebogen verbindet sie. Die Säulen des innern Kreises tragen die ganze Last des zylinderförmigen Oberbaus der Moschee. Seine Innenwand ist mit byzantinischer Mosaik aus dem 6. bis 15. Jahrhundert und mit Koransprüchen in Goldschrift bedeckt. Die Fenster zeigen Glasmosaik. Die Höhlung der Kuppel strahlt von Gold und Farben, während ihre Wölbung außen mit Blei überzogen ist. Den inneren Säulenring entlang läuft ein kunstvolles schmiedeeisernes Gitter, eine Arbeit noch der Kreuzfahrer des 12. Jahrhunderts. Vier Türen darin führen zu dem heiligen Felsen Sachra, der aller Wahrscheinlichkeit nach einst den Brandopferaltar des alten jüdischen Tempels trug. Ein kleiner goldner Kiosk schützt eine Spur in dem Felsen, die von Mohammeds Fuß, nach Ansicht der Kreuzfahrer von Jesus herrühren soll. Derselbe Kiosk bewahrt Haare aus Mohammeds Bart sowie seine und Omars Fahne. Von dieser Klippe aus sprengte Mohammed auf seinem wunderbaren Streitroß El Barak zum Himmel hinan, und hier soll Gottes Thron stehen am Tage des Gerichts. Der Felsen sollte dem Propheten bei seiner Himmelfahrt folgen, löste sich aber und schwebt seitdem in der Luft, unter sich eine große Grotte bildend, in die man von Priestern mit Lichtern und Fackeln geleitet wird. Hier steht der Gebetsaltar Davids und Salomos, Abrahams und Elias'. Jeder Laut in dieser Grotte klingt hohl; man glaubt daher, daß sich hinter oder neben ihr noch andere Höhlen befinden. Untersuchungen darüber durften aber bisher nicht angestellt werden. Die Juden von Jerusalem sind überzeugt, daß die Bundeslade und die heiligen Tempelgefäße noch irgendwo unter dem Haram esch-Scherif versteckt liegen. Deshalb betreten sie diesen Raum niemals, um nicht unwissentlich auf das Allerheiligste zu treten; denn dann müßten sie sterben, ehe das Jahr zu Ende geht.

Wenn diese Steine reden könnten, wieviel Wunderbares würden sie zu erzählen haben! Vieles von dem Material der Moschee an Säulen,

Sockeln, Kapitellen usw. ist nämlich antik und hat schon die Hallen der Tempel Salomos, Serubbabels, Herodes' und Hadrians geschmückt. Vielleicht haben die Köpfe wilder Tiere in einem dieser uralten Kapitelle auf König Salomo herabgesehen, als er bei der ersten Tempelweihe vor dem Altar des Herrn kniete und die Hände zum Himmel streckend mit lauter Stimme rief: „Gelobt sei der Herr, der seinem Volk Israel Ruhe gegeben hat!“ Vielleicht spritzte auf jene Säulen das vom Kupferaltar herabströmende Blut der zweiundzwanzigtausend Stiere und hundert-



Phot.: Larsson.

Inneres der Moschee El-Aksa.

zwanzigtausend Schafe des Brand-, Speise- und Dankopfers. Diese Steinpfeiler, die jetzt die Kuppel tragen, von deren Spitze der Halbmond auf Davids Stadt herabglänzt, standen vielleicht in dem Säulengang, von dem es im Zusammenhang mit der winterlichen Tempelweihe heißt: „Und Jesus ging ab und zu in den Tempel in Salomos Säulengang.“ Vielleicht hat eine von diesen Säulen auf ihrer kalten glatten Granitfläche die Wärme seiner Wange oder seiner Hände verspürt, als er auf die Frage nach den Seinen den Juden antwortete: „Ich gab ihnen ewiges Leben, und sie sollen ewig nicht vergehen, und niemand soll sie aus meiner Hand reißen.“ Ja, vielleicht waren auch



Markada, 60jährige spanische Jüdin in Jerusalem.

manche von den Steinen, die jetzt in Omars prachtvolle Moschee eingefügt sind, Bestandteile des herodianischen Gotteshauses an jenem Tag, da einer der Jünger beim Verlassen des Tempels zu Jesus sprach: „Meister, siehe, welche Steine und welche Gebäude", und Jesus antwortete: „Es soll kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht niedergerissen wird."

Als Abd el-Melik vor 1230 Jahren die Moschee baute, wurde sein Werk durch die zahlreichen Überreste des alten jüdischen und römischen Tempels sehr erleichtert. Er und seine Baumeister wußten diese Bruchstücke mit dem Neubau zu einem einheitlichen Kunstwerk zu vereinigen, das dem Fremden ein ganz anderes Gefühl des Friedens und der Ruhe gewährt, als die aufgeputzten Labyrinthe der Grabeskirche, von der ich noch sprechen werde.



Phot.: Larsson.
Inneres des Doppeltors unter der Moschee El-Aksa.

Unmittelbar südlich von Kubbet es-Sachra erhebt sich an der Südmauer des Tempelplatzes Mesdschid el-Aksa, d. h. die von Mekka am meisten entfernte Moschee. Sie ist auf der Stelle errichtet, wo Justinian eine prächtige Basilika zu Ehren der Mutter Gottes erbaute, und teilweise auch aus demselben Material. Dorthin führte Gott den Propheten Mohammed von Mekka her in einer einzigen Nacht. Omar verwandelte die Basilika in eine Moschee, und Abd el-Melik ließ deren Türen mit Gold- und Silberblech beschlagen, das im Jahre 700 unter dem Kalifen Mansur



Phot. Lassen

Die Felsplatte in der Omar-Moschee zu Jerusalem.

Phot.: Larsson.

Die Klagemauer der Juden.

eingeschmolzen wurde, als es galt, die Schäden eines Erdbebens zu ersetzen.

Ihr Inneres zerfällt in sieben Schiffe, von denen das mittelste am breitesten ist. Auch hier wieder der würdig ernste Geschmack des Mohammedaners, der allen unnützen Zierat vermeidet. Rechts vom Chor stehen zwei Säulen so dicht beieinander, daß man sich nur mit Mühe zwischen ihnen hindurchzwängen kann. Wem der Versuch gelingt, dem ist das Himmelreich gewiß! Die Säulen sind denn auch von fleißiger Benutzung blank gescheuert.

Sieben Tore verbinden den Tempelplatz mit der westlich davon gelegenen Stadt. Eines davon führt zur König-David-Straße. Biegt man zwischen zwei alten Knabenschulen aus der Zeit der Kreuzfahrer und des Sultans Saladin in eine Querstraße ein, die eng und winkelig, abschüssig und steinig, stellenweise in Treppen übergehend, zwischen den elenden, schmutzigen Wohnungen der Marokkaner und anderer Afrikaner hindurchläuft, so kommt man zur Klagemauer der Juden, der Außenseite eines Teils der Tempelplatzmauer.

Dort bietet sich ein ergreifender Anblick. Stirn und Hände gegen die riesigen Blöcke der rauhen Mauer gestützt, stehen die Juden und Jüdinnen und weinen und klagen über die vergangene Größe ihres Volks, über den Verfall der heiligen Stadt und die Zerstörung des Tempels. Da stehen schwarzbärtige Juden in verschlissenen Schlapphüten und langen verschossenen Kaftanen und murmeln unermüdlich ihre Gebete und Klagelieder. Spaniolen, denen noch etwas von ihrer erbeigentümlichen Würde anhaftet, blättern in abgenutzten Gebetbüchern. Greise sitzen, der Mauer zugekehrt, auf bloßer Erde, und Frauen weinen, das Gesicht in Kopftücher gehüllt. Abend für Abend kommen sie dahin nach des Tages Last und Mühe, besonders aber an den Vorabenden der hohen Feste. Sobald sie versammelt sind, erklingt die gedämpfte Trauermusik ihrer Wechselgebete. Ein Vorsänger bittet den Ewigen um Erbarmen für Zion; „Versammle deine Kinder in Jerusalem!“ rufen die übrigen. „Möge das Königtum bald wieder nach Jerusalem zurückkehren“, betet jener; „Tröste die, die um Jerusalem trauern“, lautet die Antwort. Und der Vorbeter erinnert die Gemeinde an die Ursachen ihrer Trauer, an den niedergerissenen Tempel, die geschleiften Mauern und die

verschwundene Größe des jüdischen Volkes, an seine großen Männer, seine verbrannten Kostbarkeiten, seine wankelmütigen Priester und seine Könige, die Gott den Herrn verachteten.

So stehen sie nun klagend seit anderthalb Jahrtausend und netzen die Steine mit ihren Tränen, durch die mächtige Mauer vom Allerheiligsten getrennt, in dem sich ehemals die Bundeslade in ihrer Pracht erhob und der Opferaltar auf dem Felsen rauchte. Schon Benjamin von Tudela, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Palästina und Persien besuchte, erwähnt in seiner Reisebeschreibung diese rührende Sitte. Aber wie sie auch bitten und rufen, vergebens harren sie einer Antwort. Möchten doch endlich die Klagelaute verstummen und die Tränenströme versiegen!



Gewölbte Straße in Jerusalem.

Siebzehntes Kapitel.

Der Teich Bethesda und Gethsemane.

In der Ostmauer des Tempelplatzes ist das jetzt zugemauerte Goldene Tor, durch das Kaiser Heraklius im Jahre 629 nach seinen glänzenden Siegen über die Perser, die einige Jahre zuvor die heilige Stadt zerstört hatten, als Triumphator in Jerusalem einzog. Auf seinen eigenen Schultern trug er das den Persern entrissene Kreuz Christi. Eine alte mohammedanische Prophezeiung besagt, an einem Freitag werde noch einmal ein christlicher Eroberer durch dieses Tor einziehen. Seine Architektur ist spätbyzantinisch. Zur Zeit der Kreuzfahrer wurde es nur zweimal im Jahre geöffnet, am Palmsonntag und am Fest des Heiligen Kreuzes

im September. Dann ritt der Patriarch von Jerusalem durch das Tor auf einem Esel wie Jesus, und das Volk breitete seine Kleider vor ihm aus.

Geht man die Stadtmauer entlang noch ein Stück nach Norden, so gelangt man bald an das Stephanustor, dessen jetziger Bau für ein Werk Suleimans des Prächtigen aus dem Jahr 1537 gehalten wird. Die christlichen Araber nennen es Bab Sitti Marjam wegen der nahen Grabkirche der heiligen Jungfrau; auch die tiefe Furche des Kidrontals heißt deswegen Wadi Sitti Marjam.



Phot.: Larsson.

Das Stephanustor in Jerusalem.

Der Sage nach wurde durch das alte Tor an dieser Stelle der heilige Stephanus zur Steinigung hinausgeführt. „Und die Zeugen legten ab ihre Kleider zu den Füßen eines Jünglings, der hieß Saulus. Und steinigten Stephanus, der anrief und sprach: ‚Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!‘ Er kniete aber nieder und schrie laut: ‚Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht.‘ Und als er das gesagt, entschlief er.“

Nördlich von der Straße, die durch das Tor der heiligen Jungfrau oder das Stephanustor in die Stadt hineinführt, liegen die Gebäude, die vor dem Kriege den Pères blancs gehörten, jetzt aber von den türkischen Behörden in Besitz genommen sind. Die kleine Kirche der heiligen Anna verrät durch ihren Baustil, daß sie von den Kreuzfahrern errichtet wurde. Sultan Saladin verwandelte sie in eine

Medrese, eine geistliche Hochschule, und fast 700 Jahre lang war sie der Wohnsitz der Nachfolger des Propheten; dann schenkte sie der türkische Sultan dem französischen Kaiser Napoleon III.

In unmittelbarer Nähe dieser Kirche gelangt man durch ein Labyrinth von Höfen, Gängen und Ruinen zu einer Steintreppe, die tief in die Erde hinabführt und in einem unregelmäßigen Gewölbe endigt, einer alten Zisterne. Darüber stand ehemals eine Kreuzfahrerkirche, von der jetzt nur noch Ruinen erhalten sind. Hier sieht man deutlich, wie die verschiedenen Kulturschichten übereinander lagern und neue Häuser auf den Ruinen der älteren gebaut wurden. Auch Jerusalem bildet einen Tell, einen Hügel, mit einer Reihe geologischer Horizonte. Durch die ständige Anhäufung von Kulturschichten im Lauf der Jahrhunderte ist das Loch immer tiefer geworden. Schon vor 1400 Jahren bezeichnete man diese Zisterne als den Teich Bethesda, und kürzlich fand man auf dem Boden der Krypta eine Inschrift, die unter anderm Danksagungen für Heilungen enthält; der Platz dürfte also tatsächlich mit dem übereinstimmen, von dem Johannes sagt: „Es ist aber zu Jerusalem bei dem Schaftor ein Teich, der heißt auf hebräisch Bethesda und hat fünf Hallen, in welchen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Verdorrte, die warteten, wann sich das Wasser bewegte.“ Die Form der Krypta läßt auch darauf schließen, daß hier mehrere solcher Hallen waren. Einige Stufen der herabführenden Treppe sind aus dem Felsengrund herausgehauen und sehen uralt aus. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Füße des Menschensohns sie berührten, und daß den Hilfesuchenden hier die himmlische Frage entgegentönte: „Willst du geheilt werden?“ —

Am 1. August 1916 wanderte ich die Nordmauer von Jerusalem entlang nach Osten. In einiger Entfernung sah ich den Steinbruch Salomos, und in der Nähe des Herodestors kam ein Leichenzug vorüber. Der Tote wurde wie ein Bündel an zwei Stangen getragen. An der Nordostecke biegt die Mauer scharf nach Süden ab und gibt den Blick frei auf das von Regengüssen tief ausgewaschene Tal des Kidron, auf dessen Ostseite die sanften Abhänge des Ölbergs zu flachen Höhen hinansteigen. Der Fußweg fällt jäh ins Tal hinunter, über das eine Brücke zur Grabkirche der heiligen Jungfrau hinüberführt. Hier in der Nähe saßen früher die Aussätzigen und bettelten. Jetzt dürfen sie sich

nicht mehr öffentlich zeigen; das deutsche Krankenhaus „Jesushilfe“ und ein türkisches Hospital haben sich ihrer angenommen. Südlich davon, gleichfalls auf den untern Abhängen des Ölbergs, liegt hinter einer mit Eisenzaun versehenen Mauer der Garten Gethsemane.

Schon aus der Ferne fallen seine üppigen Oliven-, Akazien- und Oleanderbäume auf; feierliche Zypressen überragen sie. Hüter und Pfleger des Gartens ist der Franziskanermönch Bruder Giulio, dem nur ein Gehilfe zur Seite steht. Er zählt etwa sechzig Jahre und ist von Geburt Italiener; sein Bart ist grau gesprenkelt, sein Auge voll Freundlichkeit und Güte. In seiner mit Heiligenbildern geschmückten Klause hat er den größten Teil seines Lebens verbracht, aber solch eine Zeit wie diese noch nicht erlebt. Früher kamen alljährlich Massen von Pilgern nach Gethsemane, und die Mittel zur Pflege des Gartens flossen reichlich. Jetzt kommt niemand mehr, und er ist völlig einsam unter seinen Margueriten und Astern, seinen Rosen und Dahlien. Schlimmer noch geht es seinem arabischen Gärtner, der seinen Platz in der türkischen Armee nach dem Rechte jedes Eingeborenen durch einen Stellvertreter besetzt hat gegen eine Abgabe von 50 Pfund für das erste Kriegsjahr. Jetzt hatte er abermals 30 Pfund an die Kriegskasse des Sultans zu zahlen und, um diese hohen Beträge aufzubringen, Haus und Hof verkaufen müssen. Doch meinte er lachend, lieber wolle er sein Letztes opfern, als sich bei Beerseba töten lassen.



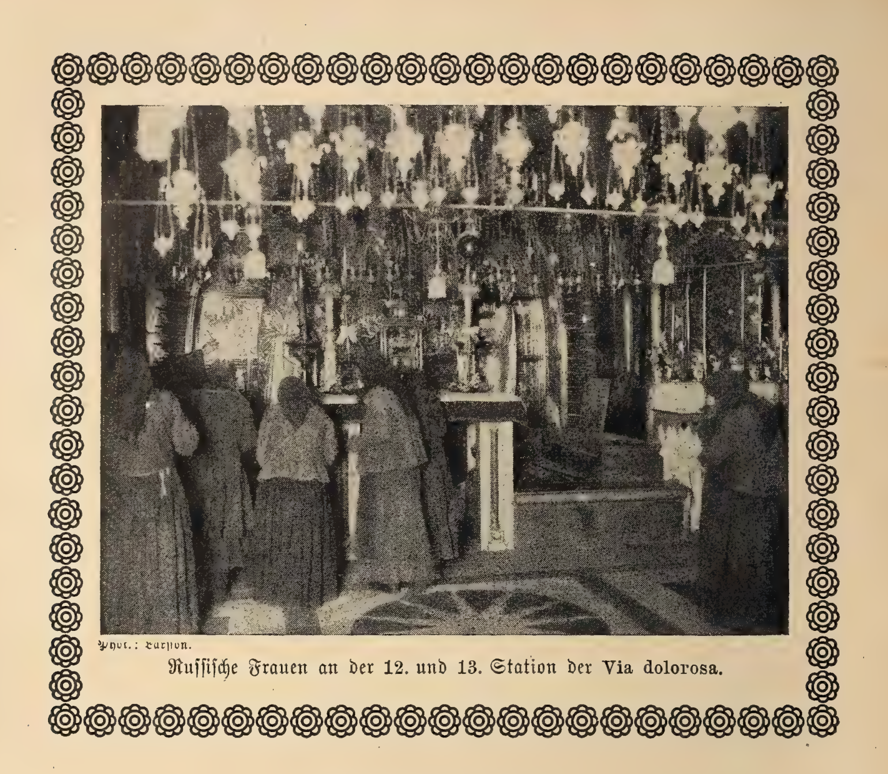
Phot.: Larsson.
Canovas Relief in Gethsemane.

Bruder Giulio geleitete mich nach der großen Felswand, in der eine eingemauerte Säule an den Ort erinnert, wo Judas den Menschensohn durch einen Kuß verriet. „Und da sie den Lobgesang gesprochen

hatten, ging Jesus hinaus mit seinen Jüngern über den Bach Kidron; da war ein Garten, darein ging Jesus und seine Jünger. Judas aber, der ihn verriet, wußte den Ort auch; denn Jesus versammelte sich oft daselbst mit seinen Jüngern." Bruder Giulio zeigte mir auch den Platz, auf dem Jesus sich zu entsetzen, zu betrüben und zu ängstigen begann und wo er „mit dem Tode rang und heftiger betete. Es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde. Und er stand auf von dem Gebet und kam zu seinen Jüngern und fand sie schlafend vor Traurigkeit und sprach zu ihnen: ‚Was schlafet ihr? Stehet auf und betet. Siehe die Stunde ist hier, daß des Menschen Sohn in der Sünder Hände überantwortet wird.'" Eine 1500 Jahre alte Überlieferung bezeichnet noch die Felsplatte, auf der Jesus die Jünger Petrus, Jakob und Johannes schlafend fand. Eine vergitterte Nische enthält eine Marmorkopie von Canovas „Jesus in Gethsemane".

Der Garten ist nicht groß; er bildet ein unregelmäßiges Viereck, etwa 60 Meter im Durchschnitt. Die Mauer entlang laufen die vierzehn Stationen des Leidensweges, farbige Steinreliefs von geringem Kunstwert, jedes auf einem Sockel und vergittert. Acht mächtige Ölbäume drohen unter der Last der Jahre zu brechen; Steinblöcke müssen die Stämme stützen und zusammenhalten. Bruder Giulio versichert, sie stammten aus Christi Zeit; so alt aber können sie nicht sein. Bei der Eroberung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr. ließ Titus alle Bäume und Gärten rings um die Stadt vernichten, und noch als die Helme der Kreuzfahrer vor Jerusalem blinkten, lagen die Straßen baumlos im prallen Sonnenbrand. Die Pilger aber halten unbekümmert darum die alten Ölbäume für Zeugen des Leidens Christi, und das Öl aus ihren Früchten wird hoch bezahlt; ein Rosenkranz aus solchen Olivenkernen ist die kostbarste Reliquie.

Auf Bruder Giulios üppigen Blumenbeeten summten die Bienen, und durch die Wipfel der Bäume raschelte der Wind. Welch eine Welt voll Frieden und Stille! Das Jahr zuvor hatten die Heuschrecken alle Blumen hier vernichtet und alle Bäume kahlgefressen. Vom Lärm des Weltkriegs aber drang kein Echo hier herein. Wohl lag die Heimat des Hüters von Gethsemane mit der Türkei im Krieg; doch der alte Franziskanerbruder war in ganz Jerusalem seit Jahrzehnten wohlbekannt; daher ließ man ihn unbehelligt unter seinen Blumen.



Phot.: Larsson.

Russische Frauen an der 12. und 13. Station der Via dolorosa.

Achtzehntes Kapitel.

Via dolorosa.

Von allen ehrwürdigen Stätten Jerusalems macht keine einen tieferen Eindruck als die Via dolorosa, die Straße der Schmerzen. Mögen immerhin neunzehn Jahrhunderte undurchdringliche Schleier über die topographischen Verhältnisse der heiligen Stadt geworfen und neue Geschlechter den Weg, den der Menschensohn bis zum Fuß des Kreuzes wanderte, an neue Plätze verlegt haben. Hat doch selbst die Stadtmauer ihre Lage verändert; die jetzige ist kaum 380 Jahre alt und hat wenig oder nichts mit ihren Vorgängerinnen gemein. Nichts ist mit Sicherheit nachweisbar. Man kennt weder die Lage des Praetoriums, der Residenz des Landpflegers Pontius Pilatus, noch die des wirklichen Golgatha, wo das Kreuz errichtet wurde. Die Straße der Schmerzen, die beide Stätten verbindet, schwebt daher noch mehr im Ungewissen. Die jetzigen Hüter



Phot.: Larsson.

Franziskanermönche in Jerusalem.

der heiligen Erinnerungen haben aber bestimmte Plätze und Straßen als die wahrscheinlichsten angenommen, und so muß dem Pilger genügen, ihnen zu folgen.

Betritt man Jerusalem durch das Stephanustor und geht nach Westsüdwesten die Sitti Marjam-Straße hinunter, so kommt man bald an eine zur Linken gelegene, ziemlich große Kaserne. Die bisher offene Straße geht hier in einen Bogengang über, an dessen einer Mündung ein altes, abgestumpftes Minarett Schildwacht steht. Sein Grund besteht aus mächtigen Quadern, die noch von der Antoniaburg herrühren sollen, die Herodes auf alten Befestigungen errichten ließ; ihren Platz nimmt, wenigstens teilweise, die erwähnte Kaserne ein.

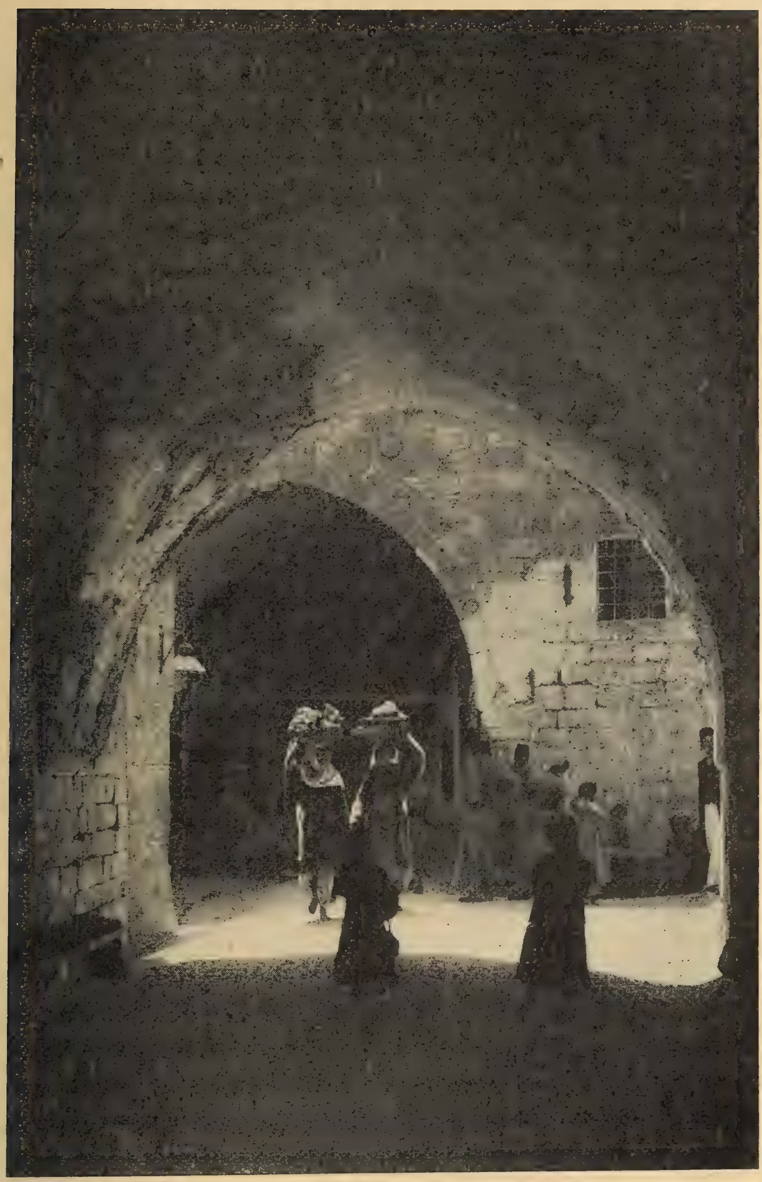
Rechts, gerade gegenüber, steht eine den Franziskanern gehörige Kapelle. Sie wurde 1838 zur Erinnerung an Jesu Geißelung errichtet. Die Mönche zeigen unter dem Altar die Säule, an die Jesus gebunden gewesen sein soll.

Hier hat man kürzlich Teile eines alten römischen Steinpflasters ausgegraben, dessen Kalksteinplatten einen Meter lang und einen Fuß dick sind. Deshalb glaubt man, dies sei der Platz, von dem Johannes sagt: „Da Pilatus das Wort hörte, führte er Jesum heraus und setzte sich auf den Richtstuhl an der Stätte, die da heißt Hochpflaster, auf hebräisch aber Gabbatha."

Hier ist die erste Station: „Jesus wird zum Tode verurteilt", und hier beginnt die Via dolorosa. Hier ist der Schauplatz des größten Dramas der Weltgeschichte, denn kein anderes Ereignis hat tiefer in die Entwicklung der Menschheit eingegriffen. Von dieser Stelle aus trat Christus die schwerste Wanderung an, die je ein Sterblicher ging, und zwei Jahrtausende lang sind zahllose Pilger seinen Spuren gefolgt.

Jetzt aber liegt die Via dolorosa in glühender Augustsonne öde und leer. Die Christenheit führt Krieg. Die Völker, deren Glaubensbekenntnis sich nach dem Erlöser nennt, kennen nur das eine Ziel gegenseitiger Vernichtung.

Hier also erhoben sich der große Rat, die Oberpriester, die Schriftgelehrten und die Ältesten des Volks, banden den Angeklagten, führten ihn nach dem Palast des Landpflegers und übergaben ihn dem Pontius Pilatus. Und von hier stürzte Judas fort, als er einsah, daß er



Phot.: Larsson.

Straßenszene in Jerusalem.

unschuldig Blut verraten hatte, warf die Silberlinge in den Tempel und erhängte sich.

Die Juden betraten nicht selbst den Palast des Landpflegers, um sich nicht zu verunreinigen. Deshalb kam der Römer heraus und fragte sie, welche Klage sie gegen den Mann aus Nazareth zu führen hätten. „Wäre dieser nicht ein Übeltäter, so hätten wir ihn dir nicht übergeben", war die freche Antwort. Pilatus erwiderte: „Nehmt ihn und richtet ihn nach euerm Gesetz!" Sie aber entgegneten: „Uns ist es nicht erlaubt, einen zu töten. Dieser verführt das Volk, verbietet, dem Kaiser Steuer zu zahlen und behauptet, selber Christus, ein König, zu sein."

Pilatus kehrte wieder in den Palast zurück und fragte Jesum: „Bist du der Juden König?" Und Jesus antwortete: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Wiederum fragte Pilatus: „Also bist du doch ein König?" Und er erhielt die Antwort: „Du sagst es, ich bin ein König. Dazu bin ich geboren, und dazu bin ich in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll. Jeder, der von der Wahrheit ist, hört meine Stimme." — „Was ist Wahrheit?" meinte Pilatus achselzuckend. Den Juden draußen aber erklärte er: „Ich finde keinen Fehl an ihm."

Da er nun hörte, daß Jesus aus Galiläa stamme, schickte er ihn zu Herodes, dem diese Provinz unterstand. Herodes freute sich, den vielbesprochenen Mann aus Nazareth zu sehen und Zeuge seiner Wunder zu sein. Aber der Angeklagte bewahrte auch ihm gegenüber undurchdringliches Schweigen, und Herodes und seine Hofleute stimmten ein in die johlenden Verhöhnungen des jüdischen Pöbels. Zum Spott ließ er ihm eine Art Königsgewand anlegen und schickte ihn so zum Landpfleger zurück. Zwischen Pilatus und Herodes hatte früher Feindschaft bestanden; von diesem Tage an wurden sie Freunde.

Der römische Prokurator zweifelte nicht, daß er einen Unschuldigen vor sich hatte, dessen Einfluß auf das Volk die Furcht und den Haß der Oberpriester erregt hatte. Deshalb wollte er ihn retten, und da die Juden zum bevorstehenden Osterfest das Recht hatten, einen Gefangenen freizubitten, wandte er sich an das versammelte Volk mit der Frage, ob es den gleichfalls gefangenen Raubmörder Barrabas haben wolle oder Jesum, den König der Juden. Die Priester und Ältesten aber hatten das Volk beredet, und der irregeführte Haufe schrie: „Räume diesen aus



Phot.: Larsson.

Griechische Mönche in Jerusalem.

dem Weg und gib uns Barrabas los!" Und als nun Pilatus fragte, was er denn mit dem König der Juden tun solle, brüllten sie alle: „Kreuzige, kreuzige ihn!"

Täglich war er unter ihnen gewandelt, hatte ihre Wunden geheilt, ihre Schmerzen gelindert, ihre Tränen getrocknet, keinem von ihnen hatte er ein Haar auf dem Haupt gekrümmt. Aber die Psychologie der Masse feierte hier einen großen, weltgeschichtlichen Triumph, und vor der unberechenbaren Leidenschaft des losgelassenen Pöbels gab der Römer, dem ein Judenleben ganz gleichgültig war, nach und ließ Jesum geißeln. Die Soldaten stießen ihn in die Vorhalle des Palastes hinein, rissen ihm die Kleider vom Leibe, warfen ihm einen roten Mantel über die Schultern, steckten ihm ein Rohr in die rechte Hand und drückten ihm eine aus Dornen geflochtene Krone aufs Haupt. Dann fielen sie unter rohem Gelächter vor ihm auf die Knie, verspotteten ihn und schlugen ihn auf Wangen und Haupt, so daß von den Spitzen der Dornenkrone das Blut in langen Tropfen ihm über Augenbrauen und Hals herabrann.

Abermals trat Pilatus hinaus vor das Volk und versicherte, er finde kein Vergehen an dem Manne aus Galiläa. Dann ließ er Jesum in der Dornenkrone und dem purpurnen Mantel herausführen, und auf ihn zeigend rief er: „Ecce homo!" Aber dieser Anblick, der Steine hätte erweichen können, weckte keine andere Antwort als die haßerfüllten Rufe: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!" Pilatus entgegnete: „Nehmt ihn und kreuziget ihn. Denn ich finde keinen Fehl an ihm." Die Juden aber antworteten: „Nach unserm Gesetz muß er sterben, denn er hat sich selber zu Gottes Sohn gemacht."

Noch immer schwankte Pilatus. Die Juden aber riefen nur immer lauter: „Gibst du den los, dann bist du nicht des Kaisers Freund. Jeder, der sich zum König macht, widersetzt sich dem Kaiser."

Da erschrak Pilatus, und da er einsah, daß er nichts gegen die zügellose Masse ausrichten konnte, hielt er es für das klügste, den obersten Priestern und dem Pöbel ihren Willen zu tun. Um aber vor Gegenwart und Nachwelt die Verantwortung für diesen Mord von sich abzuwälzen, wusch er angesichts des ganzen Volks seine Hände und rief: „Ich bin unschuldig an dem Blut des gerechten Mannes." Aus tausend Kehlen schrie es ihm entgegen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!"

Also begnadigte der römische Statthalter den Barrabas und übergab Jesum den Juden zum Tode am Kreuz. Die römischen Kriegsknechte ergriffen ihn, rissen ihm den Mantel ab, legten ihm seine eigenen Kleider an und führten ihn zur Richtstätte. Eine Strecke Wegs trug der Verurteilte selbst das Kreuz, dessen Stamm im Staub der Straße schleifte. Als er aber unter der schweren Bürde mehrmals zusammenbrach, zwangen die Soldaten einen zufällig des Wegs kommenden Bauer, namens Simon aus Kyrene, Jesu zu helfen.

Unterhalb der Treppe, die zu der oben erwähnten Kaserne hinaufführt, ist die zweite Station, wo nach der Überlieferung dem verurteilten Meister das Kreuz auf die Schulter gelegt wurde. Etwas weiter rechts ist ein Kloster französischer Zionsschwestern. Hier steht der sogenannte Ecce homo-Bogen, wahrscheinlich der Rest eines römischen Triumphbogens. Er hatte zu beiden Seiten je einen kleineren Bogen; der südliche von ihnen ist zerstört, und seinen Platz nimmt jetzt ein mohammedanisches Hospiz für Pilger aus Indien und Zentralasien ein. Der nördliche ist in den Kirchenchor jenes Klosters eingebaut und bildet einen großartigen Hintergrund zum Altar. Die frommen Schwestern, die sich hauptsächlich der Judenbekehrung widmen, versichern, hier habe Jesus gestanden, als er von Pilatus seinen Peinigern übergeben wurde, und zum Beweis dafür zeigen sie eine Fortsetzung des schon erwähnten römischen Pflasters. Auf diesen Steinplatten sind Vierecke eingekratzt; sie rühren angeblich von den Soldaten her, die den verurteilten König der Juden bewachten und sich die Langeweile des Dienstes mit Würfelspiel vertrieben.

Etwas weiter westlich mündet die Via dolorosa in die Straße, die vom Damaskustor herkommt. Hier steht rechterhand das Heim der österreichischen Pilger. Muntere Militärmusik klang aus seinem Hof herüber, zur Erheiterung der dort liegenden Kranken und Genesenden.

Links ist das Kloster der unierten Armenier. Dort biegen wir um die Ecke und gehen ein kurzes Stück nach Südosten. Hier ist die dritte Station, wo Jesus unter der Last des Kreuzes zusammenbrach. Nicht weit davon ist die „Hütte des Lazarus“ und hier gleich links die vierte Station, wo Jesus seiner Mutter begegnete. Ein in die Straße vorspringendes Haus heißt „das Haus des reichen Mannes“. Wir biegen

rechts ein und gehen westwärts die Tarik es-Serai-Straße hinauf. Eine Inschrift an der Ecke bezeichnet die fünfte Station, wo Simon aus Kyrene dem zusammenbrechenden Märtyrer das Kreuz abnahm. Das Straßenbild mit den Strebepfeilern und Bogen ist überaus wirkungsvoll. Eine Hausecke links zeigt einen kleinen Eindruck; er soll nach der Überzeugung der Frommen von der Hand Jesu herrühren.


Phot.: Larsson.
Das Haus der Veronika. Sechste Station der Via dolorosa.

Nun steigt die Straße an, und bald stehen wir vor dem Haus der Veronika, die dem vorüberwankenden Heiland das Schweißtuch reichte, eine schöne Legende, von der die Evangelien aber nichts berichten. Das Haus ist übrigens durchaus modern, nur seine Grundmauern stammen aus der Kreuzfahrerzeit.

Dann geht es unter Gewölbebogen auf Treppenstufen aufwärts. Wo die Straße Khan es-Seit unsern Weg schneidet, ist die siebente Station, die Porta judiciaria, das Tor der Gerechtigkeit, wo Jesus aus der Stadt hinausgeführt wurde und abermals unter der Last des Kreuzes zusammenbrach.

Weiter treppauf erreichen wir bald das Preußische Johanniterhospital mit seinem charakteristischen Ordenskreuz und nahe dabei das griechische Kloster St. Karalombos. Ein schwarzes Kreuz in seiner Mauer bezeichnet die achte Station, wo Jesus zu den Töchtern Jerusalems sprach.



Phot. Larssen

Der Garten von Gethsemane.

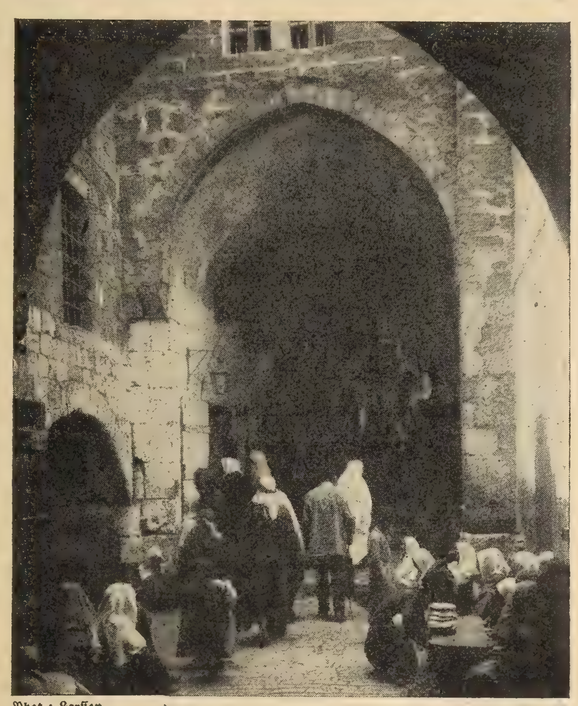


Phot.: Larsson.

Die Treppe zum Heiligen Grab.

Hier schließt der äußere Teil der Via dolorosa, die nun unter den Häusern verschwindet, um in der Kirche des Heiligen Grabes wieder aufzutauchen.

Die Straßen Jerusalems waren damals gewiß nicht breiter als jetzt. Kaum vermochten die vier Soldaten ihrem Opfer durch das Gedränge der Zuschauer einen Weg zu bahnen. Alle Hausdächer füllten sich mit Neugierigen. Ergeben und geduldig folgte Christus seinen Peinigern. Sein Gesicht war bleicher als sonst, nicht aus Todesangst, sondern infolge des Blutverlustes und der Mißhandlung. In dieser Stunde war der Sohn Gottes nur ein Mensch. In seiner unmittelbaren Nähe hielt sich eine kleine Gruppe von Schmerz und Verzweiflung niedergebeugter Frauen. Aus den Augen der Hohenpriester und Leviten und des wogenden Pöbelhaufens, der den Zug mit lautem Gejohle begleitete, lachte die grausame Freude wilder Tiere. Für sie war diese Via dolorosa des Verurteilten eine Via triumphalis. Ihr Ziel war erreicht: ihr und der Finsternis mächtigster Feind war auf dem Weg zum entehrenden Kreuzestod. Nun konnten sie wieder unbekümmert ihren Handel treiben und die Armen im Geiste mit ihrem Schacher betrügen wie bisher.



Phot.: Larsson.

Das Tor der Gerechtigkeit.

Durch das Stadttor wälzt sich nun die ungeduldige Volksmasse hinauf auf den nahen Berg Golgatha. Die Sonne steht noch hoch und

beleuchtet das furchtbare Bild, das ungezählte Jahrtausende vor den Augen der Menschen stehen wird. Schwarzbärtige Juden mit scharfgeschnittenen Zügen und harten bösen Augen machen sich gegenseitig den Platz in der vordersten Reihe streitig. Von ihren bunten Trachten sticht die ärmliche Kleidung des Verurteilten ab, die die Soldaten trotzdem unter sich teilen. Über die Köpfe der Menge hinweg schauen Beduinen in flatternden weißen oder buntgeränderten Mänteln und Kopftüchern von ihren Pferden aus dem Schauspiele zu. Reisende und Karawanen, die von Beerseba und Jaffa des Weges kommen, machen halt; ihre Dromedare brüllen, wenn sie sich niederlegen müssen, um von ihrer Bürde befreit zu werden.

Die dritte Stunde ist gekommen. Christi Blicke wandern den Horizont entlang; er sieht nach Bethlehem, seiner Geburtsstadt, nach der Straße gen Ägypten, wohin er als Kind geschafft wurde, nach Nazareth und dem Galiläischen Meer und auf die heilige Stadt der Juden, in der sich der Tempel des Herodes in seiner goldenen Pracht erhebt.

Unterdes ward das Kreuz aufgerichtet. Zwei Leitern werden angelegt, die Soldaten ziehen ihn hinauf und binden ihn mit Stricken an den Stamm und den Querbalken fest. Dann nehmen sie grobe Nägel und treiben sie mit kräftigen Hammerschlägen durch seine Hände und Füße hindurch in das Holz hinein. Von den Hügeln Judäas und vom Ölberg hallen die Schläge wider. Der Gemarterte aber flüstert: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Die Hohenpriester aber spotten und sprechen: „Er hat andern geholfen, er helfe sich selber“; sie weisen auf die Inschrift: „Jesus aus Nazareth, der König der Juden“, die Pilatus über seinem Haupte hat anbringen lassen, und rufen ihm höhnisch zu: „Ist er Israels König, so steige er vom Kreuze herab, und wir wollen ihm glauben.“ Die Umstehenden, Soldaten und Volk, stimmen ein in den Ruf: „Bist du Gottes Sohn, so steige vom Kreuz herab.“

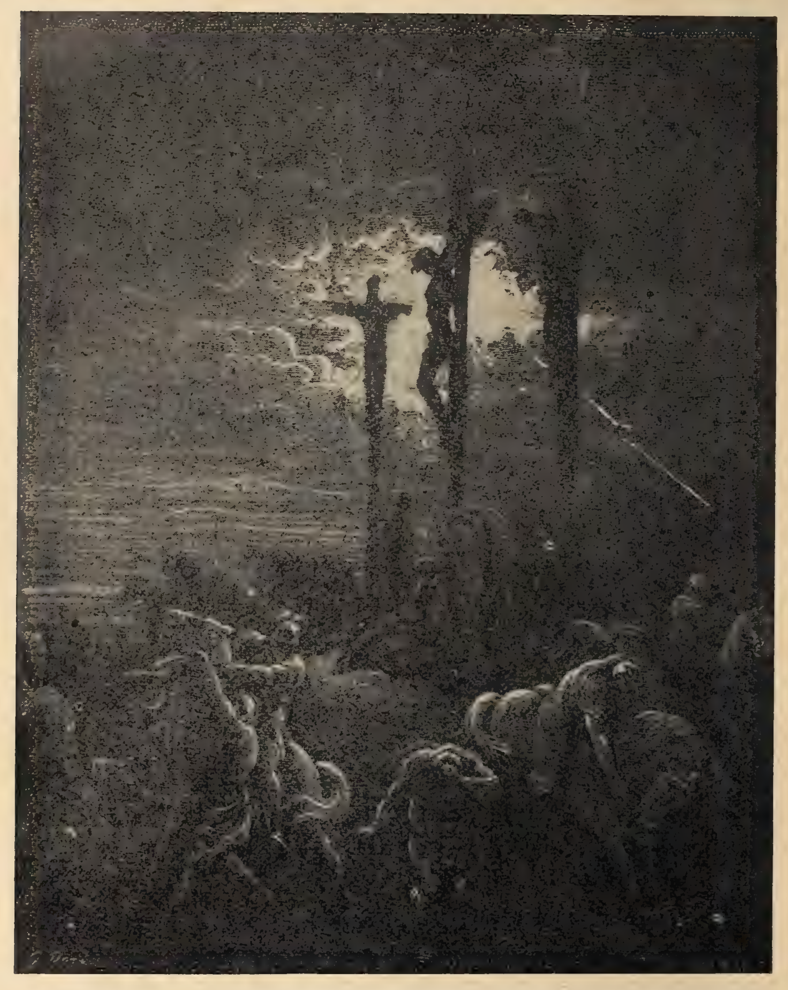
Jesus richtet nur Worte des Trostes an den Jünger, den er liebt, und an seine Mutter. Er spricht auch zu den beiden Missetätern, die man neben ihm gleichzeitig gekreuzigt hat. Der eine beteiligt sich trotz des eigenen Schmerzes noch an der allgemeinen Verhöhnung. Der andere aber sagt: „Uns geschieht recht, denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind. Dieser aber hat nichts Böses getan.“



Phot.: Larsson.

Armenische Mönche in Jerusalem.

In der sechsten Stunde verbreitet sich Finsternis über das ganze Land. Die Sonne verbirgt sich hinter undurchdringlichen Wolken. Mit lauter Stimme ruft der Gekreuzigte: „Mein Gott, mein Gott, warum



„Die Finsternis“ von Gustave Doré.

hast du mich verlassen?“ Und schließlich sinkt sein Haupt, und seine letzten Worte sind: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Da fährt ein Sturmwind durch die Kronen der Ölbäume. Der Vorhang im Tempel zerreißt, die Erde erbebt, und die Felsen spalten sich.

Die Mörderschar ergreift wilder Schrecken, und sie flüchtet zurück in das Dunkel der Straßen Jerusalems. In nächtlicher Stille liegt Golgatha.

Siebenunddreißig Jahre später erwuchs um die unglückliche Stadt herum ein Wald von Kreuzen, erklangen rasende Schmerzensschreie und Todesröcheln von zahllosen jüdischen Gefangenen, die den Martern der römischen Kriegsknechte erlagen, und der Engel der Rache rief: „Sein Blut komme über euch und eure Kinder!"



Phot.: Larsson.

Eingang zum Heiligen Grab.

Auf der Stelle, wo Christi Grab lag, errichtete Kaiser Konstantin der Große zwischen 327 und 336 zwei Kirchen, von denen die östlich des Heiligtums gelegene russische Herberge noch Reste enthält. Beide Kirchen wurden im Jahre 614 von König Khosroes II. von Persien zerstört, 616–626 aber vom Abt Modestus, wenn auch in kleinerem Maßstab, wieder aufgebaut. 637 ging der arabische Eroberungssturm über das Land. Aber der Kalif Omar ibn al-Chattab verfuhr schonend gegen die Christen und ihre Heiligtümer.

Die Kreuzfahrer, die 1099 das Heilige Land eroberten, erbauten zu Anfang des 12. Jahrhunderts über dem Grab des Erlösers herrliche Kirchen, und wenn auch die wilden Horden der Chorasmier im Jahre 1224 vieles zerstörten, so hat doch die Anlage dieses unentwirrbaren architektonischen Labyrinthes im einzelnen wie im ganzen noch heute ungefähr denselben Charakter wie 1187, als die Kreuzfahrer vertrieben

wurden. Der ganze Gebäudeblock, der sich über Christi Grab erhebt, zerfällt in zwei Hauptkirchen, den Rundbau des Heiligen Grabes unter der Kuppel und östlich davon die griechische Kathedrale mit Mittelschiff, Seitenschiff und Ambulatorium. Durch und um sie schlingt sich eine endlose Girlande von Kapellen, Krypten und kleinen Hallen. Der 1719 errichtete Teil wurde 1808 fast bis auf den Grund vom Feuer zerstört. Einige Jahre später wurde er wieder hergestellt, und Griechen und Armenier nahmen ihn in Besitz. Die Kuppel über der Rotunde der Grabeskirche stammt aus dem Jahre 868.

Die Fassade nach dem Vorhofe zu ist meines Erachtens das Schönste von allem. Ihre vornehme Architektur stammt noch aus der Kreuzfahrerzeit. Die Westseite hat einen viereckigen Glockenturm, und über der nach Süden gerichteten Hauptfassade erheben sich zwei Türme mit reich verzierten Spitzbogen auf Marmorsäulen mit byzantinischen Kapitellen. Die Breitseite über dem Osttor ist mit Steinskulpturen aus Christi Leben geschmückt. Ein Stück davon fehlt, es befindet sich im Louvre zu Paris und stellt Jesu Einzug in Jerusalem dar.

Links im Vorhof sitzen auf weichen Kissen die Türhüter; ihr Amt ist erblicher Besitz einer mohammedanischen Familie. Händler verkaufen Brot und Andenken. An hohen Kirchenfesten drängen sich in diesem Vorhof die Gläubigen, um eine Flamme des heiligen Feuers aufzufangen. Auch die Zeremonie der Fußwaschung findet hier statt.

Vor dem Eingang ruht, im Licht prächtiger Lampen, der rotgelbe Marmorstein, auf dem der Sage nach Joseph von Arimathia und Nikodemus den Leichnam Christi in Leintücher hüllten. Östlich vom „Stein der Salbung" ist der Eingang zu einer Kapelle, die ehemals den Grabstein Gottfrieds von Bouillon barg. Der Stein ist jetzt verschwunden, man kennt nur noch seine Inschrift: „Hic jacet inclytus Dux Godefridus de Bulion Qui totam istam terram Acquisivit Cultui christiano: Cujus Anima regnet cum Christo. Amen." Gottfried nannte sich nur Fürst, da er nicht den Titel eines Königs führen wollte in der Stadt, in der Christus die Dornenkrone getragen hatte.

Zwischen zwei mächtigen viereckigen Pfeilern treten wir nun aus dem Vorhof in die runde Grabeskirche ein. Ihre Kuppel tragen achtzehn Säulen, jede geschmückt mit einem Gemälde aus dem Leben des

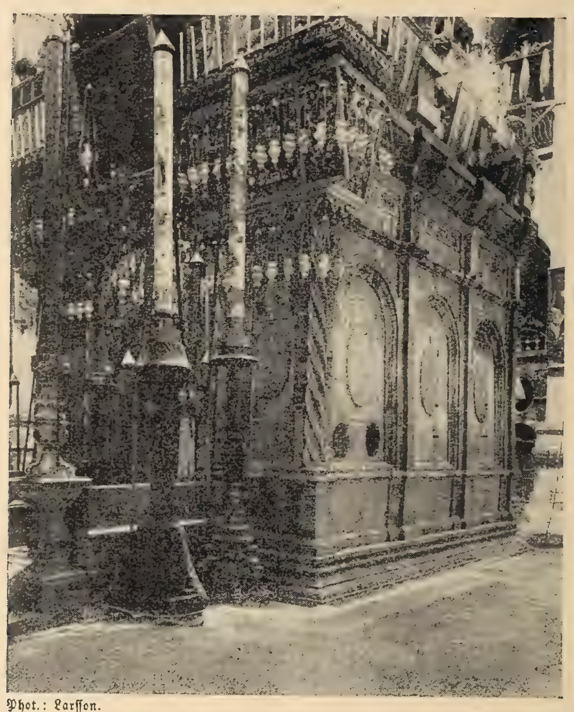


Phot.: Larsson.

Das Fest des heiligen Feuers.

Heilands, davor eine Lampe. Zwischen den Säulen links sind die Eingänge zu mehreren kleinen Kapellen, in deren einer Nikodemus und Joseph von Arimathia begraben sein sollen.

Inmitten des Rundbaus befindet sich das Heilige Grab, eine freistehende Kapelle aus rosagefärbtem Kalkstein mit Marmorbelag. Den Ostgiebel schmücken Gemälde in vergoldeten Rahmen und goldene Lampen. Zwischen vier riesenhohen Kandelabern hindurch betreten wir zunächst die kleine Engelkapelle; hier wird ein Bruchstück des Steins aufbewahrt, der vor die Tür des Heiligen Grabes gerollt wurde und auf dem die trauernden Frauen am Morgen des Auferstehungstages den Engel sitzend fanden.



Phot.: Larsson.
Die Kapelle des Heiligen Grabes von außen.

Die Grabkammer selbst ist etwas mehr als zwei Meter lang und kaum zwei Meter breit, also eng wie eine Schiffskabine; ein Marmorsofa an der nördlichen Langseite nimmt fast die Hälfte des Raumes ein. Die Oberfläche des Marmors ist glatt wie Eis von den Küssen der Millionen frommer Pilger. Man sagte mir, sie bedecke und schütze das darunter befindliche eigentliche Steinlager, worauf Christi Leichnam gebettet wurde. An den Wänden hängen goldstrotzende Bilder und ein Relief in weißem Marmor, das die Auferstehung Christi darstellt; auf einem Wandbord stehen Leuchter und Gefäße mit Blumen, und von der Decke hängen dreiundvierzig

brennende Öllampen herab; je dreizehn davon gehören den Griechen, den römischen Katholiken und den Armeniern, die übrigen vier den Kopten. An einem Altar längs der hinteren Schmalwand der Grabkammer wird täglich die Messe gelesen. Bei meinem Besuch waltete gerade ein armenischer Priester dieses Amtes. Außer ihm und mir befand sich niemand in diesem Raum, vor dessen Eingang sonst die Pilgerscharen tagelang auf den Augenblick warten, da sie in inbrünstigem Gebet an der Marmorplatte niederknien können.

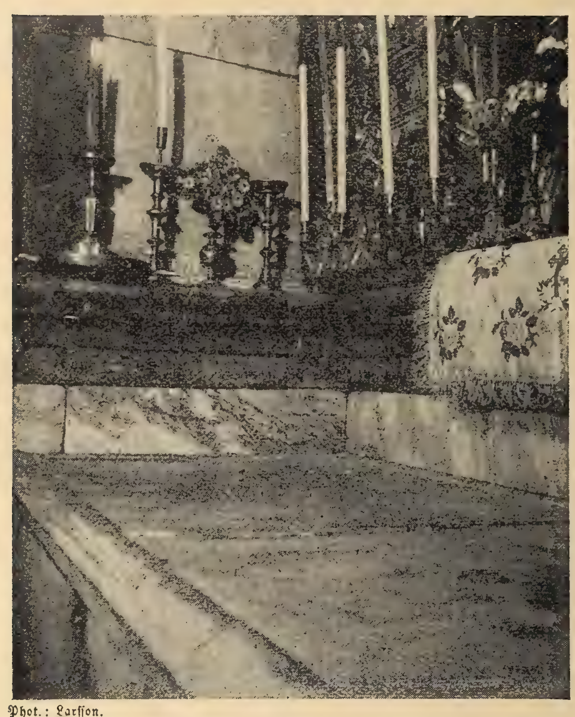


Phot.: Larsson.
Der Stein der Engel am Eingang zum Heiligen Grab.

Durch die zwei ovalen Fenster der Grabkapelle flammt am Osterabend das heilige Feuer heraus, das unmittelbar vom Himmel kommen soll. Das Wunder geschieht auf Fürbitte des Titularbischofs von Petra, der die Zeremonie leitet. Dann ist die Kirche gepreßt voll von Andächtigen, die keine Unbequemlichkeit scheuen und die Nacht hier durchwachen, um unter den ersten zu sein, die ihre Wachskerzen an dem heiligen Feuer entzünden und das brennende Licht mit nach Hause nehmen als ein Symbol der Freude, die Christi Auferstehung über die trauernde Kirche verbreitete.

Östlich von der Kapelle des Heiligen Grabes tritt man unter dem Kaiserbogen hindurch in die griechische Kathedrale, deren Mittelschiff von goldnem Zierat gleißt und blitzt, von biblischen Gemälden in vergoldeten

Rahmen, von goldnen Lampen und von dem überladenen Goldprunk des Ikonostas am Altar. Auf dem Mosaiksteinboden steht eine Art Taufbecken, das den Mittelpunkt der Welt bezeichnen soll: vor 2000 Jahren war Jerusalem in der Tat das Herz der bekannten Welt, zwischen Rom im Westen, Babylon im Osten, Assyrien im Norden, Griechenland, Tyrus und Sidon im Nordwesten, Ägypten im Südwesten.



Phot.: Larsson.
Das Heilige Grab. Vierzehnte Station der Via dolorosa.

Die nüchterne Einfachheit des nördlichen Seitenschiffs macht einen viel gewaltigeren Eindruck als die unruhige Pracht des Hauptschiffs. Tiefe Dämmerung herrscht zwischen den altertümlichen Säulen, Gewölbebogen und Mauern. Von Osten fällt das Tageslicht unmittelbar herein wie aus der Mündung eines Tunnels; im Westen sickert es zwischen den Pfeilern der Grabrotunde gedämpft hindurch. Aus einer Kapelle klingen lateinische Meßgesänge herüber und wecken ein mattes und mystisches Echo zwischen den Säulen.

Auch die drei Kapellen des Ambulatoriums liegen fast im Dunkeln; die zahlenden Pilger fehlen, daher spart man das Licht; nur vereinzelte Wachslichte brennen in den Kandelabern. Eine der drei Kapellen ist dem römischen Soldaten Longinus geweiht, der seine Lanze in Christi Seite stach, aber später Christ wurde, wie eine Überlieferung aus dem 5. Jahrhundert berichtet.

Nördlich von der Kathedrale sind überall Kapellen an den Orten, wo der Auferstandene sich der Maria Magdalena und seiner Mutter zeigte. Ein kleiner Raum im Westen ist die Sakristei der römischen Katholiken; hier werden Kreuz, Schwert und Sporen Gottfrieds von Bouillon aufbewahrt. Man zeigt auch die Gefängniszelle, in der Jesus und die beiden Missetäter vor der Kreuzigung gefangen saßen.

Östlich von der Kathedrale führt eine Treppe in eine große Krypta hinunter, die Kapelle der Kaiserin Helena; sie gehört den Armeniern und soll den Platz einnehmen, auf dem die Basilika Konstantins stand. Diese Kapelle ist das stimmungsvollste Heiligtum in diesem ganzen Gebäudegewirr. Hier ist es so still und feierlich, daß man kaum zu flüstern wagt. Das von oben hereindringende spärliche Tageslicht kämpft vergebens mit der Dämmerung. Vier mächtige alte Säulen, die der Sage nach von Zeit zu Zeit Tränen vergießen, tragen die Wölbung. Einzelne Teile der Wände sind fester Fels, was auf eine ehemalige Zisterne hindeutet. Eine Treppe führt zu einer noch kleineren Krypta hinab, in der Helena das Kreuz Christi gefunden haben soll. Ein Bronzestandbild stellt sie dar, wie sie das Kreuz in ihren Armen hält.



Phot.: Larsson.
Alter Säulengang in der Heiligen Grabkirche.

Südlich von der griechischen Kathedrale führt eine Treppe nach Golgatha hinauf. Die brennenden Lampen in der ersten Kapelle

bezeichnen die zwölfte Station der Via dolorosa. Eine Marmorplatte, darin ein Loch mit silberbeschlagenem Rand: hier wurde das Kreuz des Heilandes errichtet; in den Vertiefungen zu beiden Seiten standen die Kreuze der Missetäter. Durch einen noch sichtbaren Spalt, der entstand, als die Erde erzitterte und der Fels zersprang, tropfte nach der frommen Legende etwas vom Blut des Erlösers in die unter Golgatha gelegene Kammer, in der Adam begraben lag. Das heilige Blut traf seinen Kopf und erweckte ihn vom Tode.

Auch diese heilige Stelle der Kreuzigung ist mit Heiligenbildern, Gemälden, Kandelabern und Lampen überladen. Alles glänzt von goldner Pracht. Rechts ist ein in Wachs geformtes oder vielleicht in Holz geschnittenes farbiges Relief der Maria in etwa zwei Drittel natürlicher Größe. Der Ausdruck des Gesichts ist tiefster Schmerz; der Glanz der Augen täuscht Leben vor. Aber mehr als Gesicht und Hände sieht man nicht; denn das übrige verschwindet unter Goldketten und Edelsteinschmuck der Gaben frommer Pilger. Die Stirn überblitzt ein Diadem. Wachslichte brannten davor mit rotgelben Flammen, und einige syrische Christen küßten unter zahlreichen Verbeugungen und Kreuzzeichen den schrankartigen Rahmen des Heiligtums.

Derselbe Raum umschließt die zehnte und elfte Station der Via dolorosa: die Stellen, wo Christus ans Kreuz genagelt wurde, und wo die Kriegsknechte seine Kleider unter sich verteilten. Die dreizehnte liegt zwischen den beiden zuletzt genannten Kapellen; dort ist der Stabat-Altar, wo Maria den vom Kreuz herabgenommenen Leichnam Christi in Empfang nahm.

Die Kirche des Heiligen Grabes ist oft genug geschildert worden, ich will deshalb auf die Einzelheiten nicht näher eingehen. Auch muß ich gestehen, daß ich bald genug hatte von dem Besuch an diesem vornehmsten Ort der Christenheit, dem Ziel so heißer Sehnsucht, so vieler müden Schritte und brennenden Bitten, Tränen und Seufzer. Der Ort, der auf Erden der heiligste, der erhabenste, der am ehrfürchtigsten gehütete sein sollte, den man voll Andacht stumm, höchstens flüsternd, betritt — diesen Ort haben die Priester der einander feindlich gesinnten Religionsgemeinschaften in eine Räuberhöhle verwandelt, in der man sich mit kleinlichstem, unversöhnlichstem Neid um eingebildete Vorteile und

angemaßte Rechte streitet. Um Schlägereien vorzubeugen, müssen türkische Soldaten diese wunderliche Christenheit bewachen! Wer gedenkt hier noch der Worte der Bergpredigt: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heißen"? Die strotzende Pracht ringsum ist nur ein Markt der Eitelkeiten! Überall hier ist der Tisch des reichen Mannes gedeckt, während der Arme vor der Tür liegt und nach den Brosamen greift, die von seinem Tische fallen. „Der Arme starb und ward von den Engeln in Abrahams Schoß gebracht, und auch der Reiche starb und wurde begraben", aber er wurde im Feuer der Hölle gepeinigt. Wenn ein Ort der Erde von vergänglichem Flitter verschont bleiben sollte, so Christi Grab. Aber selbst hier rast der Tanz um das goldne Kalb!

„Es war aber an der Stätte, da er gekreuzigt ward, ein Garten und im Garten ein neues Grab, in welches niemand je gelegt war. Dahin legten sie Jesus um des Rüsttags willen der Juden, dieweil das Grab nahe war."

Nichts beweist, daß dieser Platz nicht der richtige ist und daß der Garten des Joseph von Arimathia nicht an derselben Stelle lag, wo die Grabeskirche jetzt ihre Kuppeln wölbt. Aber reinigt den Platz, laßt den nackten Felsgrund zutage treten und laßt die Pilger ihre Wallfahrt kostenlos vollbringen. Anspruchslose Armut ist das würdigste Andenken an den Sohn des Zimmermanns!


Phot.: Larsson.

Das Damaskustor in Jerusalem.

Neunzehntes Kapitel.

Pilatus.

Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus, dem wir die Schilderung der Zerstörung Jerusalems verdanken, ist nur vier Jahre nach dem Kreuzestode Christi in der heiligen Stadt geboren. In seinen „Jüdischen Altertümern“ (Buch XVIII, Kap. 3) erwähnt er den Namen Jesus nur flüchtig; ausführlicher aber den des Pilatus. Er versichert, Pilatus habe als Prokurator von Judäa seine Truppen von Cäsarea nach Jerusalem verlegt, um während seines dortigen Winteraufenthaltes die jüdischen Gesetze abzuschaffen. Seinen Einzug in die Stadt hielt er unter dem mit dem Bildnis des Cäsar versehenen Feldzeichen. Schon dies war ein Schlag ins Gesicht der Israeliten, denn ihr Gesetz verbot jede Darstellung von Bildnissen. Frühere Prokuratoren hatten auf diese

Eigenheit des jüdischen Gesetzes Rücksicht genommen und in Jerusalem nur solche Feldzeichen gebraucht, die kein Bild des Kaisers trugen. Pilatus war der erste, der mit dieser Gewohnheit brach. Doch wollte auch er die Vorurteile schonen und nicht mutwillig eine Empörung herausfordern. Deshalb ließ er die Cäsarenbilder ohne Wissen des Volks nachts in die Stadt schaffen. Das Geschehene ließ sich aber nicht verbergen. Sobald es bekannt wurde, eilten die Juden in Scharen nach Cäsarea und drangen in Pilatus, er möge die Bilder wieder fortschaffen. Natürlich vergeblich, denn diese Nachgiebigkeit wäre jetzt eine Beleidigung der kaiserlichen Majestät gewesen. Sechs Tage lang bestanden die Juden hartnäckig auf ihrer Forderung. Schließlich wurde Pilatus der Bitten überdrüssig, und er gedachte dem Unfug ein schnelles Ende zu machen. Als er sich am nächsten Tag zu seinem Richterstuhl begab, der auf einem offenen Platz der Stadt aufgestellt war, hatte er seine Truppen insgeheim in Bereitschaft, und als die Juden wiederum ihre Forderung vortrugen, ließ er sie plötzlich umzingeln und drohte ihnen mit sofortigem Tode, falls sie ihn noch weiter belästigten und nicht nach Hause gingen. Die Juden aber warfen sich zu Boden, entblößten ihre Hälse und beteuerten, sie wollten sich lieber töten lassen, als die Verletzung ihrer Gesetze dulden. Diese Standhaftigkeit rührte den Prokurator, und er soll sofort befohlen haben, die Kaiserbilder wieder von Jerusalem nach Cäsarea zu schaffen. Dieser Wankelmut kennzeichnet seinen Charakter. Vor allem erklärt dieser Vorfall, wieso die Hohenpriester eine solche Macht über Pilatus ausüben konnten, und warum er vor ihrer Drohung erschrak: „Du bist kein Freund des Kaisers.“ Durch seine Schwäche war der Prokurator Roms schon in den Händen der Juden.

Das widerspenstige Wesen der Juden wurde jedoch zuweilen auch für Pilatus zu arg. Als er „für das heilige Geld“ (Korban, vgl. Markus 7, 11) einen vier Meilen langen Aquädukt nach Jerusalem zu bauen begann, nahmen die Juden auch daran Ärgernis; sie versammelten sich zu Zehntausenden und verlangten laut die Einstellung des Unternehmens. Einige von ihnen fluchten und beschimpften den Prokurator, „wie Haufen solchen Volks gewöhnlich zu tun pflegen“. Er ließ die Aufrührer von einer großen, anscheinend unbewaffneten Truppenschar

umzingeln und befahl ihnen auseinanderzugehen. Sie aber antworteten ihm mit heftigen Vorwürfen. Da gab er seinen Leuten ein vereinbartes Zeichen. Die Soldaten zogen nun ihre Dolche, die sie unter den Kleidern verborgen hatten, und warfen sich mit größerem Nachdruck auf die Juden, als Pilatus wünschte; sie töteten sowohl Aufrührer wie Un-



Sale Sassun,
53jähriger Jude aus Bagdad, in Jerusalem wohnhaft.

schuldige, und es gab viele Tote und Verwundete, bis der Aufruhr unterdrückt war. Darauf heißt es bei Josephus: „Nun lebte zu dieser Zeit Jesus, ein weiser Mann, wenn es erlaubt ist, ihn einen Mann zu nennen; denn er vollbrachte Wunder und war ein Lehrer für solche Menschen, die die Wahrheit mit Freude empfangen. Er gewann viele der Juden und Heiden für sich. Er war Christus; und als Pilatus auf den Rat der Vornehmsten von uns ihn zum Kreuze verurteilt hatte, blieben ihm seine Anhänger dennoch treu. Denn er erschien ihnen wieder



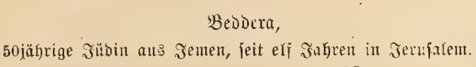
Die Davidstraße zu Jerusalem. Ansicht nach Westen.



Die Davidstraße zu Jerusalem. Ansicht nach Osten.

lebend am dritten Tage, wie die göttlichen Propheten dies und tausend andere wunderbare Dinge von ihm vorausgesagt hatten; und die Schar der Christianer, wie sie nach ihm heißen, ist bis auf den heutigen Tag nicht ausgetilgt."

In einer Anmerkung zu seiner Ausgabe des Josephus sagt Professor W. Whiston: Die Juden, die Pilatus wegen ihres Aufruhrs gegen seinen Kanalbau töten ließ, könnten sehr wohl dieselben Galiläer gewesen sein, von denen es bei Lukas (Kap. 13, Vers 1—3) heißt: „Es waren aber zu der Zeit etliche dabei, die verkündigten ihm von den Galiläern, deren Blut Pilatus mit ihrem Opfer vermischt hatte. Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: ‚Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage: Nein; sondern, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen'." An den großen Festen, bei



Beddera,
50jährige Jüdin aus Jemen, seit elf Jahren in Jerusalem.

denen Massen von Opfertieren geschlachtet wurden, nahmen besonders die Galiläer eifrig teil. Die Feindschaft zwischen dem Prokurator und dem Tetrarchen Herodes rührte daher, daß sich der Prokurator in die Rechtsprechung des Tetrarchen eingemischt hatte, indem er einige seiner galiläischen Untertanen töten ließ. Deshalb fragte Pilatus, als er Galiläa erwähnen hörte, ob Jesus Galiläer sei. „Und als er hörte, daß er aus dem Lande war, das Herodes unterstand, schickte er ihn zu Herodes, der in diesen Tagen auch selber in Jerusalem war.“ Damit gestand Pilatus sein früheres Amtsversehen ein und hoffte damit die Freundschaft des Herodes wiederzugewinnen, was ja nach der Bibel auch gelang.

Im nächsten Kapitel erzählt Josephus von einem Tumult bei den Samaritern. Ein Volksverführer versicherte diesen, er kenne den Platz auf dem heiligen Berg Garizim, wo Moses die heiligen Gefäße niedergelegt habe. Daraufhin versammelten sich die Samariter in großen Scharen in dem Dorf Tirathaba, um den Berg zu besteigen. Pilatus aber kam ihnen zuvor, indem er sie durch eine große Abteilung Reiter und Fußvolk im Dorfe überfallen ließ. Einige wurden getötet, andere gefangengenommen, und die meisten auf Befehl des Pilatus hingerichtet.

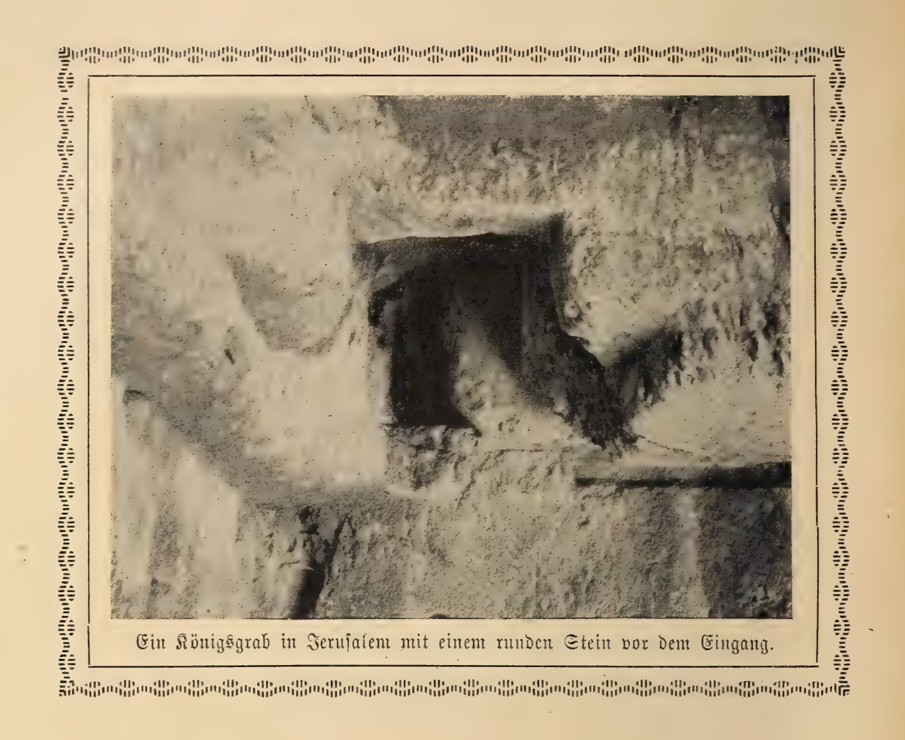
„Als aber dieser Aufruhr erstickt war, schickte der samaritische Senat eine Gesandtschaft an Vitellius, einen Mann, der Konsul gewesen und jetzt Präsident von Syrien war, und klagte den Pilatus des Mordes an denen an, die getötet worden waren. Denn sie waren durchaus nicht nach Tirathaba gegangen, um sich wider die Römer aufzulehnen, sondern nur, um der Gewalttätigkeit des Pilatus zu entgehen. Deshalb schickte Vitellius den Marcellus, einen seiner Freunde, um sich der Juden anzunehmen, und dem Pilatus befahl er, nach Rom zu reisen, um sich vor dem Kaiser wegen der Klage der Juden zu rechtfertigen. So eilte Pilatus, nachdem er zehn Jahre in Judäa verbracht hatte, nach Rom, und zwar auf Befehl des Vitellius, dem er sich nicht zu widersetzen wagte. Bevor er aber Rom erreichte, war Tiberius gestorben.“

Dies sind die einzigen Episoden aus der zehnjährigen Laufbahn des Pilatus, die Josephus der Nachwelt überliefert hat. Er wiederholt sie in etwas anderm Wortlaut in seiner „Geschichte des jüdischen Krieges“. Zu seiner Kenntnis war nur gekommen, wie der Prokurator die Juden

wegen ihres Einspruchs gegen die Cäsarenbilder behandelt hatte; ferner der Verbrauch des Opfergeldes für weltliche Zwecke, das Auftreten Jesus' von Nazareth, sowie die Behandlung der Samariter bei ihrem vermeintlichen Aufruhr auf dem Berge Garizim. Er kennt die Partei der Christianer ebenso wie sein römischer Zeitgenosse Tacitus, der in seinen Annalen (XV, 44) erzählt: „Der Urheber dieses Namens ist Christus, der unter der Regierung des Tiberius vom Landpfleger Pontius Pilatus zum Tode verurteilt wurde."

Bei all ihrer Einfachheit ist die Schilderung des Josephus doch geeignet, einiges Licht auf den Charakter des Pilatus zu werfen; vorausgesetzt, daß man sich auf die Glaubwürdigkeit des Josephus verlassen kann. Denn er war selbst Jude, und seine Schriften zeigen deutlich das Bestreben, sein eigenes Volk im vorteilhaftesten und dessen Gegner im ungünstigsten Lichte erscheinen zu lassen. Nach seiner Darstellung suchte Pilatus in übermütiger Herrschsucht eine Gelegenheit, die religiösen Gefühle der Juden und ihre Gesetzestreue zu verletzen. Glaubt man dem jüdischen Geschichtschreiber dies, so liegt der Schluß nahe, daß Pilatus sich nur deshalb bemühte, Jesus zu retten, um die Juden abermals zu reizen und ihrem Starrsinn seine eigne Macht entgegenzusetzen. Aber diesmal triumphierten sie über ihn, und er mußte nachgeben.

Der Bericht der Bibel erscheint mir jedoch glaubwürdiger. Danach tat Pilatus in ehrlichster Absicht sein möglichstes, um den Angeklagten zu befreien; darin bestärkte ihn die Erkenntnis, daß der Hauptgrund, der die Hohenpriester seine Auslieferung fordern ließ, nichts anderes als lumpiger Neid war. Und als er schließlich sah, daß er nichts über die Juden vermochte, wusch er vor allem Volk seine Hände und erklärte seine Unschuld an dem Blut des Gerechten.



Ein Königsgrab in Jerusalem mit einem runden Stein vor dem Eingang.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Zerstörung Jerusalems.

Kaum ein Menschenalter nach Christi Tod am Kreuze erhoben sich die Juden gegen die römische Herrschaft. Im Jahre 67 kam Vespasian nach Syrien, um den Aufruhr zu ersticken; sein sechsundzwanzigjähriger Sohn Titus, der am Hofe Neros erzogen war, begleitete ihn. Galiläa wurde damals von einem Juden verwaltet mit Namen Flavius Josephus, dem vorhin erwähnten Geschichtschreiber. Er war im Jahre 37 in Jerusalem geboren, gehörte dem Priesterstand an und hielt sich zur Sekte der Pharisäer. Anderthalb Monate lang verteidigte er die Festung Jotapata gegen die römischen Heerführer. Als er sich schließlich nicht mehr halten konnte, begab er sich in das Lager des Vespasian und gewann dessen Gunst durch die Prophezeiung seiner baldigen Kaiserwürde. Auch hoffte wohl Vespasian, daß der kluge Jude



Phot.: Larsson.

Ein alter Jude in Jerusalem.

ihm von Nutzen sein könne, und tatsächlich diente ihm Josephus nachher mehrfach als Unterhändler.

Als Vespasian zwei Jahre später nach Rom zurückkehrte, um den Kaiserthron zu besteigen, blieb sein Sohn Titus zurück und beendete den Feldzug durch die Eroberung Jerusalems im September des Jahres 70. Er verfügte über eine Truppenmacht von nur 30—40000 Mann. Schon im April begann er die Stadt einzuschließen. Der eigentliche Angriff richtete sich natürlich gegen die durch das Gelände nicht geschützte Nordfront. Flavius Josephus war dabei, und in seiner „Geschichte des jüdischen Krieges gegen die Römer" hat er der Nachwelt eine ergreifende Schilderung des nun folgenden Halbjahrs hinterlassen.

Nachdem die bei Emmaus stehende römische Legion sich mit der Hauptmacht vereinigt hatte, begab sich Titus nach dem Skopusberg, von dem aus man einen klaren Überblick über die Stadt und den großen Tempel hatte. Hier ließ er ein befestigtes Lager für zwei Legionen anlegen, die zusammen vorgehen sollten. Die fünfte Legion verschanzte sich in einem andern Lager hinter dem ersten. Die zehnte Legion, die von Jericho kam, besetzte den Ölberg.

Josephus beschreibt nun die Stadt und ihre Anlage. Wo das Gelände nicht von Natur die Verteidigungswerke sturmfest machte, waren die Mauern dreifach. Er schildert auch den Tempel und seine Pracht, besonders aber die furchtbare Zwietracht und die Parteikämpfe rücksichtsloser Hetzer und tyrannischer Volksführer, die damals ihr Spiel ebenso gewissenlos trieben wie heute nach bald 2000 Jahren! Unter ihnen traten Simon und Johannes am meisten hervor. Der erste hatte 10000 waffenfähige Aufrührer mit 50 Offizieren unter sich, dazu noch 5000 Idumäer mit 10 Offizieren. Johannes verfügte über 6000 bewaffnete Männer unter 20 Offizieren. Zu ihm hielten auch 2400 Zeloten, die von Eleasar und Simon, dem Sohn des Aris, befehligt wurden.

Während diese Führer sich bekämpften, war das Volk auf beiden Seiten ihre Beute, und der Teil des Volkes, der ihre Gewalttaten nicht billigte, wurde von beiden Parteien geplündert. Simon hatte die obere Stadt inne, die große Mauer bis zum Kidron, und die alte Mauer von Siloa ostwärts bis zu einem Palast, der dem Monobazus gehörte, dem



Saade, 20jährige Jüdin aus Jemen, seit acht Jahren in Jerusalem.

Könige von Adiabene jenseits des Euphrat. Er beherrschte auch den Teich und Akra, den niederen Teil der Stadt; ferner alles bis zum Palast der Königin Helena, der Mutter des Monobazus. Johannes aber hatte den Tempel besetzt und die angrenzenden Teile, ein weites Gebiet, ferner Ophel und das Kidrontal. Und nachdem die zwischen ihren Bereichen gelegenen Stadtteile niedergebrannt worden waren, entstand ein Gebiet, auf dem sie einander bekämpfen konnten. Denn diese inneren Streitigkeiten hörten nicht einmal dann auf, als die Römer ihr Lager unmittelbar an die Stadtmauern heranschoben. Der Bürgerkrieg wütete fort, und ihr größtes Unglück erlebte die Stadt, bevor sie eingenommen wurde. Nicht erst die Römer brauchten sie zu vernichten, das besorgte schon der Aufruhr im Innern; die Hauptarbeit der Römer war, diesen Aufruhr zu ersticken; die Zerstörung der Mauern war dagegen ein Kinderspiel. „Deshalb", sagt Josephus, „müssen wir gerechterweise unser Unglück unserm eigenen Volk zuschreiben."

Wenige Einsichtige sahen, wohin das führen mußte. Ein Ausfall gegen die zehnte Legion glückte zwar, da die römischen Soldaten bei ihrer Schanzarbeit die Waffen abgelegt hatten. Nach einem hin- und herwogenden Kampfe wurde die Legion gezwungen, zurückzugehen. Titus aber sah die Gefahr. Rasch führte er neue Kohorten zu einem umfassenden Angriff heran, und unter großen Verlusten mußten die Juden sich fluchtartig zurückziehen. Die Wachen auf den Mauern Zions aber glaubten, Titus weiche zurück, und sandten neue Truppen vor. Die Römer, die ebenfalls in ziemlicher Auflösung waren, hatten Mühe, sich zu sammeln, und Titus selbst wäre beinahe gefallen. Nochmals gab die zehnte Legion ihre Stellungen auf, aber nur, um dem Feldheer Gelegenheit zu geben, die sorglos vordrängenden Haufen der Juden vernichtend zu umfassen.

Der von Titus selbst geführte Gegenangriff warf die Israeliten Hals über Kopf in das Kidrontal hinab. Die zweite mittlere Mauer wurde genommen und die ganze Nordmauer sofort niedergerissen. Da die Juden sich immer noch nicht ergeben wollten, schickte Titus den Josephus an die dritte Mauer, um mit den Eingeschlossenen zu verhandeln. Josephus riet seinen Landsleuten eindringlich, Vernunft anzunehmen, um Stadt, Tempel und sich selbst zu retten; die Römer sicherten

ihnen bei freiwilliger Übergabe alle Schonung zu; längerer Widerstand sei unnütz, da nur noch die dritte, schwächste Mauer übrig sei; auch wenn diese widerstehen könnte, würde der Hunger sie schließlich zur Übergabe zwingen. Josephus erinnerte seine Stammesgenossen daran, wie oft Gott selbst schließlich ihre Feinde vernichtet habe, denen sie mit dem Schwert nicht gewachsen gewesen seien: „Als Sanherib, der König von Assyrien, mit ganz Asien hierherzog und diese Stadt mit seinem Heere einschloß, fiel er da von Menschenhänden? Waren diese nicht im Gebet zu Gott erhoben, statt gegen die Waffen der Feinde, und hat nicht ein Engel Gottes deren ungeheure Streitmacht in einer Nacht vernichtet? Fand nicht der Assyrierkönig am nächsten Tag 185000 Leichen in seinem Lager, und floh er nicht mit den Trümmern seines Heeres vor den unbewaffneten Hebräern, die ihn nicht einmal verfolgten?" Auch Cyrus, der sie aus der siebzigjährigen Gefangenschaft in Babylon befreite, sei nur ein Werkzeug in der Hand Gottes gewesen. Und als König Zedekia der Warnungen des Jeremias nicht achtete, wurde er vom König zu Babel geschlagen und mußte als Gefangener die Zerstörung des Tempels mit ansehen.

Aber alles Zureden war vergeblich; Hohnworte und Speerwürfe waren die Antwort an den Unterhändler. Wenige Überläufer brachten sich bei den Römern in Sicherheit und erhielten die Freiheit. Um die übrigen abzuschrecken, ließen Simon und Johannes jedem Fluchtverdächtigen den Hals abschneiden.

Josephus gibt nun eine haarsträubende Schilderung des Grauens, das bald die unglückliche Stadt erfüllte. Der Hunger wütete furchtbar. Die Banden der Aufrührer durchsuchten alle Häuser; wer Getreide versteckt hatte, wurde getötet, aber auch der, bei dem man gar nichts fand, hatte sein Leben verwirkt, weil er seine Vorräte zu gut verborgen habe! Wer noch wohlgenährt aussah, mußte ebenfalls ans Messer, da er offenbar Lebensmittel gehamstert hatte, und durch unmenschliche Torturen wurden Geständnisse erpreßt. Nur wen das Elend ausgemergelt hatte, war vor dem Mordstahl sicher, um dem Hungertod zu verfallen. Nachts krochen die Armen bis zu den römischen Vorposten, um eßbare Kräuter zu suchen; wer heimkehrte, wurde dann von den Rädelsführern wieder ausgeplündert. Die übrigen fielen den römischen Kavalleriepatrouillen

in die Hände, die immer näher heranstreiften. Titus hatte nicht Leute genug zur Bewachung der Gefangenen; täglich wurden ihrer etwa 500 eingebracht, die zum warnenden Beispiel für die Verteidiger angesichts der Stadtmauer gekreuzigt wurden. Mit roher Lust waltete die römische Soldateska ihres Henkeramtes, „bis die Menge so groß wurde, daß der Platz für die Kreuze und die Kreuze für die Leiber fehlten“. Vor noch nicht vierzig Jahren hatten die Väter dieser selben Juden dem Menschensohn diese grauenvolle Qual bereitet; jetzt hingen ihrer Söhne verwesende Leichen an zahllosen Kreuzen vor Jerusalem und verbreiteten einen Pestgestank über die heilige Stadt Gottes. Der Überläufer wurden trotzdem immer mehr; man zog einen schnellen Tod am Kreuz der langen Qual des Hungertodes vor. Titus schickte eine Schar Gefangener mit abgehackten Händen nach Jerusalem zum Beweis dafür, daß nur Gefangene gemartert würden, während Überläufer frei ausgingen, und ließ die Anführer nochmals ermahnen, von ihrem Wahnsinn abzustehen. Alles vergeblich! Die beiden Rädelsführer verhöhnten seine Gesandten, schmähten ihn und seinen Vater, den Kaiser, und wollten nichts von Übergabe oder Verhandlungen wissen.

Nun richtete Titus seinen Angriff auch gegen die Süd- und Ostfront, und damit erlosch der letzte Hoffnungsfunke der Belagerten. Jetzt war es zu Ende mit der Verproviantierung außerhalb der Mauern. Ganze Familien starben Hungers. „Eine tiefe Stille, eine Art Todesnacht senkte sich auf die Stadt herab.“ Aber die Folterungen und Plünderungen im Innern gingen weiter. Auf den Straßen und in den Häusern lagen Haufen von Leichen; was nicht begraben werden konnte, warf man einfach über die Mauer ins Tal hinunter. Auf seinen Erkundungsritten sah Titus das Furchtbare; voll Ekel rang er die Hände und rief die Götter als Zeugen dafür an, daß ihn an dieser Untat keine Schuld treffe. Vergebens schleppten römische Soldaten Getreidesäcke an die Mauern heran, um die Belagerten umzustimmen. Vergebens bat sie Josephus immer aufs neue, sich zu ergeben. Die Anführer verhärteten sich nur in ihrem Widerstand; auf die eine oder andere Art war ihnen ja doch der Tod gewiß.

Um dem Schrecken ein Ende zu machen, verschärfte Titus die Belagerung aufs äußerste und nahm zuletzt die Stadt im Sturm. Der

Feldherr selbst drang an der Spitze einer Kolonne in den Tempelhof ein, dessen Reichtum und Pracht ihn in Erstaunen setzten. Titus wollte das Heiligtum retten, aber schon standen die Tore des Gotteshauses in Flammen, die Feuersbrunst ließ sich nicht mehr ersticken, „und so brannte der Tempel nieder gegen Titus' Willen". Josephus hebt den merkwürdigen Zufall hervor, daß der Tempel im selben Monat und am selben Tage von den Römern niedergebrannt wurde wie ehedem von den Babyloniern. Seit seiner Gründung durch Salomo bis zu seiner Zerstörung im zweiten Regierungsjahr des Vespasian waren 1130 Jahre, 7 Monate und 15 Tage verflossen, und seit seinem zweiten Wiederaufbau durch Haggai unter der Regierung des Cyrus 639 Jahre und 45 Tage.



Harun Hamdi, 8jähriger Judenjunge aus Jerusalem.

Während der Tempel brannte, überschwemmten die Soldaten die ganze

Stadt. Niemand wurde geschont, selbst Greise und Kinder nicht. Auf den Straßen strömte das Blut. Angstrufe, Todesschreie und Stöhnen mischten sich in die herzzerreißenden Klagen über den Untergang des Heiligtums. Wer mochte da noch leben! Durch die Trümmer der Tempelmauer floß das Gold in gelbroten Strömen. Magazine, Priestergewänder und heilige Gefäße von unschätzbarem Wert wurden vernichtet. Aus dem innern Tempelhof stürzten Haufen erschreckter Hebräer in den äußern hinaus, um Rettung zu suchen in den Labyrinthen der Stadt; die siegberauschten römischen Scharen metzelten sie nieder. 6000, die sich in einen verborgenen Raum des Tempels geflüchtet hatten, verbrannten bis auf den letzten Mann. Ein falscher Prophet, erzählt Josephus, sei die Ursache ihres Untergangs gewesen. „Er hatte am selben Tag in der Stadt verkündet, Gott befehle ihnen, in den Tempel hinaufzugehen, wo sie Wunderzeichen zu ihrer Befreiung erhalten würden. Die Tyrannen besoldeten eine große Anzahl falscher Propheten, um dem Volk einzureden, es dürfe seine Befreiung nur von Gott erwarten. Man wollte dadurch die Leute vom Desertieren abhalten und zum Ausharren zwingen. Wer in Not ist, gibt sich leicht solchen Vorspiegelungen hin. So ließ sich das unglückliche Volk von diesen Betrügern, die selbst Gott belogen, überreden und achtete nicht der auffallenden Zeichen und der warnenden Stimme Gottes, die den bevorstehenden Untergang verkündeten.“ Wie lauteten doch die dem Josephus noch unbekannten Warnungsworte des Heilands: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. — Sehet zu, lasset euch nicht verführen. Denn viele werden kommen in meinem Namen und sagen, ich sei es, und die Zeit ist herbeigekommen. Folget ihnen nicht nach.“

Die Feldzeichen der Römer sammelten sich nun bei dem brennenden Tempel, und die Soldaten jubelten Titus als ihrem Imperator zu. Jüdische Priester drängten sich an ihn heran und flehten um Gnade. Aber Titus antwortete, ihr Lebensberuf gebiete ihnen, zugleich mit dem heiligen Tempel unterzugehen. Damit wurden sie niedergemacht.

Jetzt endlich kamen Boten von Simon und Johannes, die um mündliche Unterhandlungen baten. Titus erwartete sie im äußeren Vorhof des Tempels. Die Anführer der Juden versammelten sich mit dem



Selem Harun Mansur, Jude aus Der Saïd bei Aden, 65jähriger Weber, seit achtzehn Jahren in Jerusalem.

Rest ihrer Mannschaft jenseits einer Brücke. Durch seinen Dolmetsch hielt Titus nun eine eindringliche Strafrede an die Volksverführer:

„Nun werdet ihr wohl endlich vom Unglück eures Landes genug bekommen haben! Weder unsre Stärke noch eure Schwäche habt ihr bedacht, sondern in Gedankenlosigkeit und Übermut selbst eure Stadt und euren Tempel der Vernichtung preisgegeben. Seit Pompejus euch zuerst unterwarf, habt ihr immer nur Aufruhr angestiftet und gegen die



Ibrahim Baktschi,
67jähriger Acham (persischer Rabbiner) aus Schiras, seit vier Jahren in Jerusalem wohnhaft.

Römer Krieg geführt. Worauf habt ihr euch dabei verlassen? Auf eure große Zahl etwa? Ein kleiner Teil der römischen Kriegsmacht hat genügt, euch aufs Knie zu zwingen. Oder auf die Treue eurer Bundesgenossen? Welche Völker außerhalb der Grenzen unseres Reiches möchten es wohl wagen, euch gegen die Römer beizustehen? Sind eure Leiber etwa stärker als die unseren? Ihr wißt vielleicht nicht, daß selbst die Germanen unsere Sklaven sind. Habt ihr stärkere Mauern als wir? Kennt ihr eine stärkere Festungsmauer als den Ozean, der Britannien umgibt? Und trotzdem mußten die Briten vor uns Römern die Waffen

strecken. Übertrefft ihr uns an Mut und Scharfsinn eurer Führer? Ihr müßt doch wissen, daß selbst Karthago von uns besiegt wurde. Nur unsere Nachgiebigkeit und Milde war es also, die euch gegen uns aufgestachelt hat! Wir haben euch dieses Land zur Wohnung gelassen, wir haben euch Könige aus eurem eigenen Stamm gegeben, wir haben die Gesetze eurer Vorfahren nicht angetastet und euch erlaubt, auch außerhalb eurer Heimat unter Fremden nach Belieben zu leben. Wir haben euch sogar erlaubt, die Tempelsteuer zu erheben und alle sonstigen Opfer, die eurem Gotte dargebracht werden, und haben niemanden darob zur Rechenschaft gezogen, bis ihr, unsere Feinde, schließlich reicher wurdet als wir selbst, und ihr euch mit unserem eignen Gelde zum Krieg gegen uns rüstetet."

Während der Unruhen in Rom nach Neros Tod hätten sie den Krieg vorbereitet. Als sein Vater zum Kaiser erwählt worden, hätten sie sich nicht gescheut, die Aufruhrflamme zu entfachen. Statt dem neuen Kaiser Glück zu wünschen, hätten sie sich für Roms Feinde erklärt, ihre Glaubensgenossen jenseits des Euphrat aufgewiegelt und neue Mauern um Jerusalem gebaut. „Dann kam ich hierher, wider meinen Willen, von meinem Vater geschickt, und übernahm mit Wehmut seinen Auftrag. Als ich hörte, daß das Volk dem Frieden geneigt sei, freute ich mich. Ich ermahnte euch, von eurem Vorhaben abzustehen, bevor ich den Kampf begann. Ich schonte euch auch später noch lange, als ihr schon gegen mich gekämpft hattet. Ungern führte ich meine Belagerungsmaschinen gegen eure Mauern. Nach jedem Sieg versuchte ich, euch zum Frieden zu bewegen, als ob ich selbst besiegt worden wäre. Als ich mich eurem Tempel näherte, verzichtete ich nochmals auf das Kriegsrecht und ermahnte euch, euer eigenes Heiligtum zu schonen. Und nun wollt ihr Elenden mündlich mit mir verhandeln! Und selbst in dieser eurer äußersten Not wollt ihr nicht anerkennen, daß ihr der Gnade bedürftig seid, ihr Elenden! Worauf baut ihr eure Ansprüche? Sind eure Scharen nicht tot? Ist euer Tempel nicht dahin? Ist eure Stadt nicht in meiner Macht und euer eignes Leben nicht in meiner Hand? Haltet ihr es trotzdem noch für Tapferkeit, zu sterben? Doch wozu länger die Zeit mit Reden über eure Verblendung hinbringen! Wenn ihr die Waffen streckt und euch ergebt, schenke ich euch das Leben, und ich werde handeln

wie ein milder Vater. Nur die Unverbesserlichen treffe gerechte Strafe; die übrigen werde ich schonen!“

Auch diesen Vorschlag des Titus wiesen die Juden zurück; sie unterstanden sich, Bedingungen zu stellen, als wären sie die Sieger: sie verlangten ohne Ausnahme unbehelligt mit Weib und Kind in die Wüste ziehen zu dürfen. Jetzt war die Geduld des Römers erschöpft. Keine Schonung mehr! Aufs neue blitzte das Schwert gegen die Aufrührer. Die Stadt wurde völlig geplündert, verwüstet und bis auf den Grund niedergebrannt, und bald waren die Straßen, auf denen Jesus gewandelt, nur ein rauchender Trümmerhaufen.

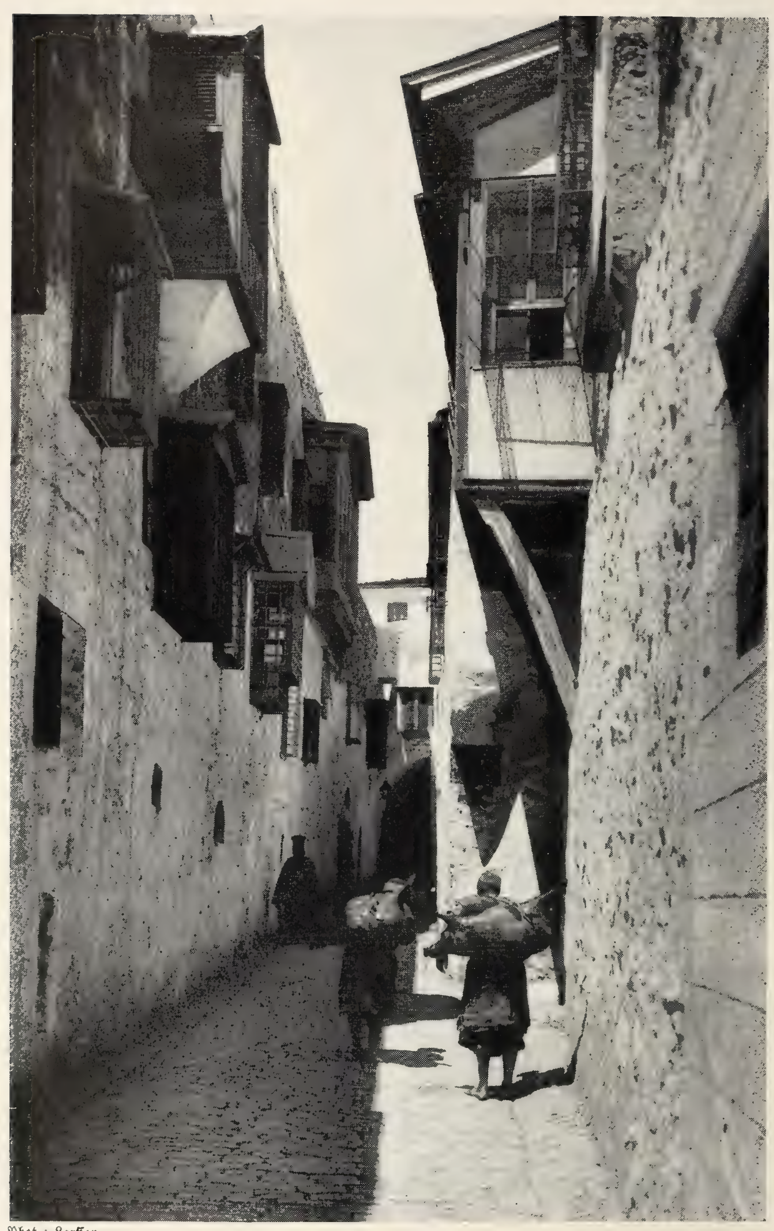
Flavius Josephus schätzt die Zahl der Toten während der Belagerung auf eine Million und 100000; die Mehrzahl von ihnen sei erst zum Fest der ungesäuerten Brote nach Jerusalem gekommen. Diese Zahl ist selbstverständlich übertrieben. 97000 sollen gefangengenommen worden sein. Wer unbewaffnet kam, rettete sein Leben. Die größten und schönsten Männer wurden für den bevorstehenden Triumphzug bestimmt, die übrigen, soweit sie 17 Jahre alt waren, nach Ägypten in die Bergwerke geschickt, viele auch in die Provinzen geschafft, um in den Theatern Gladiatoren und wilden Tieren zum Opfer zu fallen. Die unter 17 Jahre alten wurden als Sklaven verkauft. Der eine der beiden Volksanführer, Johannes, wurde zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, der andere, Simon, mit einem Strick um den Hals im Triumphzug durch Rom geführt, dann zum Forum geschleift und unter dem Jubel des Volks erschlagen.

Bei dieser Zerstörung Jerusalems durch die Römer im Jahre 70 blieb vom Tempel des Herodes kein Stein auf dem andern. An seiner Stelle errichtete Hadrian später einen Jupitertempel und in der Nähe des heiligen Felsens eine Bildsäule, die den Kaiser selbst zu Pferde darstellte. Tempel sowohl wie Reiterstandbild waren noch vorhanden, als die ersten christlichen Pilger Jerusalem besuchten.



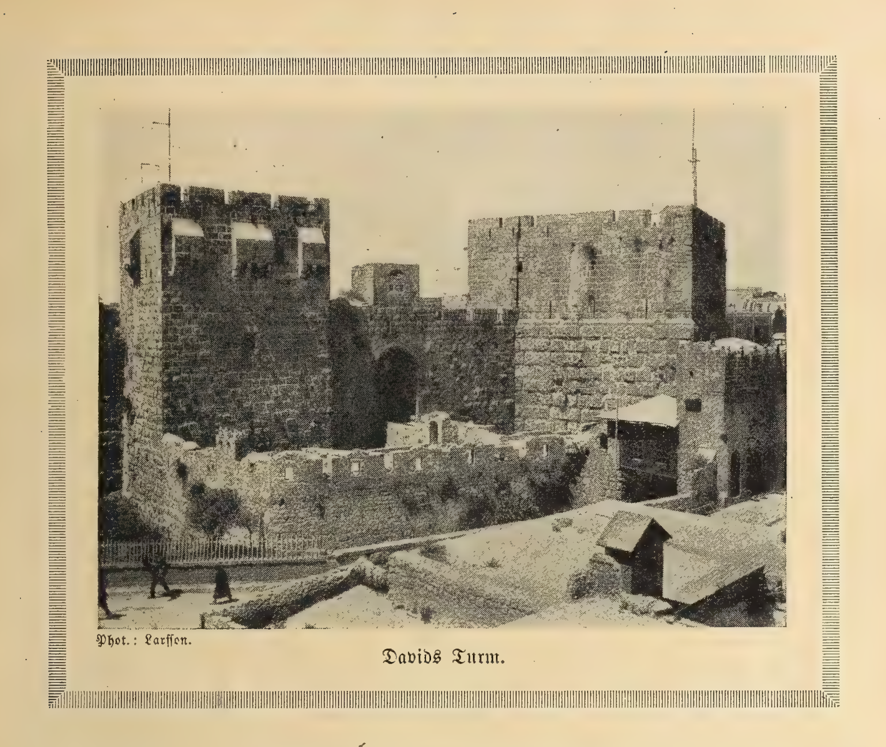
Phot.: Larsson.

Straße im Tyropöon-Tal (Jerusalem).



Phot.: Larsson.

Erkerhäuser in Jerusalem.


Phot.: Larsson.

Davids Turm.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Dalekarlier in Jerusalem.

Gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft in Jerusalem besuchte ich die amerikanische Kolonie, in der meine schwedischen Landsleute, die Dalekarlier, wohnen, die Selma Lagerlöf in ihrem Roman „Jerusalem" so anziehend geschildert hat. Von meinem Hauptquartier in der Nordwestecke der Stadt aus waren es nur zwanzig Minuten Wegs. Er führte an dem schönen Damaskustor vorüber, das in seiner jetzigen Gestalt 1537 von Sultan Suleiman dem Prächtigen errichtet wurde; dann an Notre Dame de France, der gewaltigen französischen Herberge, die Zimmer für sechshundert Pilger enthält und jetzt in eine Etappenkommandantur verwandelt war, an den neuen italienischen Anlagen, an St. Paul, der Herberge der deutschen Katholiken, die jetzt Genesungsheim für deutsche Offiziere und Soldaten war, und schließlich an den merkwürdigen Königsgräbern, deren enge Eingänge mit runden

Steinblöcken verschlossen sind, ganz wie die Bibel das Grab Christi schildert, vor das Joseph von Arimathia einen großen Stein wälzte, den die Frauen nach einigen Tagen wieder beseitigt fanden.

Gleich nördlich davon erhebt sich das große, prächtige Haus der amerikanischen Kolonie an der Nabulus-Straße. Es liegt frei und offen auf dem eigenen umfangreichen Gelände der Kolonisten, ist aus grauem Kalkstein gebaut und mit roten Ziegeln gedeckt, hat nach Süden eine geräumige Dachterrasse und umschließt einen rechteckigen gepflasterten Hof, auf dem subtropische Blumen und Bäume unter sorgfältiger Pflege gedeihen. Einem Mitglied der Kolonie, Lars Larsson, oder wie er jetzt heißt, Lewis Larsson, war ich schon am Morgen begegnet; er empfing mich und geleitete mich auf die Terrasse, auf der sich nun die anwesenden Kolonisten, Schweden und Amerikaner, zum Tee versammelten. Da kamen junge frische Dalekarlierinnen mit rosigen Wangen, flachsgelbem Haar und blauen Augen; nur trugen sie nicht mehr die berühmte schwedische Volkstracht, sondern weiße Blusen und Röcke. Da war der dreiundsechzigjährige Bauer Joseph Lars Larsson, gewöhnlich Bruder Joseph genannt, und seine gleichaltrige Gemahlin Mutter Brita im schneeweißen Haar. Alle hießen mich herzlich willkommen, nicht zuletzt die Vorsteherin und Gründerin der Kolonie, die greise Mrs. Spafford, die Mrs. Gordon der Selma Lagerlöf.

Anfangs herrschte auf beiden Seiten ein wenig Verlegenheit. Ich fühlte mich wie Saul unter den Propheten, und die Dalekarlier wußten wohl auch nichts Rechtes mit mir anzufangen. Der Name Selma Lagerlöfs, die mir Grüße an ihre Landsleute in Jerusalem aufgetragen hatte, belebte aber die wortkarge Unterhaltung mit einem Schlage. Ihr bewahrten sie ja noch alle das dankbarste Andenken, denn in einer Zeit schweren Druckes hatte die Dichterin ihnen geholfen, und wie gut sie zu ihnen gewesen, das würde man, klang es von allen Seiten, nie vergessen. Von der literarischen Bedeutung ihrer berühmten Gönnerin schien man jedoch kaum eine Vorstellung zu haben, und ich merkte bald, daß in diesen einfachen, grundehrlichen Dalekarlierseelen für Dichtung, Sage und Phantasie durchaus kein Raum war. Eine Liebesgeschichte im Stil der Gertrud, wie der Roman „Jerusalem" sie enthält, hatte sich niemals hier zugetragen, und das Urbild eines der Lagerlöfschen Romanhelden,



Das Haus der amerikanischen Kolonie in Jerusalem.

Hellgum, stellte sich mir selbst vor, um mir zu versichern, daß er niemals versucht habe, die Dalekarlier zur Auswanderung nach Jerusalem zu überreden. Er war übrigens getaufter Jude, von Mrs. Spafford adoptiert und hörte auf den Namen Bruder Jakob.

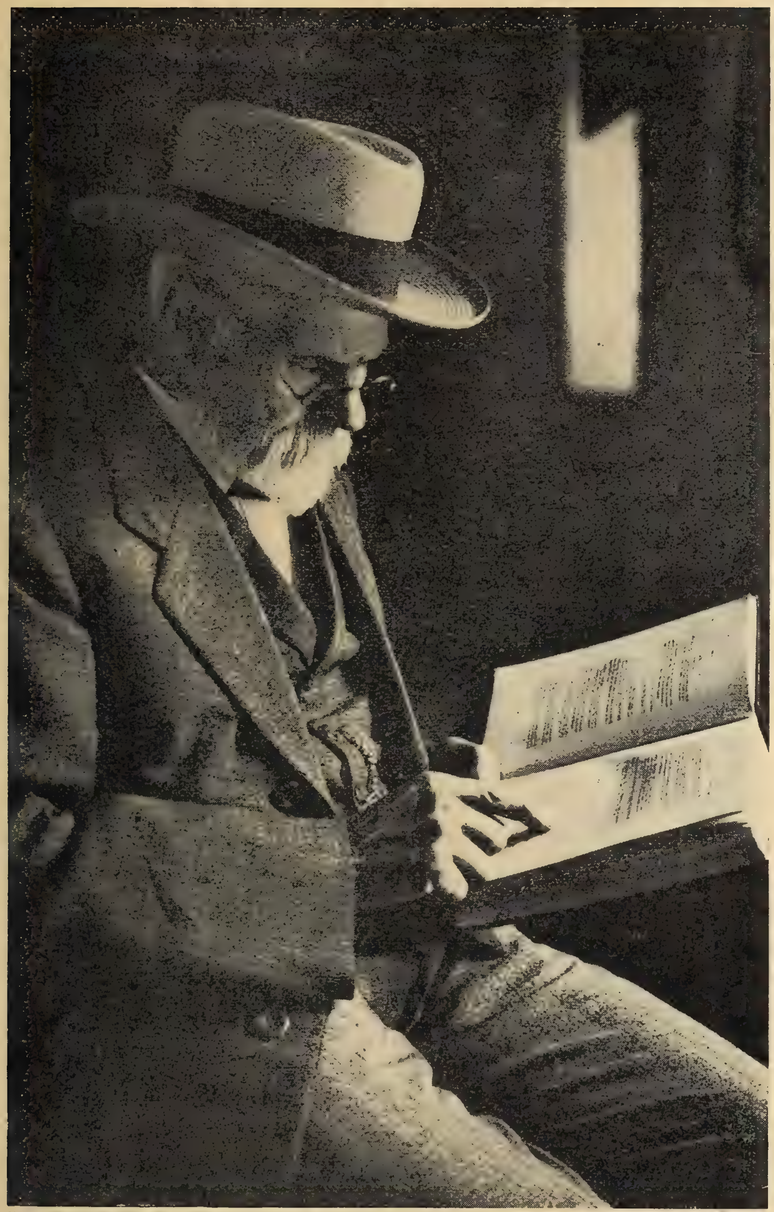
Nein, ihre literarischen Interessen waren sehr gering. Sie besaßen zwar eine Bibliothek, die man ihnen aus Schweden geschickt hatte; alle großen schwedischen Dichter unserer Zeit waren darin vertreten; aber die Kolonisten hatten sie nicht gelesen. Von dem Lyriker Gustav Fröding hatten sie keine Ahnung, und selbst die Frithjofs-Sage hatten sie kaum nennen hören. Strindbergs Namen kannten sie, sein Tod aber war ihnen noch neu. Für die unsterblichen Dalekarlierschilderungen Karlfeldts, die ich ihnen bei einem spätern Besuch vorlas, fehlte ihnen jedes Verständnis; Larsson gab die allgemeine Ansicht wieder, wenn er meinte, das möge ganz gut sein für Leute, die solche Künste verständen; einfache Dalekarlier wie sie brauchten so etwas nicht. Schöne Literatur galt ihnen offenbar als eine völlig unnütze Erfindung, die man wenigstens in Jerusalem gern entbehren konnte. Dagegen zeigten sie großes Interesse für weltliche Musik und trieben sie selbst mit unverkennbarer Freude.



Phot.: Larsson.

Ein gehäuftes Maß.

Von den hundert Mitgliedern der Kolonie waren nur sechsundzwanzig Schweden, und der Amerikaner wegen wurde die Unterhaltung



Phot.: Larsson.

Joseph Larsson aus Näs in Westdalekarlien.

meist in englischer Sprache geführt. Natürlich wurde auch Schwedisch gesprochen, und mich interessierte vor allem zu hören, wie diese Auswanderer noch ihrem alten Vaterlande gegenüber gesinnt waren, und was sie vom Lauf der Welt dachten.

„Wie lange sind Sie hier?" fragte ich den alten Joseph Larsson.

„In zwei Wochen, am 14. August, werden es auf den Tag zwanzig Jahre."

„Haben Sie nicht Heimweh nach Schweden?"

„Nein, wir wollen hier leben und sterben. Hier fühlen wir uns glücklicher als daheim."

„Sie haben aber doch unmöglich Dalekarlien ganz vergessen, den Fluß, die roten Hütten und die dunklen Wälder?"

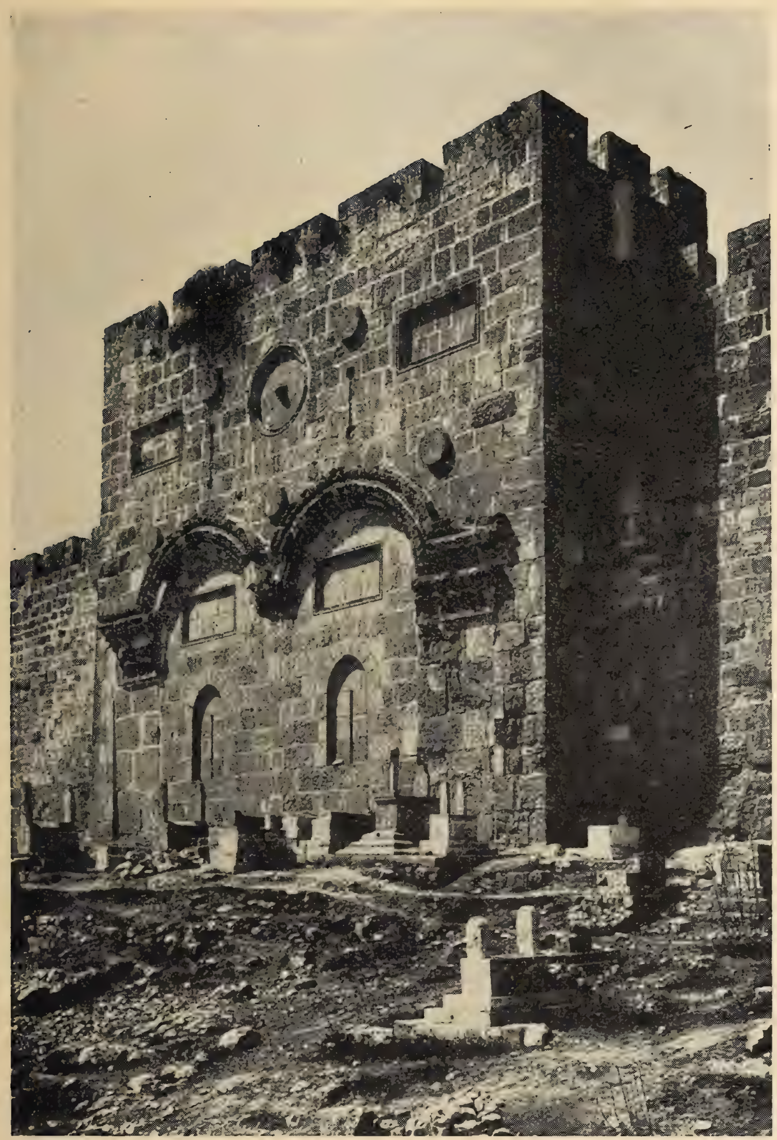
„Freilich erinnern wir uns immer der Heimat. Aber es gibt keinen schöneren und herrlicheren Fleck auf der Erde als Palästina. Wir empfinden keine Reue und möchten nicht wieder tauschen."

„Ich verstehe nicht, wie man sein Vaterland aufgeben kann, das unsre Vorfahren seit Urzeiten bewohnten. Sein Wohlergehen sollte doch unser hauptsächlichstes Ziel auf Erden sein."

„Aber wir verstehen es. Wir folgten dem Zuge unseres Herzens und konnten nicht anders handeln."

Dabei blieben sie hartnäckig. Alles war hier besser. Auch die Olivenbäume und Zypressen waren schöner als die Fichten und Tannen. Verwandte und Freunde in Dalekarlien vermißten sie nicht; die große Familie der Kolonie bot ihnen dafür Ersatz. Auch erhielten sie ja Briefe von zu Hause, wenn auch der Krieg jetzt alle Verbindungen abgeschnitten hatte. Nur ab und zu verriet eine Frage, daß ihr Herz für Dalekarlien und das übrige Schweden nicht ganz erkaltet war. Wie stand es daheim? Ruhte das Geschick unseres Volkes in sicheren Händen? Herrschte Not oder Wohlstand? Hatte das Volk Gott vergessen, um nur auf die eigene Kraft zu vertrauen?

Den Weltkrieg verabscheuten sie; nach ihrer Versicherung verhielten sie sich darin ganz neutral, wenn ihre Auffassung auch stark von Amerika beeinflußt war. Sie freuten sich, daß Schweden nicht in den Krieg verwickelt war, und begriffen nicht, weshalb die Menschen nicht in Frieden und Eintracht auf Erden leben könnten. Sie selber, meinten sie,



Phot.: Larsson.

Das goldene Tor in Jerusalem.



Abid, 70jähriger Fellache in Jerusalem.

erfüllten eine Mission, indem sie zeigten, daß dies sehr gut gehe; die Kolonie umfasse alte und junge, verheiratete und unverheiratete Amerikaner, Schweden, Araber und Türken; ja sogar ein Hindu gehöre dazu, und niemals seien hier Streitigkeiten entstanden; solch ein friedliches Verhältnis müsse sich doch in großem Maßstab auch zwischen den Staaten ermöglichen lassen.

Auch mit den Eingeborenen hatten sie immer auf bestem Fuße gelebt. Überall hatten sie Freunde, sogar bei den Beduinen jenseits des Jordans und in der Wüste Sinai und bei den Samaritern in Nabulus. Tatsächlich konnte ich mich später selbst davon überzeugen, welches Ansehen sie bei der Bevölkerung genossen: in den Bergen von Moab und in Gegenden, die für Europäer als unsicher gelten, konnten die Kolonisten ohne Schutz reisen und darauf rechnen, in den Beduinenlagern als geehrte Gäste empfangen zu werden. Die türkischen Behörden behandelten sie mit Hochachtung und leisteten ihnen bei aufkommenden Schwierigkeiten gern jeden Dienst. Feindschaft erfuhren sie nur von einer Seite, von den englischen und amerikanischen Missionaren. Denn die Kolonisten machten keine Proselyten, betrieben keine religiöse Propaganda, predigten das Evangelium nur für solche Heiden, die von selber zu ihnen kamen und darum baten, und schlossen sich keinem Missionsverband an. Deshalb waren sie jenen Missionaren ein Dorn im Auge. Nur die deutschen Missionare machten davon eine Ausnahme. Über den vielen Humbug, der im Heiligen Lande unter dem Namen „christliche Mission" betrieben wird, urteilten auch die Dalekarlier sehr absprechend. Das Heilige Grab besuchten sie nur als Fremdenführer. Mit Entrüstung sahen sie Jahr für Jahr die russischen Bauern ihre letzten Kopeken dem Priester geben, um dann zu Fuß, noch ärmer als zuvor, von Kloster zu Kloster als Bettler zu wandern und von Wasser und Brot zu leben.

Vor Einbruch der Dunkelheit wurde ich durch die Häuser der Kolonie geführt. Überall herrschten Ordnung, Reinlichkeit und Geschmack. Kinderlose Eheleute hatten ein Zimmer, Familien mit Kindern zwei oder mehr. Die große behagliche Stube des alten Joseph Larsson und seiner Brita war mit dalekarlischen Truhen und Bildern aus der Heimat ausgestattet. In den großen Versammlungssälen im ersten Stock konnten

sich etwa hundert Personen in bequemen Korbstühlen an Tischen niederlassen. Biblische Bilder und eigene Aquarelle schmückten die Wände; emsige Dalekarlierhände hatten Holzrahmen dazu geschnitzt. Im Korridor standen Glasschränke mit kostbaren Sammlungen von allerhand Gegenständen: Öllampen, Schalen aus Terrakotta, Kannen, Vasen und Flaschen aus römischem Glas. Eine Naturaliensammlung enthielt Kristalle, eigentümliche Salzbildungen vom Toten Meer, konservierte Tiere, Pflanzen und vieles andere.

Der Einbruch der Dunkelheit machte unseren Studien ein Ende, und der Gong rief zum Abendbrot. Nun versammelte sich die ganze Kolonie in den drei Speisezimmern des Erdgeschosses an den gedeckten Hufeisentischen. Nachdem alle Platz genommen hatten, sang die ganze Gemeinde das übliche Tischgebet:

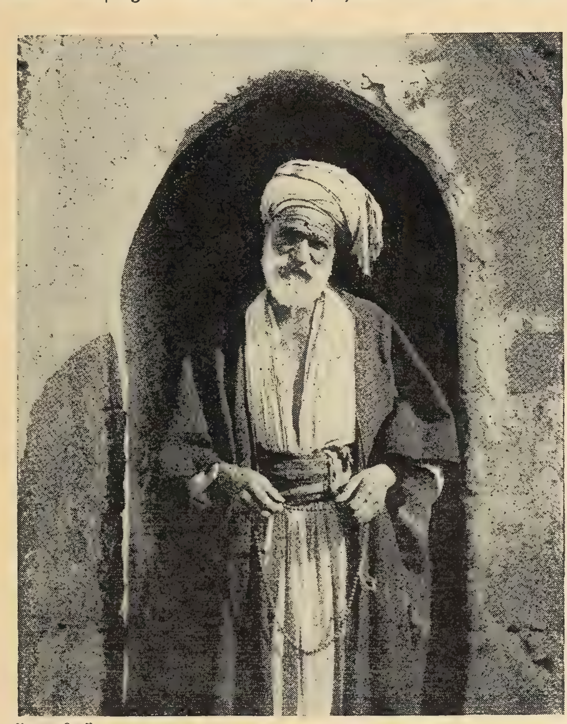
God is great and God is good,
And we thank Him for this food.
By His hand must all be fed.
Give us Lord our daily bread.

Zwei wohlschmeckende Gerichte wurden herumgereicht, dazu Wasser getrunken und Brot gegessen. Nach der Mahlzeit begaben wir uns in den großen Saal. Dort wartete unser eine Musikkapelle mit blanken Messinginstrumenten, und bald erklang die schwedische Nationalhymne „Vårt land, vårt land, vårt fosterland“. Begeisterung ergriff mich bei den alten wohlbekannten Klängen; ich erhob mich, aber meine Landsleute und die Amerikaner blieben unbewegt sitzen. Ich fragte den alten Larsson, ob er denn nicht Heimweh fühle, wenn er diese Töne höre? Aber der saß in unerschütterlicher Ruhe und antwortete nur mit einem schwachen Lächeln.

Die Musikanten waren alle junge blühende Dalekarlier. Was Krieg hieß, haßten sie aus Herzensgrund, aber den Marsch der Björneborger und den finnischen Reitermarsch konnten sie blasen, daß mir Hören und Sehen verging; für einen andern König als den, der auf dem Füllen der Eselin geritten kam, hatten sie in ihrem Herzen keinen Raum, als sie aber den Königsgesang spielten, hätte man darauf schwören mögen, daß sie gern Blut und Leben für König und Vaterland geopfert hätten. Zum Schluß sangen sie ein paar geistliche

Lieder, und die Mitternachtsstunde war bereits gekommen, als ich von Lars Larsson und einigen andern nach meiner Wohnung zurückgefahren wurde.

Während meines ganzen Aufenthalts in Jerusalem verging kein Tag, an dem ich nicht meine Landsleute und ihre amerikanischen Freunde besuchte, und auf allen Ausflügen in- und außerhalb der Stadt war Lars Larsson mein treuer Begleiter. Einen besseren Führer hätte ich nicht finden können. Er kannte jeden Winkel Jerusalems, jedes Dorf und jede Ruine in ganz Palästina und Syrien. Er hatte das Land mehrfach nach allen Richtungen durchstreift, teils um photographische Aufnahmen zu machen, die er an Reisende und Pilger verkaufte, teils als Fremdenführer. Weit hinter den Bergen von Moab hatte er Freunde unter den Beduinen. In Petra war er oft und lange gewesen, von einem Ufer des Toten Meers zum andern war er gesegelt, und alle Küstenstädte hatte er besucht. Selbst die Mönche in den Klöstern auf dem Berge Sinai waren seine Vertrauten. Die abwechslungsreiche Geschichte des Landes war ihm allezeit gegenwärtig, seine Bibel wußte er auswendig, freilich nur auf Englisch, das er ebenso fließend sprach wie das Schwedische; auch Deutsch und Französisch beherrschte er, noch besser das Arabische. Und dieser Lars Larsson, den



Phot.: Larsson.

Scheik eines Dorfes.

„brother Lewis“ zu nennen ich mich nicht entschließen konnte, war ein einfacher Bauer aus Nås in Westdalekarlien. Mit fünfzehn Jahren hatte er seine Heimat verlassen und sich in den zwanzig Jahren, die seitdem verflossen waren, durch selbständiges Studium zu einem der besten Palästinakenner ausgebildet. Obendrein war er ein äußerst liebenswürdiger und sympathischer Mann, dabei fest und ruhig wie ein echter Dalekarlier. Schwierigkeiten gab es für ihn nicht. Reisen zu den Beduinen, die der Europäer für gefährlich ansah, waren ihm etwas Alltägliches; die Beduinen waren seine Freunde und kamen seinetwegen mit Gaben nach Jerusalem. Seinem Vorschlag, mit mir einen Reiterzug in die Wüste hinaus zu unternehmen, hätte ich gar zu gern Folge geleistet, wäre nicht die Sommerhitze gewesen.



Phot.: Larsson.

Kupferschmied in Jerusalem.

Lars Lársson hatte im Garten der Kolonie ein photographisches Atelier. Dort habe ich vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang viele der Modelle gezeichnet, die man aus den Basaren und Dörfern für mich herbeiholte: Fellachen und Beduinen mit ihren Frauen, Neger aus Borneo und Afrika und die Unmasse israelitischer Typen, von denen Jerusalem wimmelt, und die alle ihre besondern Namen haben, je nach den Ländern und Städten ihrer Herkunft. Sie alle finden sich auf den Blättern dieses Buches.

Im Sommer 1916 bestand die irdische Habe der schwedischen Kolonisten aus sechs kleinen Häusern und einigen Grundstücken, die Getreide und Grünfutter für sechzehn Kühe und einige Kälber, vier Pferde und einen Esel lieferten. Ihre Oliven- und Obstbäume nebst den Gemüsegärten reichten für den eigenen Bedarf. Vor kurzem hatten sie drei Dromedare gekauft, um Feldfrüchte heranzuschaffen, die in den Dörfern zwischen Jerusalem und Jaffa billiger und besser zu erhalten waren als in der Stadt. Ihre Ställe beherbergten fünfundzwanzig Schweine und vierundvierzig Ferkel, die mit gutem Gewinn an deutsche und österreichische Truppen verkauft wurden. Auf den Höfen der Wirtschaftsgebäude pickten Hühner und Truthähne, arbeiteten Schmiede und Tischler, herrschte ein fleißiges, ländliches Leben, das den Besucher fast glauben ließ, er befände sich in Dalekarlien, besonders wenn Mutter Brita, die für die Kühe zu sorgen hatte, ihre Milcheimer vorübertrug.

In ruhigen Zeiten bereitete man Konserven und Backwaren für Touristen, webte Stoffe zum Verkauf und erteilte jungen Europäerinnen Unterricht in der Haushaltung. Man sammelte und preßte Blumen, besonders solche, die in der Heiligen Schrift erwähnt werden, und verkaufte an amerikanische Reisende biblische Herbarien. Die Zweige eines Dornbusches (Zizyphus spina Christi) mit langen scharfen Zacken wand man zu Kränzen und verkaufte sie an Pilger zur Erinnerung an die Dornenkrone Christi. Man schnitzte Rahmen, Schmuckgegenstände und Bucheinbände aus Olivenholz. Eine der Haupterwerbsquellen waren die Photographien, die in Massen an alle Reisenden abgesetzt wurden. Bruder Lewis, mein Freund Lars Larsson, war Meister in diesem Fach. Seine Photographien waren im ganzen Orient berühmt und wurden selbst aus Konstantinopel, Athen und Kairo bestellt. Vielen davon begegnet der Leser in diesem Buche.

Der Krieg hatte nun diesem Handel, von dem die Kolonie der Hauptsache nach lebte, fast völlig ein Ende gemacht, und die Lage der Gemeinde, die keinerlei Unterstützung erhält, war daher ziemlich bedrängt. Man kämpfte jedoch mit ruhiger Zuversicht gegen alle Schwierigkeiten des Tages. Die Schule mit ihren vierzig Kindern wurde fortgeführt. Die Armenunterstützung aber war unter dem Zwang der Umstände zurückgegangen. Früher hatte man täglich fünfhundert Arme gespeist, jetzt nur

noch hundert, deren Mahlzeit in zwei großen Kesseln kochte. Man kaufte den Abfall von den Brotvorräten der türkischen Soldaten auf und bereitete davon Suppe. Arbeitslose wurden soviel wie möglich beschäftigt; die Frauen lernten Spitzen häkeln und klöppeln, die dann nach Amerika und Europa verkauft wurden. Aber alle Preise waren unerhört gestiegen. Zucker war fünfundzwanzigmal, Petroleum zwanzigmal so teuer wie vor dem Kriege. Eine Schachtel Streichhölzer kostete 4 Metallik (23 Pfennig); früher hatte man für $1^1/_2$ Metallik zehn Schachteln erhalten. Am ernstesten war jedoch die Brotfrage. Die Kolonisten versicherten mir, das im Sommer 1916 im Lande vorhandene Getreide decke die Bedürfnisse der Bevölkerung drei Jahre lang. Aber der Mangel an Transportmitteln verursache unüberwindliche Schwierigkeiten. Eisenbahnen und Dromedare waren vollständig durch die Heeresleitung in Anspruch genommen. Die Armee-Intendantur Dschemal Paschas kaufte überall Getreide auf, besonders jenseits des Jordans und des Toten Meers. Etwa fünfzig Jaffaboote hatte man über Land befördert, um den Getreidetransport über die Wogen des Salzmeers zu eröffnen, die sonst fast nie ein Fahrzeug trugen. In Jerusalem hatten die Deutsche Palästina-Bank, Anglo-Palestine Bank und Banque du Commerce Palestine ein Syndikat gebildet, an das man sich wenden mußte, um eine bestimmte Menge Weizen für jede angemeldete Person zu erhalten. Doch blieb die Einfuhr nach der Stadt stets weit hinter dem Bedarf zurück.

Durch ihre drei Dromedare hatten die Kolonisten den Mangel an Transportmitteln überwunden. Nur durften sie als Privatpersonen nicht überall ihre Aufkäufe machen, und nach dem Ostjordanland, wo Getreide reichlich und billig zu haben war, durfte man sich nicht wenden. Doch hatte sich Dschemal Pascha auch ihrer hilfreich angenommen.



Ein Segler aus Jaffa.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Allein gerettet.“

Meine Sonntage in Jerusalem verlebte ich alle bei den Dalekarliern. Ein Viertel 4 Uhr versammelte man sich zum Gottesdienst im großen Saal des ersten Stocks, der dann in einen Betsaal verwandelt war. In ihren Sonntagskleidern kamen still und feierlich Männer und Frauen, Gesangbücher und Evangelien in den Händen, und nahmen ihre Plätze in den Stuhlreihen ein. Das flachsgelbe Haar, die blauen Augen und die frischen Wangen verrieten die Dalekarlier. Die Amerikaner zeigten anderes Gepräge; die schwedischen Amerikaner standen auf der Grenze zwischen beiden. Die Araber und ihre Frauen mit rabenschwarzem Haar und braunen Gesichtern hielten sich bescheiden im Hintergrund.

Zunächst sang ein Frauenchor einen Psalm. Daran schloß sich ein gemeinsamer Gesang. Dann stand Bruder Jakob auf, las langsam ein

Kapitel des Evangeliums, deutete Worte und Sinn des Textes und endete mit einem Gebet. Zum Schluß wurde wieder ein Psalm gesungen.

Dann kam die Reihe an die Kinder. Die Stühle wurden beiseite geräumt, und der junge Frühling, der auf dem heiligen Boden Jerusalems blüht, kam paarweise hereingezogen und wanderte, fromme Lieder singend, einige Male im Saal herum. Ein reizendes Bild: zwischen den blonden Kindern des Nordens die schwarzen Kinder der Araber, alle hell gekleidet in Weiß, Rot oder Blau und mit Blumen in den Händen.

An einem dieser Sonntagabende, als wir wie gewöhnlich in gemütlichem Gespräch beisammen saßen, bat ich Mrs. Spafford, die vierundsiebzigjährige Vorsteherin der Kolonie, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Aus Selma Lagerlöfs berühmtem Buche „Jerusalem" schon ergab sich, daß die Schicksale dieser Frau spannender und tragischer waren als irgendein Roman.

Mrs. Spafford ist von Geburt Norwegerin und stammt aus Stavanger. Ihre Eltern hießen Larsson. Im Jahre 1845, als die Tochter drei Jahre alt war, wanderten sie nach Amerika aus und ließen sich in Chicago nieder. Hier im Lärm der Weltstadt wuchs die Kleine heran. Neunzehn Jahre alt verheiratete sie sich mit dem angesehenen Rechtsanwalt Horatio G. Spafford, und im Stadtteil Lake View am Ufer des Michigan stand ihre efeuumsponnene Villa. Die Familie vermehrte sich nach und nach um vier liebenswürdige, entzückende Töchter, Annie, Margrit, Bessie und Tenetta, und eine glücklichere Familie ließ sich nicht denken.

Chicago hatte sich in jener Zeit eben erst zu einer großen Handelsstadt entwickelt. Da sank im Laufe weniger Tage die ganze Herrlichkeit zusammen. Am Abend des 7. Oktobers 1871 — der Sommer war überaus trocken gewesen — brach im Westviertel der Stadt eine verheerende Feuersbrunst aus, die das ganze Südviertel zerstörte; am 8. Oktober übersprang das Feuer den Strom und vollendete sein Werk. Die Verluste beliefen sich auf über 900 Millionen Mark, und 100000 Menschen waren obdachlos. Herr Spafford, der ein reicher Mann gewesen war, verlor bei diesem Unglück fast sein ganzes Vermögen. Er mußte, wie die Stadt, wieder von vorn anfangen. Nur zwei Jahre dauerte es, bis Chicago wieder aufgebaut war.



Mrs. Spafford im Garten der amerikanischen Kolonie zu Jerusalem.



Phot.: Larsson.

Das Baumwolltor im Basar zu Jerusalem.

Im Herbst 1873 beschlossen die beiden Gatten, daß die Mutter mit ihren vier Töchtern nach Europa fahren sollte, um den Winter in der Schweiz zu verbringen. Im nächsten Sommer sollte Herr Spafford nachkommen und sie zurückholen. Die französische Gouvernante sollte sie begleiten, und eine Freundin der Familie, die ebenfalls mit ihren Kindern Europa besuchen wollte, sich ihnen anschließen. Der Bruder der Gouvernante riet ihnen, den großen und bequemen französischen Passagierdampfer „Ville du Hâvre" zu benutzen.

Herr Spafford begleitete die Seinen nach New York und bestellte ein paar der besten Luxuskajüten mittschiffs des Dampfers. Als man aber an Bord ging, ergriff ihn ein unerklärlicher Widerwille gegen die Luxuskajüten, und er vertauschte sie mit ein paar andern, deren Inhaber, ein Schweizer und ein Spanier, mit dem Wechsel gern einverstanden waren.

Die Ankertaue wurden gelöst, und „Ville du Hâvre" fuhr auf den Atlantischen Ozean hinaus. Die Zahl der Passagiere betrug über 500. Die meisten waren Amerikaner von der Klasse, die im November die Vergnügungsplätze und Pensionen Europas aufzusuchen pflegt. Daneben allerhand Fremde, von denen viele eine große kirchliche Versammlung in Amerika besucht hatten. Die älteste der Spaffordschen Töchter war elf, die jüngste zweieinhalb Jahre alt; Margrit, die neunjährige, fiel durch ihren jugendlichen Ernst allgemein auf: sie hatte ein Vorgefühl, daß etwas Schreckliches geschehen werde, und während die andern Kinder spielten, saß sie im Salon und las in der Bibel.

Nach einigen Tagen entstand ein heftiger Sturm. Das Meer ging in hohen Wogen, der Dampfer rollte und schlingerte. Das Takelwerk schrie und klagte, und die Schiffsschraube sang ab und zu über dem Wasser. Ein junger Amerikaner ängstigte sich so, daß er niederkniete und um Hilfe betete. Als aber der Sturm am fünften Tage nachgelassen hatte, war er wieder mutig und spottete über die kleine Margrit, die noch immer bei ihrer Bibel saß.

In der folgenden Nacht, um 2 Uhr, erwachte Frau Spafford durch ein ungeheures Krachen und einen Stoß, der den Dampfer erzittern machte. Sie warf einen Mantel über und stürzte auf den Korridor hinaus. Aber sie kam nicht weit und fand den Weg bald durch eine

Mauer von Trümmern und Planken versperrt. Sie kehrte um und gewann glücklich einen Ausweg. Gänge und Treppen waren schon voll von Menschen in den wunderlichsten Kostümen — alle eine Beute wahnsinnigen Entsetzens. Kaum hatte sie sich auf Deck durchgedrängt, da erscholl durch das Dunkel der Nacht der unheimliche Kommandoruf: „An die Rettungsboote!“ Ein gewaltiges Segelschiff hatte in voller Fahrt die „Ville du Hâvre“ mittschiffs fast durchschnitten; sein Bug mit dem gekenterten Bugspriet und den zerfetzten Segeln saß noch am Leck fest, und da der Dampfer weiterfuhr, drang immer mehr Wasser in das Leck ein.

Mit Gedankenschnelle stürzte Frau Spafford in ihre Kajüte zurück, warf ihren Töchtern Mäntel über, nahm die Kleinste auf den Arm und eilte mit den Ihren und der Gouvernante wieder auf Deck zurück und zu einem Rettungsboot, das noch keiner bemerkt hatte. Sofort sammelte sich hinter ihnen ein Schwarm Rettung Suchender, deren Todesangst mit jedem Augenblick zunahm. Neues Krachen und Brechen der Balken und Planken vergrößerte die Verzweiflung — schon hörte man das eindringende Wasser in dem sinkenden Fahrzeug rauschen. Jetzt gab es keine Rücksicht auf Frauen und Kinder mehr — jeder dachte nur an sich selbst, und bald sah sich Frau Spafford mit den Ihren gewaltsam beiseite gedrängt. Sollte sie Gewalt gegen Gewalt brauchen und andere, Schwächere zur Seite stoßen? Das brachte sie nicht über sich, und ihre Töchter bestärkten sie darin. Klein-Margrit rief: „Wir fürchten uns nicht, Mama. Gott wird uns beschützen. Wir wollen beten.“

Im selben Augenblick sank die „Ville du Hâvre“. Das Rettungsboot, bei dem sie standen, war voll Menschen, hing aber noch an seinen Tauen und wurde mit in die Tiefe hinabgerissen. Eine ungeheure Woge fegte über das Deck, und der Wirbel des sinkenden Fahrzeugs riß Mutter und Kinder auseinander.

Die Kleinste hielt Frau Spafford beim Untergang noch krampfhaft in ihren Armen, aber der Wirbel der Wellen riß auch sie von der Mutter Brust. Eine Sekunde lang war sie bei klarem Bewußtsein über ihrer Lage; nun sollte sie sterben, sie, die vor zehn Minuten von nichts anderem als von einem langen glücklichen Leben geträumt hatte! Nun war sie an die Grenze der Ewigkeit gekommen. Würde sie sich vor



Scheik Abdullah Saïd,
67jähriger Neger aus El-Fascher in Dar-Fur (Innerafrika), seit zwanzig Jahren in Jerusalem.

Gott verantworten können? Der nächste Augenblick führte sie ja vor sein Angesicht! —

Aber sie erwachte nicht im Jenseits. Als sie die Augen aufschlug, schaukelte sie im Wasser auf einem Balken, der sie oben hielt. Ihr erster Gedanke waren ihre Kinder — sie rief ihre Namen, aber keine Antwort kam. Statt dessen erklangen durch das Dunkel der Nacht kräftige Ruderschläge, ein Rettungsboot nahte, und derbe Matrosenhände zogen sie aus dem Wasser. Das Boot gehörte zu dem Segelschiff, das sich aus der mörderischen Umklammerung gelöst hatte, als die „Ville du Hâvre" unterging, und suchte nach Überlebenden und Leichen unter den Trümmern. Die Schiffbrüchige erholte sich bald; doch was sollte ihr das Leben, in das sie jetzt zurückkehrte, und das sich wie ein Abgrund von Qual vor ihr auftat! War das die Liebe Gottes, sie aller ihrer Kinder zu berauben?

Da die Mannschaft sonst niemanden mehr fand, ruderte sie zum Schiff zurück und hob ihre Beute auf das Deck hinauf. Bald graute der Tag, und die Sonne ging strahlend über diesem furchtbaren Massengrab in der Atlantik auf. Kein Lebenszeichen, kein Hilferuf war mehr zu vernehmen; Tote und Trümmer der „Ville du Hâvre" waren weggeschwemmt. Nichts erinnerte mehr an das furchtbare Drama, das wenige Stunden vorher hier stattgefunden hatte.

Der Geretteten waren im ganzen 87, davon 22 Passagiere. 420 Personen waren ertrunken, darunter Frau Spaffords vier Töchter, die Gouvernante, die Freundin und deren Kinder. Die Inhaber der Luxuskabinen mußten sofort bei dem Zusammenstoß getötet worden sein, denn der Bug des Segelschiffs war gerade in diesen Teil des Schiffes eingedrungen. Unter den Geretteten befand sich auch der junge Amerikaner, der die kleine Margrit verspottet hatte, als sie über ihre Bibel gebeugt saß, und schon regte sich wieder der Übermut in ihm, als die Gefahr vorüber und er selbst gerettet war.

Bald aber zeigte sich, daß auch das Schicksal der Geretteten noch ungewiß war. Das Segelschiff hatte zwar den Zusammenstoß überstanden, war aber so schwer beschädigt, daß es sich ebenfalls in sinkendem Zustand befand. Mit Hilfe der Pumpen hielt man es noch über Wasser, doch drohte eine zweite Gefahr: der Proviant war nur für die

Besatzung berechnet und reichte nicht entfernt für die vielen, die auf dem Schiff Rettung gefunden hatten.

Da erblickte man im Lauf des Vormittags ein Segelschiff, hißte die Notflagge und wurde bemerkt. Ein großer Amerikaner auf der Fahrt nach Europa mit einer Last Konserven nahm alle Geretteten an Bord und setzte sie nach zehntägiger Fahrt in Cardiff ans Land.

Von dort reiste Frau Spafford nach Paris, und ihre erste traurige Pflicht war nun, ihrem Manne Nachricht zu geben.

Herr Spafford hatte schon mit steigender Unruhe vernommen, daß von den Schiffen, die seit sechzehn Tagen nach Europa gefahren waren, alle angekommen seien außer der „Ville du Hâvre“. Eines Abends befand er sich auf einem glänzenden Hochzeitsfest in Lake View, und Freunde und Bekannte bestürmten ihn um Neuigkeiten von den reisenden Damen. „Sie können nicht mehr weit vom Ziel sein,“ antwortete er, „ich erwarte täglich ein Telegramm.“ Wenige Stunden später, als die Feststimmung gerade auf der Höhe war, wurde ihm das Telegramm seiner Gattin überreicht. Es enthielt die niederschmetternden Worte: „Allein gerettet.“

Mit bewundernswerter Ruhe berichtete mir Frau Spafford diese ihre Erlebnisse. Weder ein Zittern der Stimme, noch ein feuchter Glanz in den Augen verrieten ihre innere Bewegung. Sie erzählte, ihr Mann sei von der Hochzeit nach Hause gegangen und habe eine Hymne gedichtet, die noch heute überall in den Vereinigten Staaten gesungen werde und auch jeden Sonntag in der amerikanischen Kolonie zu Jerusalem erklang. Zwei Strophen davon lauten:

When peace like a river attendeth my way,
When sorrows like sea billows roll;
Whatever my lot, Thou hast taught me to say,
It is well, it is well with my soul.

And, Lord, haste the day when the faith shall be sight,
The clouds be rolled back as a scroll.
The trump shall resound and the Lord shall descend.
Even so — it is well with my soul.

Noch heute reden oft Pilger und Touristen, die nach Jerusalem kommen, von diesem Sang und dem wunderlichen Telegramm „Allein

gerettet", ohne zu ahnen, in welch engen Beziehungen Frau Spafford zu beiden steht.

Herr Spafford reiste nun mit dem ersten Schiff über das Grab seiner Töchter hinweg nach Europa und kehrte Ende Januar 1874



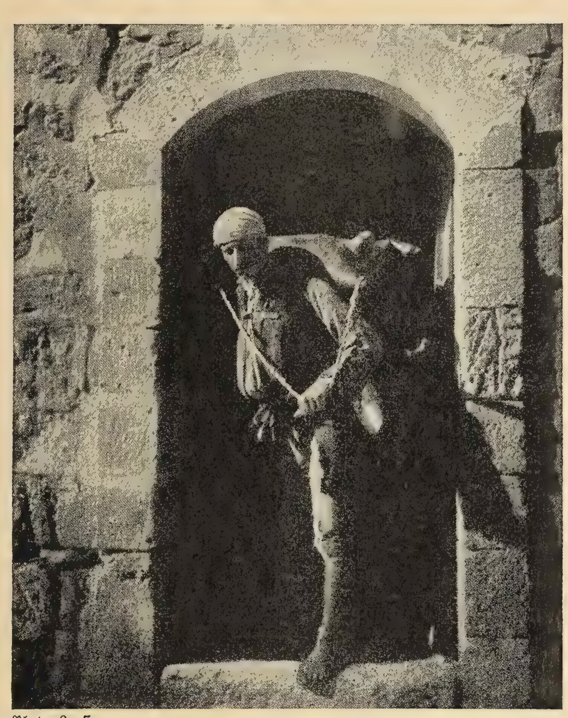
Beim Tor der Gerechtigkeit.

mit seiner Frau nach Chicago zurück. In New York las Frau Spafford zufällig in einer Zeitung, die Überlebenden der „Ville du Hâvre" seien in Paris zusammengetroffen; dabei habe ein junger Amerikaner unter ihnen von dem Blick gesprochen, den ihm ein kleines Mädchen zugeworfen, als er während der Fahrt auf jenem

Unglücksschiff über ihren Ernst spottete; dieser Blick habe ihn zum Christen gemacht.

Die Heimkunft der Gatten war vielleicht das Schwerste von allem. Die Zimmer der Töchter waren noch unberührt, so wie sie vor ein paar Monaten verlassen worden; Spielsachen und Puppen lagen an den gewohnten Plätzen, und die Kleider der Toten hingen an ihren Haken.

Dennoch konnte Frau Spafford es nicht über sich bringen, Trauerkleider zu tragen. Sie fand die Welt schon düster genug und versuchte mit gewaltsamer Energie, sich dem Leben zu erhalten, so daß selbst ihre Freunde ihre Gefaßtheit nicht begriffen. Aus dem Buch der Märtyrer von Fox zog sie Erquickung und Trost.



Phot.: Larsson.

Ein Sakka (Wasserträger).

Die Jahre vergingen. Noch mehrere kleine Töchter hielten ihren Einzug in das verödete Heim. Sie sind jetzt verheiratet und gehören mit ihren Männern zu den tätigsten Kräften der Kolonie. Die eine, Frau Bertha Spafford-Vester, ist Mutter von fünf reizenden Kindern, die andere mit dem Archäologen und Palästinakenner Herrn Whiting verheiratet.

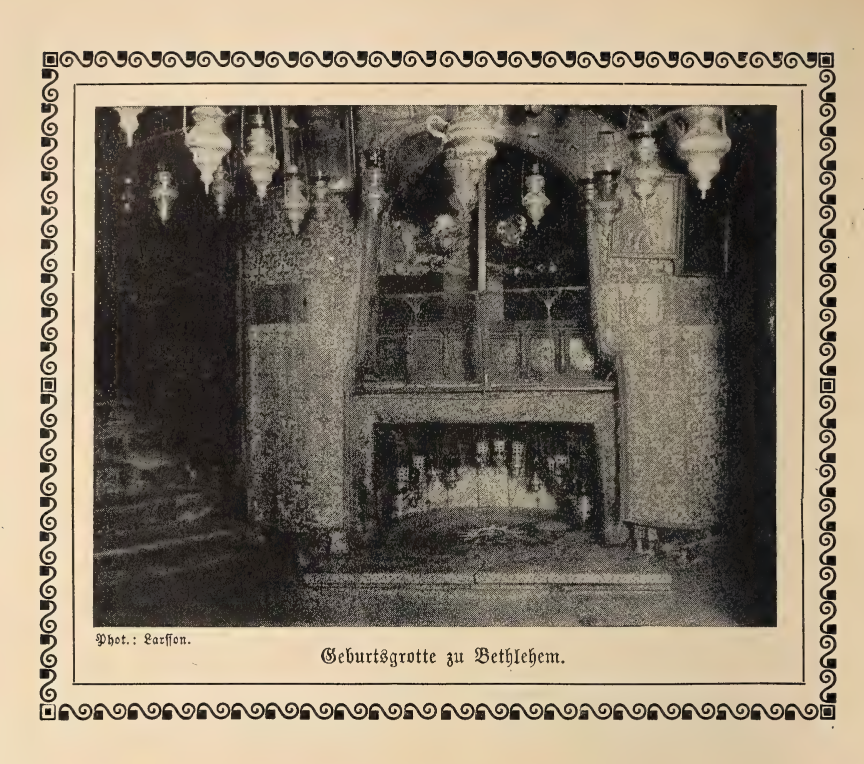
Herrn Spafford aber war seit diesem furchtbaren Ereignis alle weltliche Tätigkeit verleidet. Er sehnte sich nach einer höheren Aufgabe. Auch seine Frau konnte sich mit der alten Umgebung unter den Linden, wo die toten Kinder gespielt hatten, nicht mehr versöhnen. Eine

verzehrende Sehnsucht ergriff sie nach Christi Grab. Sie bildeten eine kleine Gesellschaft, deren Mitglieder, sämtlich Angehörige der Fullerton Avenue Presbyterian Church in Chicago, sich täglich in Spaffords Haus versammelten. Man forschte mit Eifer in der Bibel und sann nach über deren noch unerfüllte Prophezeiungen. Diese zu verwirklichen, beschloß die Spaffordsche Gesellschaft, das Heilige Land aufzusuchen. So entstand The American Colony of Jerusalem. Herr Spafford verkaufte alles, was er besaß, und verteilte den Gewinn unter die Mitglieder. Vierzehn Erwachsene und fünf Kinder kamen im September 1881 in die Stadt Davids, kauften dort ein Haus an der Nordmauer und lebten hier nach dem Ideal der ersten Christengemeinden, wie es in der Apostelgeschichte heißt: „Und alle Gläubigen kamen zusammen und hatten alles gemeinsam, und ihr Hab und ihr Gut verkauften sie und verteilten es untereinander je nach Bedürfnis."

An Gelegenheit, den Armen zu helfen, fehlte es wahrlich nicht. Einmal kamen dreihundert jüdische Auswanderer von Jemen nach Jerusalem. Sie waren vom Stamm Gad, von den übrigen Kindern Israels nicht anerkannt und wären auf der Straße Hungers gestorben, wenn nicht die Spaffordsche Gemeinde sich ihrer angenommen hätte. Drei Jahre erst lebten die Amerikaner in der Stadt, als die russischen Judenpogrome Scharen bettelarmer Einwanderer nach Palästina trieben; auch für diese wurde gesorgt, soweit die Mittel reichten. Unter den Eingeborenen gewannen die Kolonisten bald zahlreiche Freunde. Die herrschende Klasse der Türken begegnete ihnen rücksichtsvoll und mit Verständnis ihrer schönen Lebensaufgabe, niemandem Böses, allen Gutes zu erweisen. Nur die englischen Geistlichen wälzten ihnen Steine in den Weg, besonders der damalige Konsul der Vereinigten Staaten in Jerusalem, Rev. Selah Merrill of Andover, Mass., der sich als ein Teufel in Menschengestalt erwies und vor keinem Mittel zurückschreckte, seinen Landsleuten das Leben zu verleiden.

Im Jahre 1887 starb Horatio G. Spafford und ward auf Zions Berg auf dem Kirchhof der Gemeinde beerdigt. Einige Zeit später unternahm Konsul Merrill dort archäologische Grabungen und wagte es, die Gräber seiner Landsleute aufzubrechen und die Gebeine der Toten in eine abseits liegende Grube zu werfen, als ob das ganze übrige

Palästina seinem Forschereifer nicht Spielraum genug geboten hätte. Dieses Verbrechen verursachte einen Kampf der beiden Parteien, der unter dem Namen „The war of the graveyard“ eine traurige Berühmtheit erlangt hat und erst 1907 endete, als endlich jener Schurke, der zwanzig Jahre lang die Flagge seines Landes besudeln durfte, entlarvt und auf die Teufelsinsel verbannt wurde. In diesen Kampf hat auch Selma Lagerlöf mit einer Denkschrift zum Schutz der Kolonisten eingegriffen, und er wurde obendrein der Anlaß, daß die nach Amerika ausgewanderten Schweden, die Dalekarlier, die Partei der Kolonisten ergriffen, auch ihre Verwandten in der Heimat dafür interessierten und sie zuletzt gemeinsam ebenfalls nach Jerusalem auswanderten. So wurden die Brüder Larsson und ihre Begleiter Mitglieder dieser amerikanischen Kolonie.


Phot.: Larsson.

Geburtsgrotte zu Bethlehem.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Bethlehem.

Die Straße von Jerusalem nach dem nur 10 Kilometer entfernten Bethlehem ist vortrefflich und führt durch schöne Gefilde des Berglandes von Judäa. Erst geht es nach dem fruchtbaren Tal von Hinnom auf der Grenze zwischen Benjamin und Juda hinab, das sich weiterhin östlich mit dem Kidrontal vereint und unter dem Namen Wadi en-Nar sich bis zum Ufer des Toten Meeres hinzieht. Wir kommen an dem unteren Gihonteich vorüber, wo der Priester Sadok und der Prophet Nathan Salomo zum König salbten, und an der Stelle, wo Gott erzürnt über die Greuel Israels zu Jeremias sagte: „Sie haben dem Baal Höhen gebaut, ihre Kinder zu verbrennen, dem Baal zu Brandopferung, was ich ihnen weder geboten noch davon geredet habe, was auch in mein Herz nie gekommen ist.“ Links von der Straße zeigte mir mein



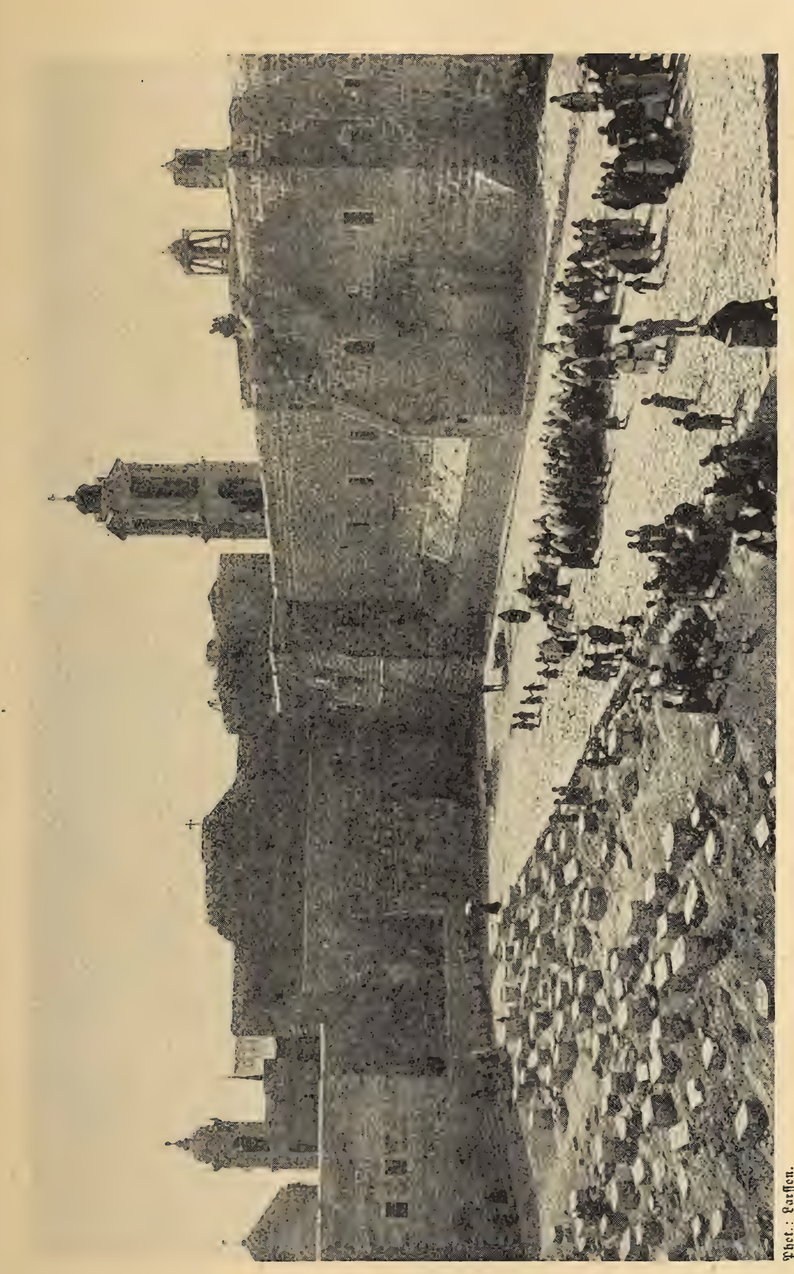
Phot.: Larsson.

Rahels Grab.

kundiger Begleiter Larsson den Baum, an dem sich der frommen Überlieferung zufolge der Verräter Judas erhängte. Rechts liegen die gepflegten Gärten und Landhäuser der deutschen Tempelkolonie, sowie auch der Bahnhof, der allen Pilgern bekannt ist, die von Jaffa herkommen.

Während wir an wogenden Durrafeldern am Anfang des Tals vorüberfahren, das sich allmählich nach der Ebene von Saron hinabsenkt, erinnert mich mein bibelfester Reisekamerad an Ereignisse der Vergangenheit, die mit allen diesen Plätzen verknüpft sind. Aber auch die Gegenwart heischt unsere Aufmerksamkeit. Hier trippeln kleine Eselkarawanen mit Gurken, Früchten und Gemüse belastet nach den Basaren der heiligen Stadt. Dort kommt eine bunte Gesellschaft reisender Beduinen aus der Tiefe der Wüste, um in Jerusalem Handel zu treiben; ihre dunkelblau gekleideten Frauen, denen unförmiger Schmuck über Gesicht und Nase herabhängt, thronen stolz auf hohen Dromedaren, deren Schatten bläulich auf den weißen Staub der Straße fallen. Andere Kamele ziehen, mit Holzkloben schwer beladen, langsam und nachdenklich ihre Straße, als ob sie die Schritte bis zu Davids Stadt zählten. Ein Landhaus rechterhand gehört Fedi Effendi, der eine Zeitlang Bürgermeister von Jerusalem war und dann eine politische Rolle spielte. Die Olivenbäume rechts und links sind oft hellgrau von dem aufgewirbelten Staub. Einen Augenblick halten wir an einer Zisterne, deren Quadern nach der Meinung meines Landsmanns aus den Teichen und Wasserwerken Salomos südwestlich von Jerusalem herrühren; „Brunnen der weisen Männer“ wird sie genannt. Als die Weisen aus dem Morgenlande dieses Weges zogen, um auf Befehl des Herodes den neugeborenen König der Juden zu suchen, verloren sie den Leitstern aus den Augen und sollen unschlüssig an diesem Brunnen haltgemacht haben, um ihre Kamele zu tränken. Da leuchtete ihnen das Spiegelbild des Sterns aus dem Wasser entgegen, sie waren also auf dem rechten Wege.

Linkerhand, in der Nähe des griechischen Klosters Mar Elias, ist ein anderer Brunnen, aus dem die heilige Familie auf der Reise nach Jerusalem getrunken haben soll. In einer Felsennische gegenüber ruhte der Prophet Elias, bevor er in die Wüste Sinai floh; ein in den Kalkstein gehauenes Kreuz erinnert an ihn. Von hier aus sieht man schon die Stadt Bethlehem auf flachen Geländewellen liegen.



Phot.: Larsson.

Die Geburtskirche in Bethlehem.

Im Südosten erhebt sich der Frankenberg, wo die Kreuzfahrer den letzten hartnäckigen Widerstand gegen den Islam leisteten. Dort ist auch das Herodium, das Grab Herodes des Großen, der dreiunddreißig Jahre die ihm von den Römern übertragene Königswürde innehatte. Von geringer Herkunft zum König der Juden emporgestiegen, war er ein grausamer Barbar, ein Sklave seiner Leidenschaften, und fühlte sich über Recht und Unrecht erhaben. Trotz tausendfacher Gefahren, die ihn stets umgaben, erreichte er ein hohes Alter. Sein Sohn und Nachfolger Archelaus bereitete ihm ein pomphaftes Begräbnis. Alle Reichskleinodien wurden herbeigeschafft, um dessen Glanz zu erhöhen. Mit Purpur bedeckt, lag der Tote auf goldener, juwelengeschmückter Bahre, auf der Stirn ein Diadem, auf dem Scheitel eine goldene Krone, in der rechten Hand das Zepter. Alle römischen Truppen im Lande, in Kampfstellung aufgereiht, beteiligten sich an dem Zuge.

Bei Tantur, wo der römisch-katholische Malteserorden ein Hospital und eine Kapelle hat, liegt links von der Straße ein Erbsenfeld. Die Sage erzählt, der Menschensohn sei einmal frühmorgens einsam hier vorübergewandert. Auf dem Felde war ein Bauer mit der Saat beschäftigt. Verdüsterten Sinnes, voll böser Gedanken gegen seine Nachbarn, bemerkte er nicht den Strahlenkranz um den Kopf des Meisters und nicht die Menschenliebe, die aus seinen Augen blickte. Auf die milde Frage: „Was tust du?" antwortete er, ohne aufzusehen, unwirsch und grob: „Ich säe kleine Steine." Als die Saat dann zur Ernte reifte, enthielten die Schoten nur Erbsen aus Stein. Zur Erinnerung daran verkaufen jetzt halbnackte Kinder den Pilgern kleine runde Steine.

Rechts taucht das große Christendorf Bet Dschala vor uns auf, und gleich an der Straße Kubbet Rahil das Grab der Rahel mit seiner weißen Kuppel, seinen festen Mauern und seinem weißgestrichenen Grabdenkmal. Hierhin wallfahren Christen, Juden und Mohammedaner. Das Gebäude ist aber ganz modern, und auch die Bibel gibt nur eine unsichere Gewähr für die Echtheit des Ortes. Das 1. Buch Moses zwar verlegt es hierhin, „gen Ephraim, das nun heißt Bethlehem", das 1. Buch Samuels aber nach Zelzah, „in der Grenze Benjamins".

Nun breitet sich Bethlehem vor uns aus, die Stadt, die keineswegs die geringste war unter Judas Fürsten, und eine der teuersten



Hussein, 55jähriger Fellache aus Sur Bahir bei Bethlehem.

Erinnerungen der Christenheit in sich schließt, eine Erinnerung, die alle Weihnachtsglocken läuten macht und gefeiert wird, wo Tannen sich unter dem Schnee beugen und wo warme Winde um Palmen wehen. „Denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids."

Bethlehem, der „Ort des Brotes", das Bet Lahm der Araber, hatte kurz vor dem Krieg 11000 Einwohner, fast lauter Christen, die meisten griechisch-katholisch. Der erste Eindruck ist unerfreulich. An seiner Außengrenze leuchten hier und da weiße und bunte Landhäuser von syrischen und arabischen Kaufleuten, die in Südamerika schwerreich geworden und zurückgekehrt sind, um das arme Bethlehem mit geschmacklosen Palästen zu umgeben, deren äußere Pracht nur die Unsauberkeit im Innern verdeckt. An einem Straßenknotenpunkt vor der Stadt liegt das schöne Krankenhaus des schwedischen Jerusalemvereins; jetzt war es hauptsächlich mit Augenkranken belegt, und eine deutsche Schwester leitete die Pflege.

Wir biegen in eine enge Straße ein. Eine Mauer umschließt den Hof mit dem Brunnen Davids. Hier holten die drei Helden, von denen das 2. Buch Samuel erzählt, das Wasser für David, als er auf der Ebene Rephaim gegen die Philister kämpfte. Fromme Stiftungen, Klöster, Schulen und Krankenhäuser sind in Bethlehem sehr zahlreich. Die Einwohner treiben Landwirtschaft, Viehzucht und Weinbau. Ein beliebtes Gewerbe ist daneben die Anfertigung von Kreuzen und Rosenkränzen aus Perlmutter, Holz oder Stein.

Christi Geburtskirche am Ostrand der Stadt ist uralt und hat merkwürdig gut den Einwirkungen der Zeit widerstanden. Die Kirche soll auf dem Platz stehen, wo Jesus geboren wurde; diese Überlieferung reicht so weit zurück, daß man keinen Grund hat, an ihrer Zuverlässigkeit zu zweifeln. Schon im Jahre 330 errichtete Konstantin hier seine Basilika, die wahrscheinlich von Justinianus umgebaut wurde. Später ist an Grundriß und Architektur nichts mehr verändert worden; das bezeugen die Schilderungen, die Pilger verschiedener Jahrhunderte hinterlassen haben.

Der einfache, einheitliche Stil im Innern mit seiner majestätischen Wucht macht einen ergreifenden Eindruck. Zwei schmälere Seitenschiffe



Phot.: Larsson.

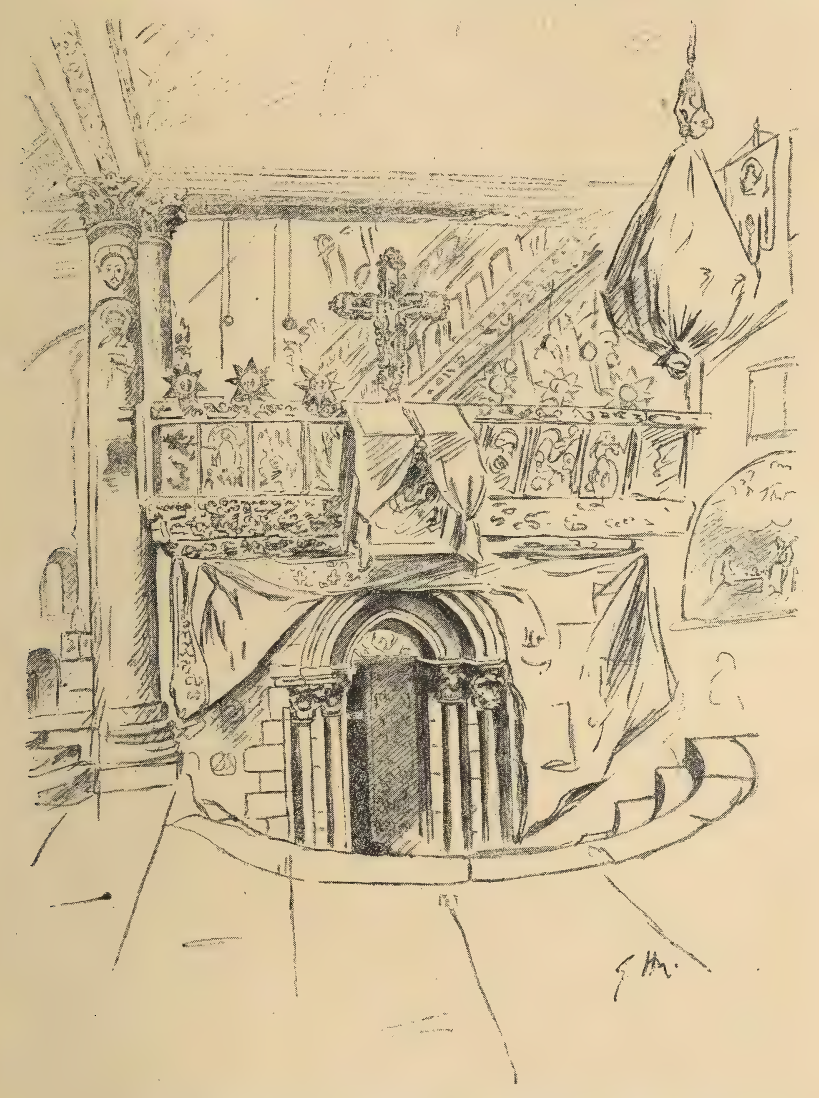
Bethlehem.



Phot.: Larsson.

Straße in Bethlehem.

sind von dem gewaltigen Hauptschiff durch vier Reihen Säulen aus roten Kalksteinmonolithen mit korinthischen Kapitellen getrennt. Die



Eingang zur Krypta in der Geburtskirche zu Bethlehem, griechische Seite.

Kirche ist nicht gewölbt, sondern flach gedeckt, und die dicken Balken des Dachstuhls liegen bloß. Gemälde aus der heiligen Geschichte schmücken

die Wände des mächtigen Chors, und das Strahlengold des Ikonostas verrät, daß sich hier griechische Priester und Mönche mit Lateinern und Armeniern in die Herrschaft teilen. Den würdigen Vätern fällt es hier ebenso schwer, sich zu vertragen, wie am Grabe Christi. Als die Lateiner einmal in dem ihnen zugewiesenen Raum einen Teppich legten, schnitten die Griechen eine Ecke davon ab, die auf ihr Gebiet hinüberreichte! Das Eigentumsrecht an einem Fenster war bestritten, und dreißig Jahre lang spannen die Spinnen dort ihre Netze, weil jeder dem andern sogar das Reinemachen verwehrte! Erst Enver Paschas Anwesenheit vor kurzer Zeit führte dazu, daß sich die Priesterschaft wenigstens über die Frage des Fensterputzens einigte! Von Konstantinopel erhielten die Armenier die Erlaubnis, an ihrer Decke noch eine Lampe aufzuhängen; die Griechen betrachteten das als einen Eingriff in ihre Rechte und nahmen die Lampe fort. Die leere Kette hängt immer noch da.

Eine feierliche Stille herrschte in dem gewaltigen Gotteshaus. Kein Pilgerschritt ertönte auf den abgenutzten Steinfliesen; außer wenigen Mönchen waren wir die einzigen Besucher.

Vom Chor führen zwei halbkreisförmige Treppen hinunter in die kühle Dämmerung der Krippenkapelle. Hier und da flackert ein Lampenlicht. Bald stehen wir vor dem goldenen Stern auf dem Boden der Krypta mit der heiligen Umschrift: „Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est.“ Der Stern, der vor 2000 Jahren die Weisen aus dem Morgenland leitete, stand gerade über dieser Stelle, über der nun ein Strauß von Lampen schwebt, die den verschiedenen Sekten angehören. Die Krippe, die gezeigt wird, ist aus Marmor, darüber hängen wieder fünf Lampen und hinter diesen ein kleines Gemälde, das Christi Geburt darstellt. Ein Altar ist den drei Königen aus dem Morgenland geweiht. Hier wurde am Weihnachtstag des Jahres 1101 Balduin zum König gekrönt, und hier drängten sich in Friedenszeiten, besonders an den Weihnachtstagen, zahllose Pilger. Dann kann man sich kaum einen Weg durch das vom Dunst und Qualm der Wachslichte und Dochte erfüllte Dunkel bahnen. Schon zu Konstantins Zeit prunkte dieser heilige Raum in Reichtum und Pracht; auch jetzt ist er das Gegenteil der Armut, die aus den Worten spricht: „Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln



Phot.: Larsson.

Frauen aus Bethlehem.

und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge."

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Basilika stehen das Kloster der Franziskaner und die Kirche der heiligen Katharina, von der eine Treppe zu einer Fortsetzung der eben geschilderten Krypta hinabführt. Hier ist die Kapelle der Unschuldigen, wo auf Herodes' Befehl die Knaben getötet und in einen Brunnen geworfen wurden, der ebenfalls gezeigt wird. Beim Schein eines Lichtes gelangten wir zum Grab des Eusebius von Cremona und dann zu einer in den Felsen gehauenen Kapelle, wo der heilige Hieronymus begraben ist. Seine Schülerin Paula und ihre Tochter Eustachia sind gleichfalls hier beigesetzt. In einer größeren Krypta weiter innen soll Hieronymus die Vulgata übersetzt haben. In einer andern Krypta erhielt Joseph im Traum die Warnung des Engels: „Stehe auf und nimm das Kindlein und seine Mutter zu dir und fliehe nach Ägyptenland."



Phot.: Larsson.

Hirt und Herde bei Bethlehem.

Wieder ans Tageslicht gekommen, wanderten wir im Glanz der Mittagssonne zur nahen Milchgrotte, die wunderwirkende Kraft besitzen soll. Als Maria hier einst ihrem Kinde zu trinken gab, erzählt eine alte Sage, fielen einige Tropfen Milch nieder; deshalb pilgern noch heute Mütter hierhin, um reiche Nahrung für ihre Kleinen zu erbitten;

ja man sammelt Staub von Wänden und Boden der Grotte und bäckt ihn in Brot, das an die Gläubigen verkauft wird.

Noch einige Schritte weiter nach Osten ist das Feld, auf dem die Hirten während der Christnacht ihre Herden hüteten. Ist der Zufall günstig, so sieht man sie noch heute leibhaftig vor sich, gekleidet wie damals, den Stab in der Hand und umgeben von weißwolligen Schafen, genau so wie in jener ersten rührenden Geschichte, die uns Kindern die Mutter erzählte; alljährlich unterm Weihnachtsbaum wiederholt sie sich und übertrifft alle andern Sagen durch ihre heilige Wahrheit und ihre weltumspannende Liebe. —

Davids Stadt, die da heißt Bethlehem, ist auch der Schauplatz einer kleinen entzückenden Novelle, die im Gegensatz zu den vergänglichen Erzeugnissen der Tagesliteratur immer gleich jung und anspruchslos, gleich frisch und bezaubernd bleibt. Als vor 3000 Jahren Naëmi von den Bergen Moabs nach Bethlehem zurückkehrte, wurde sie von ihrer Schwiegertochter begleitet, der jungen, schönen Moabiterin Ruth, die gleich ihr Witwe war. In Bethlehem hatte eben die Getreideernte begonnen, und die arme Ruth sammelte in der Spur der Schnitter vergessene Kornähren auf dem Feld des redlichen Boas. Sie wurde seine Frau und die Stammutter Davids und verbrachte ihr Leben in dieser Stadt, in der Christus geboren werden sollte, als die Zeit erfüllet war. Von der Terrasse über Boas' Haus aber konnte sie täglich die Höhen ihrer Heimat, die Berge Moabs, in der blauen Ferne schimmern sehen.


Phot.: Larsson.

Jaffa.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Ausflug nach Jaffa.

Am 9. August brachte ein Wagen mich und meinen Freund Larsson nach dem 70 Kilometer entfernten Jaffa, der Hafenstadt Jerusalems.

Die Fahrt ging zunächst durch die jüdische Kolonie vor dem Jaffator, vorüber am städtischen Hospital, am syrischen Waisenhaus, an der jüdischen Irrenanstalt und am Altenheim. An der Grenze des Stadtbereichs verlangt ein Posten unsern Paß zu sehen; dann liegt die Stadt hinter uns, und wir rollen durch die feierlich dunklen, welligen Berge von Judäa dahin.

Links biegt eine Seitenstraße nach Ain Karim ab, einem der Orte, die den Anspruch erheben, der Geburtsort Johannes des Täufers zu sein. Im Norden tritt der Berg En-Nebi Samwil oder Mispa hervor, von dem aus Samuel über Israel Gericht hielt. Auf seinem Gipfel



Azize, 20jährige römisch-katholische Frau in Bethlehem.

erhebt sich der Turm, den ich schon von der Nabulusstraße aus sah. Die Luft ist trüb und der Himmel wolkenbedeckt, was zu dieser Jahreszeit sehr ungewöhnlich ist. Das Gelände fällt ab, und wir fahren rechts in ein ziemlich tiefes Tal hinunter, das den Oberlauf des Wadi es-Sarar bildet. An einem Abhang liegt das Dorf Lifta, das im Buch Josua (15, 9) Nephthoa genannt wird.

Hier und da verlaufen Schützengräben, die häufig in den Fels eingesprengt und mit Stacheldrahtnetzen versehen sind. Meist arbeiten darin Frauen, deren Lohn in Weizen ausgezahlt wird, der jetzt wertvoller ist als Geld. Das stark gewellte Gelände zeigt vorwiegend nackten Fels; sonst ist es mit Kies und Steinblöcken besät, und auf dunkelgrauen Böschungen stehen Ölbäume. Wir begegnen Kamelreitern, kleinen Karawanen und Fußgängern, vor allem Frauen mit Fruchtkörben auf dem Kopf. Die rechte Talböschung ist mit Weingärten bedeckt. Dort liegt das Dorf Motsa mit einer 1890 gegründeten Kolonie, in der die einzige schwedische Judenfamilie wohnen soll. Ein Weg führt nach dem umstrittenen Emmaus. Bei dem Dorfe Kalonije haben wir den Talgrund erreicht und kreuzen ihn auf einer Steinbrücke. Eine Reihe mit Holz beladener Dromedare zieht langsam nach Jerusalem.

Jenseits des Tals zeichnet unsere Straße eine gelbe Zickzacklinie die jähen Abhänge hinan. Der Himmel klärt sich auf. Die Sonne tritt wieder hervor und behauptet das Feld. Kaum haben wir die Höhe erreicht, so geht es wieder abwärts in ein weniger tiefes Tal mit schönem Ölbaumwald, und dann den nächsten Kamm empor. Links von der Straße liegt ein Ort, den man für das Kirjat Jearim der Bibel hält, wo zwanzig Jahre lang die Bundesarche stand.

Um $^1/_2$9 Uhr vormittags sind wir auf dem letzten ansehnlichen Westkamm des judäischen Berglandes. Bei klarem Wetter sieht man von hier aus das Meer. Nun geht es, von einigen kleineren Geländewellen abgesehen, bis zur Küste abwärts.

Nach dreistündiger Fahrt halten wir vor der Posthalterei am Taltor Bab el-Wad, wo wir der Pferde wegen eine Weile im Schatten der Johannisbeerbäume rasten, um dann nach Nordwesten aufzubrechen. In südwestlicher Richtung verläuft die neue breite Militärstraße nach dem 60 Kilometer entfernten Gasa, in dessen Nähe die Engländer im Frühjahr

1915 vordrangen. Unter den uralten Städten des Orients hat der Name der Stadt Gasa einen guten Klang. Nach Südarabien, Ägypten, Petra und Palmyra gingen von hier aus wichtige Straßen, und hier sammelten sich früher die Pilgerkarawanen zum Berge Sinai. Wenn Krieg oder Handel die alten Ägypter nach Palästina und Syrien führte, war Gasa der erste Ort, an dem sie von den Mühsalen der Wüstenreise ausruhten. Deshalb suchten sowohl Pharaonen wie Ptolemäer diese Stadt zu erobern. Als Alexander der Große in Ägypten einfiel, mußte er sich erst den Besitz von Gasa sichern, und Bonaparte konnte an eine Eroberung Syriens nicht denken, ohne vorher diese Stadt zu besetzen, die man mit Recht den Vorposten Afrikas und das Tor Asiens genannt hat. Auch nachdem Pompejus im Jahre 62 Gasa den Juden entrissen hatte, ging die große Heerstraße nach Ägypten hier durch. Im zweiten und dritten Jahrhundert holten die griechischen Händler hier die Schätze ab, welche die Kauffahrer aus Arabien und Indien brachten. Im Jahre 635 wurde die Stadt durch den heiligen Krieg des Islam so gut wie vernichtet, und zur Zeit der Kreuzfahrer führte sie nur noch ein kümmerliches Leben. Heute sind die Wogen des Krieges abermals über Gasa hingegangen, und von seinen 40000 Einwohnern dürften nur wenige dort geblieben sein.

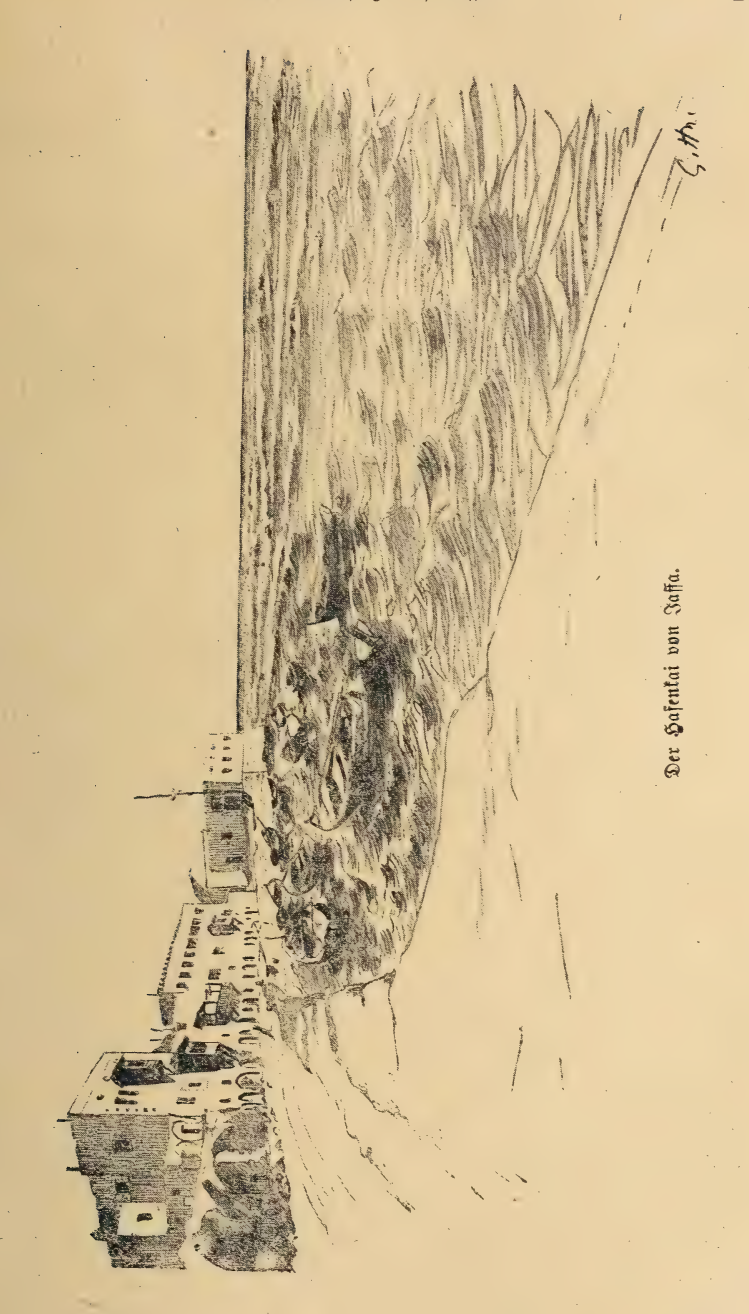
Wir fahren nun durch den Gürtel flacher Hügel, der die Übergangsform zwischen dem ebenen Küstenland und dem Gebirge von Judäa bildet; südlich vom Tal Achalon heißt er hierzulande Sephela. Dies ist das Gebiet, um dessen Besitz Israel mit den Philistern, die Makkabäer mit den Syriern, Saladin mit den Kreuzfahrern kämpften. An die christliche Zeit erinnern hier zahlreiche Ruinen von Klöstern oder Kirchen, und an den Wänden mancher Felsgrotten finden sich noch jetzt christliche Symbole, die verraten, daß hier ehemals Zufluchtsorte verfolgter Christengemeinden waren.

Der Küstengürtel, den im Norden das vorspringende Karmelgebirge unterbricht, verbreitert sich nach Süden zu, bei Jaffa mißt er 25, weiter unten 50 Kilometer zwischen Meer und judäischem Gebirge. Nördlich von Jaffa liegt die Ebene Saron, südlich das Land der Philister, der Schauplatz jahrhundertelanger blutiger Kämpfe. Durch dieses Land zog Thotmes gegen die Hethiter im Norden, und hier wogten die Krieger-

scharen des Ramses heran. In entgegengesetzter Richtung über Esdrelom nach den Städten der Philister zogen Tiglat Pileser, Salmanassar und Sargon. Der Prophet Jesaja schildert den Feldzug Sanheribs gegen Ägypten im Jahre 701. Nachdem Jaffa und andere Städte erobert waren, belagerte Sanherib auch Jerusalem, aber die Pest schlug sein Heer. Pharao Necho zog dieses Weges gegen Assyrien und Nebukadnezar gegen Ägypten. Die äußersten Vorgebirge von Schefela sahen auch Alexanders des Großen Heeresmassen vorübermarschieren, und abwechselnd wurde das Land von den Antiochiern und den Ptolemäern aus Ägypten überschwemmt. Römische Helme blinkten immer wieder in der Küstenebene und in den Tälern Judäas. Im Jahre 63 v. Chr. eroberte Pompejus Jaffa; Cäsar aber entschied im Jahre 47, daß die Stadt wie vordem den Juden gehören solle.

Wie oft spricht die Bibel von weltgeschichtlichen Ereignissen in diesem Teil Palästinas! Von den Bergeshöhen sahen die eindringenden Israeliten zum ersten Mal das Meer. Im Tal Ajalon kämpfte Josua gegen die Kanaaniter und verjagte sie beim Glanz der stillstehenden Sonne. Hier schlugen Saul, Jonathan und David die Scharen der Philister, und im zweiten Jahrhundert v. Chr. kämpften hier Makkabäer und Syrier gegeneinander. Jahrhundert um Jahrhundert brandete der Krieg gegen die Berge Judäas. Im Jahre 66 n. Chr. zog Cestius Gallus durch das Tal Ajalon nach Jerusalem hinauf und eroberte einen Teil der Stadt; die Juden vertrieben ihn aber wieder. Der Einfall der Mohammedaner berührte das Küstenland weniger. Die ersten Kreuzfahrer zogen, ohne Widerstand zu finden, in zwei Tagen von Ramle nach Jerusalem; die Scharen des dritten Kreuzzugs aber vermochten Saladins kraftvolle Verteidigung der Bergpässe Judäas nicht zu brechen. Kämpfend erreichte Richard Löwenherz vom Karmel am Fuß des Gebirges entlang Jaffa, das ein Stützpunkt für die Festungen wurde, die Richard an der Straße nach Jerusalem errichtete. Trotz Wunder von Tapferkeit drang er nur so weit vor, daß er die heilige Stadt von ferne sah; dann mußte er wieder nach Jaffa zurückkehren.

Bald nach dem Zug des Richard Löwenherz wurde Jaffa von den Sarazenen wieder erobert, 1204 abermals den Christen überlassen und 1267 von Bibars zerstört. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts



Der Hafenkai von Jaffa.

begann sich die Stadt wieder zu erheben und als Hafenstadt zu entwickeln. Im Jahre 1799 eroberte sie General Kleber, und nie wohl hat das Land der Philister mehr gelitten als in dem Frühjahr, als Bonaparte von Ägypten aus in Syrien eindrang, und in dem Sommer, als er verwüstend und plündernd nach dem Nil zurückkehrte.

Ramle hat etwa 7000 Einwohner; ein Drittel davon sind Christen griechischen Glaubens. Seine Gärten sind fruchtbar, und die Sykomore entwickelt hier ihre ganze Üppigkeit. Der Name der Stadt bedeutet Sand, und tatsächlich wandern die Küstendünen bis hierhin und bedrohen oft die Pflanzungen. Ehedem pflegten die Pilger in Ramle auf die Erlaubnis zu warten, die Reise nach der heiligen Stadt fortzusetzen.

Die Franziskaner haben hier ein Kloster, in dem Bonaparte in den ersten Märztagen des Jahres 1799 wohnte, als er von Ägypten aus einen vergeblichen Vorstoß nach Syrien machte, weil die Pforte, nach Vernichtung der französischen Flotte durch Nelson bei Abukir, Frankreich den Krieg erklärt hatte. Er kam am 1. März an und brach am 3. mit dem Hauptquartier um 7 Uhr morgens wieder auf. Da nur ein jüngerer Bruder anwesend war, der keine Schlüssel hatte, konnten wir das Napoleonzimmer erst am andern Tage auf der Heimfahrt besuchen. Das kleine Eckzimmer stand leer; sein Fußboden ist von Stein, und die tiefen Fensternischen zeigen die Dicke der Mauern. Ein zweiter Raum, kaum größer als eine Hütte, diente dem zukünftigen Kaiser als Schlafgemach.

Dieses Napoleonzimmer weckt die Erinnerung an eine der empörendsten Schandtaten der Weltgeschichte. Am 4. März 1799 wurde Jaffa von den Franzosen eingeschlossen und zwei Tage später im Sturm genommen. Seine Besatzung bestand aus 5000 Mann; 2000 davon fielen während der Straßenkämpfe, die übrigen, die in Moscheen und Karawansereien ihre Zuflucht gesucht hatten, streckten die Waffen, nachdem ihnen Bonapartes Adjutanten, Eugène de Beauharnais und Croisier, freien Rückzug versprochen hatten. Die große Zahl Gefangener war jedoch für Bonaparte eine unangenehme Last. Er konnte sie nicht nach Ägypten schicken, ohne sein stark dezimiertes Heer noch weiter zu schwächen. Ernähren konnte er sie auch nicht aus Mangel an Proviant, und ihre Freilassung hätte die Widerstandskraft des Feindes nur gestärkt. Diese

Bedenken bestimmten Bonaparte, die Versprechungen, die zwar in seinem Namen, aber ohne seinen Auftrag gegeben worden waren, nicht zu halten und die ganze Besatzung, mit Ausnahme einiger hundert Ägypter, zum Tode zu verurteilen.

André Peyrusse, der am Abend vor dieser Massenhinrichtung mit der Kriegskasse nach Jaffa gekommen war, schreibt am 10. März darüber an seine Mutter: „Daß der zügellose Soldat in einer mit Gewalt genommenen Stadt plündert, brennt und mordet, was ihm in den Weg



Phot.: Larsson.

Im Hafen von Jaffa.

läuft, erlauben die Kriegsgesetze, und die Menschheit breitet einen Schleier über diese Schrecken. Daß aber ein Mensch zwei oder drei Tage nach einem Sturm, nachdem die Leidenschaft sich beruhigt hat, die barbarische Kaltblütigkeit besitzt, 3000 Mann, die sich in gutem Glauben unserer Ritterlichkeit anvertrauten, niederzumetzeln, ist eine Grausamkeit, über die ohne Zweifel die Nachwelt strenges Gericht halten wird. Den Urhebern dieses Befehls wird ihr Platz unter den Henkern der Menschheit sicher sein. Am Tag nach der Waffenstreckung wurden sämtliche Albanesen an die Meeresküste geführt, und zwei Bataillone begannen auf sie zu schießen. Nur das Meer bot ihnen Rettung; sie zögerten auch nicht,

sich schwimmend in die Wogen zu stürzen. Doch blieb Zeit genug, sie niederzuknallen, und in kurzer Zeit färbte sich das Meer blutrot und war mit Leichen bedeckt. Einige wenige konnten sich auf Klippen retten. Man schickte Soldaten in Booten aus, um sie zu erledigen... Tags darauf führte man 1200 türkische Artilleristen zum Tode, die zwei Tage lang vor dem Zelt des Oberbefehlshabers ohne Nahrung gelegen hatten. Man hatte wohlweislich befohlen, Pulver zu sparen, und war unmenschlich genug, sie mit dem Bajonett niederzustechen. Unter den Opfern waren viele Kinder, die sich im Augenblick des Todes an die Leichen ihrer Väter klammerten. Dieses Beispiel wird unsere Feinde lehren, was sie von französischer Loyalität zu halten haben, und früher oder später wird das Blut der 3000 Opfer über uns kommen..."

Den Befehl zu dieser Hinrichtung gab Bonaparte am 9. März dem General Berthier in einem eigenhändigen Briefe, der mit den Worten schließt, daß kein einziger der Gefangenen mit dem Leben davonkommen dürfe!

Die Geschichtsforschung hat diese abscheuliche Grausamkeit fast einmütig verurteilt. Militärschriftsteller begnügen sich im allgemeinen damit, die Notwendigkeit der Maßnahme zu betonen. In seinen auf St. Helena diktierten Memoiren hat Napoleon selbst versucht, diese düstere Erinnerung an Jaffa zu mildern, und in einem Gespräch mit Barry E. O'Meara legt der gestürzte Kaiser alle militärischen Gründe dar, die ihn zu der nach seiner Meinung notwendigen Hinrichtung berechtigten. Auf jeden Fall aber beweist diese Tat, daß er seine Stellung unsicher fühlte und den auch bald nachher aufgegebenen Zug nach Syrien schon damals als ein undurchführbares Unternehmen erkannt hatte.

Von Ramle bis Jaffa sind es nur noch 20 Kilometer. Zwischen dichten Kaktushecken fahren wir durch das Dorf Sarafand mit seinen roten Ziegeldächern, Palmenhainen und den ersten Apfelsinenbäumen. Schon wird Jaffa auf seinem Hügel sichtbar. Aber noch haben wir eine lange Reihe von Dörfern, Gärten und Anpflanzungen zu durchqueren. Linkerhand erheben gelbe Dünen ihre nackten Kämme. Das Dorf Jasur soll an der Stelle liegen, wo Simson dreihundert Füchse fing und sie mit brennenden Fackeln an den Schwänzen hinausjagte, um die Getreidefeime und Olivenhaine der Philister anzuzünden.

Zu beiden Seiten der Stadt sieht man zahlreiche Wasserräder, die hier „Bajara“ heißen. Sykomoren und Palmen, schnellwachsende Eukalyptusbäume und feierliche Zypressen werden immer dichter, und über ihren grünen Kronen ragt der Turm der russischen Kirche empor. In ihrer Nähe betrachteten wir das Haus, in dem Petrus dem toten Mädchen zurief: „Tabita, stehe auf“, sowie das Felsengrab der Auferweckten mit seinem Mosaikboden.

Bald darauf hielten wir vor Hardeggs Hotel in Jaffa, und als ich auf den Balkon meines Zimmers hinaustrat, lag das weite Meer im Glanz der Nachmittagssonne vor mir.

Jaffa, das Joppe der Griechen, das Japho des Alten Testaments, ist eine uralte Stadt, ursprünglich eine phönizische Kolonie im Lande der Philister. Als Salomo den Tempelbau vorbereitete, schrieb ihm Huram, der König von Tyrus: „Möge also nun mein Herr seinem Diener Weizen und Korn, Öl und Wein senden, wovon er gesprochen hat. Dann wollen wir Holz schlagen auf dem Libanon, soviel du brauchst, und es dann auf dem Meer nach Japho befördern, von dort aber mußt du es selber nach Jerusalem schaffen.“

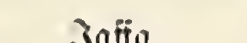
In unsern Tagen bringen die Schiffe jährlich gegen 20000 Pilger nach Jaffa, und der Handel war vor dem Krieg in beständiger Zunahme begriffen. Im Jahre 1910 wurden hier für über 45 Millionen Mark Apfelsinen verschifft. Die Einwohnerzahl beträgt etwa 50000; davon sind 30000 Mohammedaner, 10000 Christen und ebenso viele Juden. Die Stadt liegt amphitheatralisch auf einer 35 Meter hohen Klippe, einer Ausbuchtung der Küstenlinie. Einen Hafen gibt es nicht, die Fahrzeuge löschen und laden auf offener Reede vor einer Kette von Felsen und Sandbänken, die der Küstenlinie in einiger Entfernung folgt. Im Jahre 1654 wurde da, wo Simon, der Gerber, sein Haus gehabt haben soll, eine lateinische Herberge gegründet. Man zeigt den Ort noch jetzt an der Böschung in der Nähe des „Fanals“, des Leuchtturms, was ja soweit zum 9. und 10. Kapitel der Apostelgeschichte stimmt, wo es heißt: „Und es geschah, daß Petrus lange Zeit zu Joppe blieb bei Simon, der ein Gerber war.“ — „Sende Männer gen Joppe und laß fordern Simon, mit dem Zunamen Petrus, welcher ist zur Herberge bei einem Gerber Simon, des Haus am Meere liegt.“ Es ist ein

einfacher Steinbau von keineswegs hohem Alter in einem malerischen Wirrwarr von mehr oder weniger altertümlichen Häusern.

Auf seinem Dach aber standen zwei türkische Offiziere und suchten abwechselnd den Horizont mit einem Scherenfernrohr ab. Sie waren so eifrig bei der Sache, daß sie unsere Ankunft gar nicht merkten. Sie erwarteten offenbar die Ankunft eines Fahrzeugs.

Gleich bei unserm Eintreffen im Hotel Hardegg hatte mir ein älterer Deutscher erzählt, am frühen Morgen seien draußen auf der Reede zwei französische Torpedoboote erschienen und hätten ein Boot in See gesetzt, das durch die Felsenkette hindurch auf den Kai zufuhr. Das türkische Wachtboot sei ihm entgegengefahren und habe zwei Briefe zurückgebracht; der eine war an Dschemal Pascha, der andere an den Mutessarrif der Gegend gerichtet. Sie enthielten beide die gleiche Warnung: die Stadt solle bombardiert werden. Der Angriff gelte nur militärischen Anlagen und Fabriken sowie dem deutschen Konsulat. Sobald auf einem der zu erwartenden Kriegsschiffe die rote Flagge emporsteige, werde die Beschießung beginnen. Man solle sich ja hüten, sie vom Lande aus zu erwidern. Wenn nur ein einziger Gewehrschuß gegen „les embarcations“ falle, werde ein „bombardement général“ die ganze Stadt einäschern. Der Ausdruck „embarcations“ konnte nur kleinere Fahrzeuge bedeuten. Man erwartete also in Jaffa eine Truppenlandung und war in nicht geringer Sorge und Spannung.

Solche Warnungen waren in Jaffa, Haifa und andern Hafenstädten schon mehrfach eingelaufen, und man wußte, daß sie nicht zum Spaß gegeben wurden. Man hatte daher auch diesmal alle nötigen Maßnahmen getroffen. Der deutsche Konsul, Herr Schwabinger, hatte seine Papiere und Wertsachen in bombensicheren Gewölben untergebracht, und seinem Beispiel waren viele andere gefolgt. Die türkischen Kasernen waren schon geräumt und Truppen und Vorräte an sicherere Plätze verlegt. Einige Fabriken aber ließ man in Betrieb, da zu ihrer Räumung noch Zeit war, wenn erst die Rauchsäulen der Kriegsschiffe am Horizont aufstiegen. Die Basare der Stadt waren geschlossen, aber viel Volk unterwegs. Die Bevölkerung schien den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegenzusehen. Denen, die vor oder hinter den bedrohten Gebäuden wohnten, war am unbehaglichsten zumute; sie hatten alle Aus-



Phot.: Larsson.

Jaffa.



Maische (Moses) Rom,
74jähriger russischer Jude aus Kowno; Kaufmann, seit sechs Jahren in Jerusalem.

sicht, mit Granaten zugedeckt zu werden. Mein Hotel galt als völlig sicher, weil sich das Konsulat der Vereinigten Staaten darin befand.

In grünen und blauen Tönen prächtig schimmernd, rollte die schäumende Brandung gegen die Küste und warf ihre blitzenden Schaumflocken über die schwarzen Felsblöcke, die einige hundert Meter vom Land entfernt ein natürliches Bollwerk bilden, und im Licht der untergehenden Sonne schien ein Gold- und Diamantenregen auf sie herabzurauschen. Bei starkem Westwind kann man durch diese Felsen nicht



Phot.: Larsson.

Brandung an den Klippen vor Jaffa.

hindurchrudern, sie dienen daher als Wellenbrecher. Diesseits von ihnen ist das Wasser kristallklar, von herrlicher meergrüner Farbe und ziemlich ruhig; doch tanzten die zahlreichen Ruder- und Segelboote, die hier mit herabgelassenen Masten verankert lagen, lustig auf den Wellen.

Ich wartete mehrere Stunden am Kai, aber keine französischen Kriegsschiffe erschienen. Es zeigte sich überhaupt nichts, und das Mittelmeer schien so einsam wie ein innerasiatischer See, den niemals Boote befahren. Der Kai war ebenso unbelebt. Kein Mensch war zu sehen; nur einige Knaben kamen herab, entkleideten sich, sprangen ins Wasser und zeigten ihre Schwimmkünste, um sich ein Backschisch zu verdienen.

Ihr Lachen und Prusten und der Gesang der Wellen, das taktmäßige Tosen der Brandung, waren die einzigen Laute, die die Stille unterbrachen. So konnte ich in aller Ruhe mein Skizzenbuch vornehmen und arbeiten, bis die Sonne ins Meer hinabgesunken war. Um 7 Uhr zeigte das Thermometer im Wasser 29,9 und in der Luft 26,9 Grad, und eine kühlende Brise strich über die Küste hin.

In der Dämmerung besuchte ich den deutschen Klub, wo der Konsul und etwa zwanzig Herren versammelt waren, mit denen ich ein paar Stunden in angeregtestem Gespräch verplauderte. Den Abend beschloß ich im Speisesaal des Hotels in liebenswürdiger Gesellschaft des Wirtes, Herrn Hardegg, und seiner Frau; letztere stammte von väterlicher und mütterlicher Seite von den bekannten Männern Hoffmann und Hardegg, die mit zu den Begründern des 1860 in Württemberg gestifteten Tempelvereins gehörten.

Später stand ich lange auf dem Balkon meines Hotelzimmers. Die Nacht war pechschwarz, nur die Sterne schimmerten. Die Brandung brauste stärker als zuvor, und draußen lag das weite Meer, von dessen Fläche jeden Augenblick Tod und Verderben hereinbrechen konnte. Die gleiche Lage und Stimmung hatte ich schon einmal durchlebt, im Oktober 1914 in Ostende, als englische Torpedoboote diese Stadt beschossen. Die Nacht in Jaffa verlief aber vollkommen ruhig. Keine Granate störte meinen Schlummer. Erst am 25. Februar 1917 berichteten die Zeitungen, ein französischer Kreuzer habe Jaffa beschossen, wobei unter anderm auch das schwedische und das spanische Konsulat zerstört worden seien.


Ochsenherde an der Küste.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Christen- und Judenkolonien in Palästina.

Am folgenden Tag besuchte ich die einen Kilometer nordöstlich von Jaffa gelegene deutsche Tempelkolonie Sarona, die unmittelbar nach dem Kriege 1870/71 gegründet wurde und sich jetzt im Zustand vielversprechender Blüte befand. Bürgermeister Lippmann und Weingärtner Weeber, zwei in langjähriger Arbeit erprobte, selbstsichere Männer süddeutscher Herkunft, führten mich umher. Was sie und ihre Kameraden vom Tempelverein nach Haifa, Jaffa, Jerusalem, Sarona, Wilhelma und andern Kolonistenorten geführt hat, ist der Gedanke, den Prophezeiungen des Alten Testamentes gemäß zu leben und in Palästina ideale christliche Gemeinden zu gründen, von denen, wenn die Zeit erfüllet ist, eine neue religiöse und soziale Befruchtung auf Europa ausstrahlen soll. Das Land, das die Kolonisten bei ihrer Ansiedelung gekauft und urbar gemacht haben, gewährt ihnen jetzt ihren Unterhalt Sie bauen hauptsächlich Wein, Apfelsinen und Gemüse. Milch und Honig wird gleichfalls gewonnen wie in alten Zeiten. An erster Stelle aber

steht der Wein, dessen Ernte sich durchschnittlich auf 700000 Liter beläuft und zuweilen bis zu einer Million Liter ansteigt. Man führte mich durch die gewaltigen Weinkellereien, in denen riesige Fässer übereinander aufgestapelt lagen; Behälter, die bis zu 30000 Liter fassen, sind einfach in die Felsen eingesprengt. Ich mußte natürlich die verschiedenen Sorten und Jahrgänge kosten, ein etwas gefährliches Unternehmen. Doch bestand ich die Probe, wie es sich für einen echten Nordländer gehört.

Durch den Krieg haben die Kolonisten ihr Hauptabsatzgebiet, Ägypten, verloren. Sie mußten daher ihre Produktion den Anforderungen der Zeit anpassen, was ihrer Geschicklichkeit unschwer gelang. Der Besuch der Heuschrecken im vorigen Jahr war auch für sie ein viel größeres Unglück als der Krieg.

Von besonderem Reiz war ein Spaziergang durch die Dorfstraßen und prächtigen Alleen von Eukalyptus, Akazien, Pfeffer- und Maulbeerbäumen. Überall herrschte Reinlichkeit, Ordnung und Behaglichkeit. Früher hat man die Häuser aus Holz gebaut, jetzt zieht man Steinmaterial vor, das dem Klima besser standhält. Die Zahl der Einwohner von Sarona beträgt 211 Köpfe und ist in den letzten Jahren ziemlich die gleiche geblieben. In den ersten Jahren der Ansiedelung tötete das Klima alle neugeborenen Kinder. Erst als die Kolonisten Eukalyptusbäume anpflanzten, das sumpfige Gelände entwässerten und damit die Moskitos und Mücken abnahmen, besserte sich der Gesundheitszustand beständig, und seit 1876 durfte man darauf rechnen, Neugeborene am Leben zu erhalten. Von den ersten Einwanderern waren bei meinem Besuch noch vier am Leben. Zwanzig Mitbürger aus Sarona waren im Kriege, vier von ihnen gefallen. Von ihren sechsundfünfzig Pferden hatte die Kolonie dreißig an die Heeresverwaltung abgetreten.

Ich beschloß meinen Besuch mit einer Besichtigung des Gemeindehauses und des anspruchslosen Betsaals, über dessen Tür die Worte stehen: „Im Reich dieses Königs hat man das Recht lieb.“ Mit ehrfürchtiger Bewunderung betrachtete ich diese abgehärteten stillen Männer, ihre ernsten, frommen Frauen und ihre sauberen, aufgeweckten Kinder. Die Mitglieder der Gemeinde leben in spartanischer Einfachheit und musterhafter Eintracht. Sie kennen keinen Klassenhaß und

kein Ringen um Macht. Jeder arbeitet, solange der Tag währt, zum Wohl des Ganzen.

Südlich von Sarona liegt die 1882 gegründete jüdische Kolonie Rischon le Sion, der „Erstling von Zion". Die Straße führt zunächst durch ausgedehnte Felder Sesam, der von deutschen Kolonisten nicht angebaut wird, da er zu wenig Ertrag bringt. Bei dem jüdischen Dorfe Mikwe-Israel kreuzt mein Weg die Landstraße nach Jerusalem. Zur Linken dehnen sich Mais- und Durrafelder aus, zur Rechten ein 7 bis 8 Kilometer breiter Dünengürtel, der von der Küste ostwärts wandert und sich bis Ägypten erstreckt. Ein 12 Kilometer langer Fahrweg, dessen Anlage die jüdische Kolonie 160000 Franken gekostet hat, während die Regierung nur 60000 beisteuerte, führt mich zwischen Kaktushecken und Weinpflanzungen, unter Maulbeer- und Mandelbäumen ans Ziel.


Phot.: Larsson.
Jude beim Gebet.

Eine Straße mit kleinen einfachen Arbeiterwohnungen läuft auf die Synagoge zu, die den Mittelpunkt des Dorfes bildet und von Geschäftshäusern und Weinfabriken umgeben ist. Ein ehrwürdiger Greis mit weißem Haar und Bart, Herr Merowitsch aus Warschau, den die russischen Judenpogrome 1882 aus seiner Heimat vertrieben haben, führte mich umher und erläuterte mir die Geschichte der Kolonie ausführlicher, als ich sie hier wiedergeben kann.

Die erste Anlage der Alliance Israélite Universelle war die 1870 begründete Ackerbauschule in Mikwe-Israel, an der besonders der Elsässer Carl Netter tätig war. Die erste Kolonie (1878) war Petach Tikwe, das „Tor der Hoffnung"; sie liegt etwa 12 Kilometer nordöstlich von Sarona und ist mit 3600 Einwohnern heute die größte von allen. Dann folgte Rischon le Sion, das jetzt 900 bis 1000 Einwohner zählt, der Mehrzahl nach russische Studenten, begeisterte Zionisten, die ihre Rasse vor dem Untergang in der Diaspora retten wollen. Sie nennen sich Bilu, nach den Anfangsbuchstaben des Psalmverses: Bene iakob lechu Uanelcha („Kinder Jakobs, laßt uns gehen"), eines Mahnrufs, auszuziehen und ein Reich zu gründen oder das alte wiederherzustellen. Andere Kolonien sind: Rehobot mit 1200 Einwohnern, Wadi el-Chanin mit 150, Wadi Katra mit 130, Ekron mit 250, Bir Jakob mit 150, Kufr Saba mit 40, Ben Schemen mit 150, Kastinije mit 140, Rochama mit 40, Chulda mit 40, Kafrurije mit 30 und Artuf mit 100 Einwohnern. Alle diese Ortschaften liegen mehr oder weniger weit von Jaffa entfernt. Jüdische Kolonisten wohnen übrigens nicht nur in Judäa, sondern auch in Samaria, auf der Ebene Jesreel und in Ober- und Untergaliläa.

Die jüngere Generation der jüdischen Einwanderer strebt nach Verwirklichung der Eigenheimidee. Jeder soll seinen Grund und Boden haben, um von fremder Hilfe unabhängig zu sein. Der Gemeinsamkeitsgedanke steht über allem; er duldet keine Spekulation mit Land oder wachsender Saat, sondern läßt den Ertrag der Arbeit allen zugute kommen. Auch die Weinfabrikation ist gemeinsamer Betrieb. Jeder Weinbauer liefert seine Traubenernte an die Zentralverwaltung ab, wird dadurch Teilhaber des Unternehmens und erhält seinen Anteil am Gewinn.

Die hauptsächlichsten Landwirtschaftserzeugnisse sind Wein und Mandeln. Vor kurzem hat man das „gemischte System" eingeführt, um gegen die Unsicherheit der Ernte — eine Folge des wechselvollen Klimas — einen Rückhalt zu besitzen. Die Kolonie erzeugt 400 Millionen Liter Wein jährlich. Die Gärung geht in einem drei Stock hohen Gebäude vor sich, in dem 230 Fässer von 10000 Liter lagerten. Etwa 100 „Amphoren" faßten je 30000 Liter. An die Staatskasse führt die Fabrik jährlich 100000 Franken ab.



Jaffa,
19jährige verheiratete Jüdin aus Buchara, seit vier Jahren in Jerusalem.

Ein Dünengürtel, der von Westen her anrückt, droht die Kolonie zu ersticken. Man sucht daher die Dünen dadurch zu binden, daß man zwischen ihnen Eukalyptus, Kasuarinen, Tamarisken und einige Pinusarten anpflanzt. Die Baumschule zählte zur Zeit 20000 Eukalyptusstämmchen, die bald in den Dünengürtel eingepflanzt werden sollten. Von 1917 an sollten jährlich 200 Hektar gebunden werden; dann wäre also in zehn Jahren der ganze etwa 2000 Hektar umfassende gefährliche Dünengürtel gefestigt. Durch gute Bodenbewirtschaftung hofft man Wohnplätze und Ländereien für eine große Zahl neuer Einwanderer zu gewinnen. Dschemal Pascha hatte deshalb der Bevölkerung diese Dünengebiete als Eigentum für alle Zukunft zugesichert.

Die schlimmsten Feinde der Kolonie sind die Heuschrecken, die unregelmäßigen Niederschläge, der vernichtende Schirokko und die Schakale, die Trauben und Melonen leidenschaftlich lieben. All dieser Fährlichkeiten weiß sich aber das wackere Kolonistenvölkchen tapfer zu erwehren.

Ein Besuch der jüdischen Kolonien in Palästina führt von selbst auf das Problem des modernen Zionismus. Er hat zwei Wurzeln. Die eine ist die Tatsache, daß die Juden in der Diaspora verschwinden, d. h. von den Völkern, zwischen denen sie leben, aufgesogen werden. Es gibt aber auch Juden, die ihre Rasse und ihren Glauben treu bewahren und nicht verschwinden wollen. Sie sehen in der Auswanderung nach Palästina die einzige Rettung.

Die andere Wurzel sind die Judenverfolgungen in Rußland und überhaupt der Antisemitismus. Die russischen Juden wandern jedoch meist nach Amerika aus, wo sie leichter vorwärts kommen; aber auch dort gehen sie als Rasse unter. Die Zahl der amerikanischen Juden beläuft sich bereits auf $3^1/_2$ Millionen, und neuerdings hat man ihre Einwanderung nach den Vereinigten Staaten erschwert, da sie überhand zu nehmen drohten und die Arbeitslöhne drückten. Die besseren Elemente, die für ideale Ziele kämpfen, wenden sich nach Palästina, wo der Kampf ums Dasein weit härter ist als in Amerika.

Vor 2000 Jahren wurde das Staatsleben der Juden zerstört. Aber die Hoffnung auf seine Wiederherstellung und die Sehnsucht nach Jerusalem lebt noch immer. Die Rückwanderung begann schon vor 300 Jahren, als gelehrte Juden talmudistischer Studien wegen ihre alte



Jehija Levi,
80jähriger armer Jude aus Jemen, seit drei Jahren in Jerusalem.

Heimat aufsuchten. Im 18. und besonders im 19. Jahrhundert verließen zahlreiche alte Juden Osteuropa, um im Heiligen Lande zu sterben. Sie und ihre jüngeren Begleiter gründeten die jüdischen Kolonien in Jerusalem, Hebron, Safed und Tiberias. Aus Europa erhielten sie regelmäßige Unterstützung (Chaluka), und das Interesse an der Auswanderung nahm zu. Nun entstand der Gedanke, alle Juden der Welt sollten sich vereinen, um die alte jüdische Landwirtschaft im Heiligen Lande wieder zu erwecken. Das führte 1870 zur Gründung der Alliance Israélite Universelle und ähnlicher Vereine. Dennoch wären der Zionismus und die Kolonien untergegangen, hätte nicht Baron E. Rothschild Anfang der achtziger Jahre die Bewegung dadurch gerettet, daß er sie mit hundert Millionen Franken unterstützte. Dieses Kapital ermöglichte es, Weinbau in größtem Stil zu unternehmen. Im Jahre 1900 setzte Baron Hirsch für die jüdische Kolonisation außerhalb Europas zweihundert Millionen aus. Im selben Jahr griff eine englische Gesellschaft, die Jewish Colonisation Association, mit Hilfe Rothschilds die Sache systematischer an und gründete mehrere Kolonien. Einige Jahre später trat in Jaffa die zionistische Organisation ins Leben, die, gestützt auf den jüdischen Nationalfonds, eine Reihe von Musterbetrieben einrichtete. Auch europäische Juden legten ihr Geld in diesem Unternehmen an, das sich vortrefflich verzinste. Besonders wurden Wein, Apfelsinen und Mandeln gebaut. Zur Zeit gibt es vierzig solcher Kolonien mit 50000 Hektar Land und 12000 Einwohnern, und man schätzt ihr Vermögen auf 65 Millionen, den jährlichen Ertrag auf 6—7 Millionen Franken.

Dann stellte Theodor Herzl die Nationalitätenfrage in den Vordergrund. Er berief 1897 einen Kongreß nach Basel, der die Erringung einer politisch und rechtlich geschützten Heimat der Juden in Palästina als Ziel des modernen Zionismus aufstellte. Hunderttausend Juden aller Länder haben sich diesem Programm angeschlossen. Die kräftigste Unterstützung erfährt die Bewegung natürlich in den Ländern, wo die Juden arm und unterdrückt sind, wie in Rußland, Polen, Rumänien, Galizien und der Bukowina. In Westeuropa gewinnt sie nur langsam Anhänger, Unterstützung aber findet sie auch hier. Dafür sorgt schon der Antisemitismus, und das Zusammengehörigkeitsgefühl des ganzen Judentums ist durch den Zionismus gewachsen.



Eliau Armosa, 57jähriger Jude aus Aleppo.

Im Jahre 1910 zählte man in Palästina 86000 Juden; ihre Zahl war kurz vor dem Kriege auf 100000 gestiegen, war aber jetzt wieder auf 85000 gefallen. Sie bilden also nur etwa ein Sechstel der ganzen Bevölkerung des Landes. In Jerusalem wohnten etwa 50000, in fünf größeren Städten 28000, in den Kolonien 8000. Mehr als ein Drittel von ihnen ist arm und lebt von „Chaluka", die alljährlich im Betrag von mehreren Millionen Franken aus der ganzen Welt eintrifft. Die übrigen ernähren sich durch eigene Arbeit. Vermögende Kaufleute sind in der Minderheit. Die Kolonisten sind besser gestellt als ihre Volksgenossen in den Städten. Von den 30000 Quadratkilometern Palästinas sind nur 500 jüdischer Besitz. Der Zionismus sieht seine Aufgabe auch darin, die Juden zur Landwirtschaft zu erziehen, ein Ziel, das natürlich nur erreicht werden kann, wenn mehr Land in ihre Hände übergeht.

Die heutige jüdische Bevölkerung Palästinas zerfällt in drei Gruppen Einwanderer: 1. Sefardim, das sind Juden, die zur Zeit Isabellas aus Spanien vertrieben wurden; sie sprechen Spaniolisch, also das klassische Spanisch des Cervantes; 2. Juden, die im 18. und 19. Jahrhundert aus religiösen Gründen Osteuropa verlassen mußten; 3. Juden, die in den letzten dreißig Jahren als Kaufleute und Handwerker zuwanderten oder vom Zionismus angelockt wurden. Gruppe 2 und 3 sind Aschkenasim, d. h. Juden aus Rußland, Polen, Österreich-Ungarn, Deutschland und Holland. Sie sprechen Jiddisch, das zum großen Teil aus dem Deutsch des 14. und 15. Jahrhunderts besteht. Dazu kommen Einwanderer aus Georgien (Gurtschi), aus Persien (Adschemi), aus Mesopotamien und Aleppo (Halebi), aus Marokko und andern Gegenden Afrikas (Mohrabin), aus Buchara (Bukharli), und schließlich eine Minderheit aus Jemen.

Ein Aschkenasim versteht einen Sefardim nicht. Deshalb versucht man, das Hebräische zu neuem Leben zu erwecken. Man kann schon jetzt Kinder auf der Straße Hebräisch reden hören. Von europäischen Sprachen überwiegt das Französische, wie vor hundert Jahren das Italienische in der ganzen Levante. Die europäische Sprache der Zukunft aber wird hier das Deutsche sein, das neben dem Hebräischen und Türkischen wenigstens in den größeren Schulen schon Lehrfach ist. Die

Ausbreitung des Deutschen ist ganz natürlich, da zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung Palästinas, die Aschkenasim, Jiddisch sprechen.

Das Verhältnis der Juden zur türkischen Regierung hat seine Schwierigkeiten. Man kann es den Türken nicht verdenken, daß sie mit einiger Sorge beobachten, wie das früher so schwache und gefügige Volk der Juden immer anspruchsvoller wird, genau so wie die andern Nationen unter dem Halbmond. Sie fürchten mit Recht, daß die Juden, wenn sie sich erst stark genug fühlen, nach nationaler und politischer Selbständigkeit streben werden. Die Juden zwar bezeichnen solche Befürchtungen als völlig grundlos; sie fordern nichts weiter als das Recht, ihre nationale Eigentümlichkeit und ihre Sprache frei zu entwickeln.

Ohne Zweifel würden die Türken aus einer stärkeren jüdischen Einwanderung manchen Vorteil ziehen. Schon jetzt haben die Juden manche industriellen Unternehmungen angelegt und den Wein- und Apfelsinenbau des Landes ungeheuer gesteigert. Ihnen verdankt Palästina die Anpflanzung des Eukalyptus, die Entwässerung vieler Sümpfe und die Urbarmachung großer Wüstenstrecken. Dadurch haben sie den Steuerertrag des Landes bereits stark vermehrt. Durch Intelligenz und Tatkraft sind sie der eingeborenen Bevölkerung zweifellos überlegen. Gewährte ihnen die türkische Regierung denselben Schutz und dieselben Vorteile wie andern Völkern, dann würden sie bereitwilligst Untertanen der Pforte, und die geistigen Kräfte, die man jetzt für industrielle und technische Anlagen aus Europa beziehen muß, würden im Lande selbst gedeihen.

Zwölf Millionen Juden gibt es auf der Erde. Sie alle in Palästina anzusiedeln, ist weder beabsichtigt noch auch möglich. Denn mehr als zwei Millionen kann das Land auch bei intensivster Bestellung nicht ernähren. Vom jüdischen Gesichtspunkt kommt es nur darauf an, einen Kristallisationskern zu schaffen, zur Gegenwirkung gegen die Zersetzung der jüdischen Rasse. Der Zionismus ist also der Kampf des Judentums gegen die Vernichtung, und sein Ziel ist die Sammlung einer rein jüdischen Bevölkerung in Palästina mit Landwirtschaft als wirtschaftlicher Grundlage und dem Hebräischen als Volkssprache.



Palmen im Wind.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Heuschreckenplage.

Die großen Kriege kommen nie allein; Pest und Hungersnot sind ihre Begleiter, fehlgeschlagene Ernten, Teuerung und vieles andere Elend.

Schon in der Schilderung meiner Reise nach Bagdad erzählte ich mancherlei von den Heuschrecken an den Ufern des Euphrat und Tigris. Sie gehören dort zu den alltäglichen Erscheinungen. Die Araber reißen ihnen Flügel und Beine aus, braten die Leiber über dem Feuer und essen sie, ganz wie Johannes der Täufer, der das Gericht mit wildem Honig versüßte. In solchen Mengen, daß sie die Saat vernichten, treten sie nur zu gewissen Zeiten auf, wenn sie sich in überwältigender Masse vermehrt haben. Gegen ihre Verwüstungen haben die Eingeborenen Beschwörungsformeln und Amulette, und der Heuschreck lebt in zahlreichen arabischen Sprichwörtern.

Wer die Berichte des Alten Testaments über die Heuschreckenplage liest, ist leicht geneigt, sie für übertrieben zu halten. Was sich aber im Jahre 1915 in Syrien und Palästina ereignete, bestätigt die Wahrheit dieser Schilderungen bis in alle Einzelheiten.

So sprach Moses zu Pharao: „Weigerst du dich, mein Volk zu lassen, siehe, so will ich morgen Heuschrecken kommen lassen an allen

Orten, daß sie das Land bedecken, also daß man das Land nicht sehen könne; und sie sollen fressen, was euch übrig und errettet ist vor dem Hagel, und sollen alle eure grünenden Bäume fressen auf dem Felde und sollen erfüllen dein Haus, aller deiner Knechte Häuser und aller Ägypter Häuser, desgleichen nicht gesehen haben deine Väter und deiner Väter Väter, seitdem sie auf Erden gewesen bis auf diesen Tag. — Und sie kamen über ganz Ägyptenland und ließen sich nieder an allen Orten in Ägypten, so sehr viel, daß zuvor desgleichen nie gewesen ist, noch hinfort sein wird. Denn sie bedeckten das Land und verfinsterten es. Und sie fraßen alles Kraut im Lande auf und alle Früchte auf den Bäumen, die der Hagel übriggelassen hatte, und ließen nichts Grünes übrig an den Bäumen und am Kraut auf dem Felde in ganz Ägyptenland."

Der Prophet Joel mahnt nach des Herrn Worten sein Volk zur Besserung, um es von den Heimsuchungen zu erretten, die sein Land verheert haben: Dürre, Hunger, unübersehbare Heerscharen von Heuschrecken. Und er verheißt den Bußfertigen Wohlergehen und Befreiung von den Plagen: „Was die Raupen lassen, das fressen die Heuschrecken; und was die Heuschrecken lassen, das fressen die Käfer; und was die Käfer lassen, das frißt das Geschmeiß. Wachet auf, ihr Trunkenen, und weinet, und heulet, alle Weinsäufer, um den Most; denn er ist euch vor eurem Maul weggenommen. Denn es zieht herauf in mein Land ein mächtiges Volk und ohne Zahl; das hat Zähne wie Löwen und Backenzähne wie Löwinnen. Das verwüstet meinen Weinberg und streift meinen Feigenbaum ab, schält ihn und verwirft ihn, daß seine Zweige weiß dastehen. Heule wie eine Jungfrau, die einen Sack anlegt um ihren Bräutigam . . . Das Feld ist verwüstet, und der Acker steht jämmerlich; das Getreide ist verdorben, der Wein steht jämmerlich und das Öl kläglich. Die Ackerleute sehen jämmerlich, und die Weingärtner heulen um den Weizen und um die Gerste, daß aus der Ernte auf dem Felde nichts werden kann. So steht der Weinstock auch jämmerlich und der Feigenbaum kläglich; dazu die Granatbäume, Palmbäume, Apfelbäume und alle Bäume auf dem Felde sind verdorrt; denn die Freude der Menschen ist zum Jammer geworden . . . O weh des Tages! Denn der Tag des Herrn ist nahe und kommt wie ein

Verderben vom Allmächtigen. Ist nicht die Speise vor unsern Augen weggenommen und vom Hause unsers Gottes Freude und Wonne? Der Same ist unter der Erde verfault, die Kornhäuser stehen wüst, die Scheuern zerfallen; denn das Getreide ist verdorben. O wie seufzt das Vieh! Die Rinder sehen kläglich, denn sie haben keine Weide, und die Schafe verschmachten . . . Es schreien auch die wilden Tiere zu dir; denn die Wasserbäche sind ausgetrocknet, und das Feuer hat die Auen in der Wüste verbrannt."


Phot.: Larsson.

Beduine.

„Blaset mit der Posaune zu Zion, rufet auf meinem heiligen Berge; erzittert, alle Einwohner im Lande! Denn der Tag des Herrn kommt und ist nahe: ein finsterer Tag, ein dunkler Tag, ein wolkiger Tag, ein nebliger Tag; gleichwie sich die Morgenröte ausbreitet über die Berge, kommt ein großes und mächtiges Volk, desgleichen vormals nicht gewesen ist und hinfort nicht sein wird zu ewigen Zeiten für und für. Vor ihm her geht ein verzehrend Feuer und nach ihm eine brennende Flamme. Das Land ist vor ihm wie ein Lustgarten, aber nach ihm wie eine wüste Einöde, und niemand wird ihm entgehen. Sie sind gestaltet wie Rosse und rennen wie die Reiter. Sie sprengen daher oben auf den Bergen, wie die Wagen rasseln, und wie eine Flamme lodert im Stroh, wie ein mächtiges Volk, das zum Streit gerüstet ist. Die Völker werden sich vor ihm entsetzen, aller



Phot. Larssen.

Ein Olivenhain, von Heuschrecken abgefressen.



Phot.: Larssen

Derselbe Olivenhain, mit frischem Laub, zwei Monate nach dem Besuch der Heuschrecken.

Angesichter werden bleich. Sie werden laufen wie die Riesen und die Mauern ersteigen wie die Krieger; ein jeglicher wird stracks vor sich daherziehen und sich nicht säumen. Keiner wird den andern irren; sondern ein jeglicher wird in seiner Ordnung daherfahren und werden durch die Waffen brechen und nicht verwundet werden. Sie werden in der Stadt umherrennen, auf der Mauer laufen und in die Häuser steigen und wie ein Dieb durch die Fenster hereinkommen. Vor ihm erzittert das Land und bebt der Himmel; Sonne und Mond werden finster, und die Sterne verhalten ihren Schein."

So schreibt Joel acht Jahrhunderte v. Chr., und seine Worte klingen dem wie Märchen, der nicht Augenzeuge solch einer Heimsuchung durch Heuschrecken war. Die Ereignisse des Jahres 1915 boten dazu Gelegenheit, und sie rechtfertigen schon deshalb eine ausführlichere Schilderung, weil die heutige Generation wohl niemals wieder Ähnliches erleben wird. Denn diese Heimsuchung scheint nur alle 40 oder 50 Jahre wiederzukehren; von einigen kleineren, örtlich begrenzten Verwüstungen abgesehen, hat die vorletzte im Jahre 1865 stattgefunden.

Ende Februar 1915 kehrte Lars Larsson von einer Reise in das Wüstengebirge von Judäa zurück und berichtete, er habe Heuschreckenschwärme gesehen, die die Sonne verfinsterten! Bevor sie sichtbar wurden, hatte er ein lärmendes Brausen herannahen hören. Ähnliche Mitteilungen liefen auch von anderer Seite ein und erfüllten die Bewohner Jerusalems mit Unruhe.

Eines Tages im März nahm tatsächlich das Sonnenlicht ab und verschwand zeitweise ganz: schwarze Wolken von Heuschrecken waren bis zur heiligen Stadt gelangt! Hinter ihnen drein kamen die Störche zu Zehntausenden und lebten herrlich und in Freuden. Der Storch ist der schlimmste Feind der Heuschrecken; deshalb nennen ihn die Araber Abu saad, d. h. Glücksvater.

Die Heuschrecken kamen von Nordosten und flogen in Wolken nach Südwesten weiter. Die Wanderlust ist ihnen angeboren und bisher unerklärbar. Nahrungsmangel scheint nicht die Triebfeder ihrer Raubzüge zu sein. Ihr wissenschaftlicher Name ist Schistocera peregrina und Acridium peregrinum; beide Namen erinnern an

ihre Wanderlust. Sie gehören Asien ebenso an wie Afrika und Amerika.

Mehrere Tage flogen sie über Jerusalem und suchten grüne, fruchtbare Plätze. Da starker Südwind herrschte, gingen sie nieder und warteten, bis es wieder ruhiger geworden war. Dann setzten sie ihre Fahrt in derselben Richtung nach einem unbekannten Ziel fort. Wohin sie aber kamen, sah es aus, als hätte ein Feuerbrand das Land verwüstet. Die eben noch schattigen Bäume standen entlaubt und kahl da wie mitten im Winter. Und doch war der Schaden, den die Insekten anrichteten, unbedeutend gegen den, den später ihre Nachkommenschaft vollbrachte. In manchen Gegenden rüstete sich auf Befehl der Obrigkeit das Volk zu verzweifeltem, aber vergeblichem Widerstand. In Bethlehem und den umliegenden Dörfern mußte jeder Mann ein bestimmtes Gewicht Heuschrecken umbringen. Tonnenweise jagte man sie in alte Zisternen und Gruben und deckte sie mit Erde zu. An der Mittelmeerküste machten sie halt. Milliarden aber flogen zu weit, landeten im Meer und wurden später von der Brandung wieder ans Land geworfen und zu Wällen aufgestapelt, die in der Sonne trockneten und in türkischen Bädern als Brennmaterial dienten.

Um an der Osterfeier der Samariter teilzunehmen, reisten damals Larsson, der schwedische Amerikaner Lars Lind und der Amerikaner John D. Whiting durch die Täler zwischen Bethel und dem Garizim. Dort gerieten sie in unübersehbare Scharen Heuschrecken, die niedergingen und den Boden bedeckten, um ihre Eier zu legen. Bei jedem Schritt, den die Wanderer taten, knisterte und knackte es von Flügeln und Beinen, die ihre Sohlen zertraten. Als sie fünf Tage später denselben Weg zurückkamen, war keine Spur mehr von den Heuschrecken zu sehen. Die Weibchen hatten ihre Eier in die Erde gegraben — auf jedes Individuum kommen etwa hundert! — und waren dann weitergeflogen; man weiß nicht wohin, sicherlich aber, um bald zu sterben. In einer Tiefe von wenigen Zentimetern war die ganze Erde mit Eiern besät, und die Saat reifte in der Erde. Am 19. April erließen die türkischen Behörden eine Bekanntmachung, die allen Männern von sechzehn bis sechzig Jahren befahl, fünf Kilogramm Heuschreckeneier zu sammeln — ein Tropfen auf einen heißen Stein, denn jeder Quadratmeter barg etwa 75000 Eier!



Jehaske Meserahi, 60jähriger Jude aus Kurdistan, in Jerusalem wohnhaft.

Während sich die Kinder des Landes, ihnen voran die amerikanischen Kolonisten und die unter ihnen wohnenden Dalekarlier, noch bemühten, die Eier auszurotten, kam schon die Nachricht, daß Saron und die Hügel und Berge im Westen von schwarzen Larven zu wimmeln begännen. Sie waren nicht größer als Ameisen, wuchsen aber riesig schnell, häuteten sich und setzten sich in Bewegung. Sie legten höchstens zweihundert Meter am Tage zurück und vernichteten auf ihrem Wege jeden Pflanzenwuchs. Diesmal ging der Zug nach Nordosten, genau so sicher und unwiderstehlich wie früher nach Südwesten.

Eines Tags überschwemmten sie die deutsche Kolonie bei Jerusalem und die Gegend südöstlich der Stadt. Die sonst glänzenden Wasserwege wurden schwarz. Pferde, Wagen und Fußgänger töteten zahllose Mengen des gierigen Ungeziefers, und den Straßenstaub durchsetzte eine schwarze, stinkende Schmiere. Die Eisenbahnzüge konnten die Steigungen nicht mehr überwinden, da die Schienen wie mit Öl eingeschmiert waren. Im Larvenstadium hüpfte das kribbelnde Gewürm in kleinen, kurzen Sätzen, der ganze Erdboden schien in Bewegung zu sein und in Wogen zu gehen, ein Anblick, der ein Gefühl wie von Seekrankheit erregte.

Zu Billionen kamen sie von der Ebene Saron nach den Bergen von Judäa und nach Jerusalem und strömten in unübersehbaren Heerscharen von der Landstraße am amerikanischen Konsulat vorüber nach dem Jaffator. Der lebhafte Verkehr von Fußgängern, Reitern, Karawanen und Wagen, der hier ständig herrscht, schreckte die Insekten nicht ab, sie folgten demselben geheimnisvollen Naturtriebe wie die Lemminge auf ihren Wanderzügen. Als sich ihnen die Mauer Suleimans entgegenstellte und sie den Fuß von Davids Turm erreicht hatten, kletterten sie auf die Zinnen hinauf! Doch muß ihnen wohl ihr Instinkt gesagt haben, daß in den Straßen der Stadt nichts ihren Hunger stillen könne, sie zogen daher um die Stadt herum und auf der andern Seite ebenso unbeirrt weiter nach Nordosten. Es war, wie Salomo in seinen Sprüchen sagt: „Heuschrecken haben keinen König; dennoch ziehen sie aus ganz in Haufen.“

Jerusalem lag nun wie eine Insel im kribbelnden Meer von Heuschrecken. Die ganze Erde war überschwemmt von Dan bis Beerseba, von der ägyptischen Grenze bis zum Taurus. Am 28. Mai, als die Larven

in das Puppenstadium übergegangen waren, erreichten sie den Garten Gethsemane, dessen Grün sie in weniger als einem Tag vernichteten.

Keine Spur von Vegetation ließen sie übrig. Gärten, Haine und Weingärten wurden kahlgefressen; die Ranken lagen auf dem Boden wie tote Schlangen. Auf jedem Feigenblatt schwelgte ein Dutzend Heuschrecken, und ehe die Sonne unterging, war der Baum geplündert bis auf die Rinde, die Äste und die feinen Zweige. Zuerst kamen die Feigenbäume und Weinpflanzungen an die Reihe, dann folgten Tomaten-, Orange- und Gemüsegärten, Durraäcker und meilenweite Melonenfelder. Das Ungeziefer fraß alles, ganz wenige Gewächse ausgenommen, die ihm nicht schmeckten. Die Läden der Obstbasare und die Marktbuden standen leer.



Phot.: Larsson.

Ein alter Fellache.

Die Brut der Heuschrecken kletterte die Mauern empor und über die Dächer in Höfe und Häuser hinein, so daß die Bewohner flüchten mußten. Eßbare Vorräte barg man hinter Schloß und Riegel. Auch die Häuser der amerikanischen Kolonie waren der Plage ausgesetzt; man konnte sich in den Zimmern nicht bewegen, ohne Heuschrecken an den Hals und unters Hemd zu bekommen. Ein Mädchen, das kurze Zeit draußen gewesen war, brachte 110 Heuschrecken in seinen Röcken mit heim! —

Mit Tüchern und Flaggen, gellende Rufe ausstoßend, jagten die Kolonisten die Plagegeister in Gräben, die hastig zugeschüttet wurden

und sich in wenigen Stunden in eine verwesende Masse verwandelten. Von Brettern und Platten kehrte man sie in Säcke hinein, die immer wieder geleert und gewechselt werden mußten. Ein alter Fellach aber, der dabeistand und zusah, meinte, es sei vergebliche Mühe, das „Heer Allahs“ zu bekämpfen.

Die Gefräßigkeit dieser Tiere ist unersättlich. In Ermangelung anderer Nahrung fressen sie sich gegenseitig auf. Ein Opfer wird ausersehen, die Beine werden ihm abgenagt, und der hungrige Schwarm fällt über den Hilflosen her. Ebenso sind Ameisen und andere Insekten ihre Beute; sie stürmen die Bienenkörbe und fressen sich an Bienen und Honig zuschanden. Am Tigris schon sah ich sie haufenweise liegen, nachdem sie sich an toten Kamelen und Pferden übernommen hatten. In Jerusalem erzählte man sogar von einem kleinen Kinde, dem die Heuschrecken die Augen ausgefressen hatten!

Anfang Juni begann ein neues Stadium in der Kette der Verwandlungen. Die Puppen häuteten sich, sie drängten und arbeiteten sich aus ihrem alten Kleid heraus. Auf dem Stroh oder dem Zeug, auf dem das Insekt gesessen, bleibt die alte Haut hängen; sogar die Antennen, die Fühlhörner, werden erneuert; die abgelegten gleichen einem Paar leerer Röhren. Die Verwandlung geschieht in sechs, höchstens zehn Minuten. Larsson hat eine Folge von achtundfünfzig Bildern davon aufgenommen, die in ihrer Art einzig sein dürften. Die feuchten Flügel werden mit Hilfe der Hinterbeine gerade gebogen und geordnet, bis sie ihre richtige, tragende Form haben. Das neue Insekt ist doppelt so groß wie das alte: im Lauf weniger Minuten hat es unerhört zugenommen! Nach Meinung der Kolonisten beruht das darauf, daß die Puppen stärker zusammengepreßt, die neue Gestalt dünner und gebrechlicher ist. Die zarten hellen Farben gehen bei beiden Geschlechtern nach ein paar Tagen in Rot über, im Gegensatz zu den zuerst anstürmenden Schwärmen, bei denen die Männchen hellgelb und die Weibchen braun waren. Müde von der Anstrengung des Kostümwechsels, sitzt das neue Geschöpf eine kürzere Zeit still und kräftigt sich an der Sonne. Dann fliegt es versuchsweise tief über die Erde hin, um seine Flugmaschine zu erproben. Schließlich wagt es sich auf einen Baum hinauf, wo es ein paar Tage sitzen bleibt.

Dann erklingt das geheimnisvolle Signal zur Wanderung. Wie auf ein gegebenes Zeichen fliegt alles empor. Anfang Juni füllte sich die Luft wie bei einem Schneefall mit großen Flocken. Starker Südwestwind wehte, die Fahrt ging ja nach Nordosten. Was an Bäumen und Pflanzen im Wege stand, wurde schonungslos verwüstet. Die Blüte der Olivenbäume hatte dieses Jahr eine ungewöhnlich reiche Ernte versprochen; sie blieb völlig aus. Olivenöl, das den Armen Fleisch und Butter ersetzt, war für kein Geld aufzutreiben. Die Lampen in den Häusern der Christen, Juden und Mohammedaner erloschen, und vor den Heiligenbildern der Kirchen herrschte ein ebenso unfreundliches wie ungewöhnliches Dunkel. Als dann die Heuschrecken ihrer Wege zogen, war es wie zur Zeit des Propheten Joel: „Das Land war vor ihnen wie ein Lustgarten und nach ihnen wie eine wüste Einöde.“

Als Dschemal Pascha Larssons Bilder sah, schickte er mehrere Abzüge davon nach Konstantinopel. Im Skioptikon wurden sie dem Parlament vorgeführt, und dieses bewilligte sogleich die Summe, die der kluge Pascha zur Linderung der schlimmsten Not brauchte. Auf diese Weise war es meinen Landsleuten, den in Jerusalem wohnenden Dalekarliern, vergönnt, durch ihr Interesse für eine seltsame Naturerscheinung auch in dieser Zeit der Not nützliche Arbeiter im Weinberg des Herrn zu sein.


Phot.: Larsson.

Die Herberge des barmherzigen Samariters.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Jericho und das Tote Meer.

Am 13. August verließ ich abermals Jerusalem in Begleitung Larssons und eines deutschen Arztes und fuhr die Stadtmauer entlang in der Richtung nach Gethsemane. Es war 3 Uhr nachmittags, und das Thermometer zeigte 27 Grad; wir waren absichtlich so spät aufgebrochen, denn das Ziel unseres heutigen Ausflugs war eine Gegend, deren Tagestemperatur um diese Jahreszeit auf 40 und mehr Grad zu steigen pflegt.

Die Straße nach Jericho schwingt in kräftigem Bogen um den Südabhang des Ölbergs herum. Rechts verschwindet der „Berg des Ärgernisses", und im Tal schweben nahrungsuchende Aasgeier mit ausgebreiteten Schwingen. Nach einer halben Stunde halten wir in dem biblischen Dorf Bethanien, wo Maria und Martha daheim waren, Simon

der Aussätzige sein Haus hatte und Lazarus begraben wurde. Heute wohnen hier Mohammedaner in einfachen Hütten unter Oliven-, Mandel- und Feigenbäumen. Man zeigt die aus der Bibel bekannten Plätze; eine steile Steintreppe führt in die dunkle Grabkammer hinab, in der Lazarus von den Toten auferweckt wurde. Auch die Bekenner des Islam verehren in ihm einen Heiligen, das sagt schon der arabische Name des Dorfes, El-Asarije; den Anfangsbuchstaben von Lazarus hat der Artikel „el“ verschlungen.



Phot.: Larsson.

Eingang zum Grab des Lazarus.

In scharfen Windungen läuft der Weg weiter auf der Westseite des Tals, das sich vom Ölberg aus nach Osten erstreckt. Die Entfernung von Jerusalem bis zum Toten Meer beträgt nur 25 Kilometer; aber auf dieser kurzen Strecke fällt das Land ungefähr 1200 Meter ab. Deshalb geht es ununterbrochen abwärts; die Pferde brauchen nicht zu ziehen, nur die Bremse hat Arbeit.

Die Hügel, die im Frühjahr mit Gras bewachsen und mit weidenden Schafherden bedeckt sind, machen jetzt den Eindruck einer vollkommenen Wüstenlandschaft, ohne jede Spur von Leben und Farbe. In der Regenzeit aber brausen durch die Täler wahre Sturzfluten, die oft genug Menschen und Vieh hinwegspülen. Die fünf Straßen, die von der Senkung des Toten Meeres und des Jordans zu den Höhen des

Gebirges von Judäa hinansteigen, führen alle durch tief eingeschnittene Täler; dieses scharf ausgeprägte Relief ist für das Wüstenland von Judäa charakteristisch. Wadi el-Hod, in dem wir fahren, ist die kürzeste Verbindungsstraße zwischen Jerusalem und Jericho.

Rechterhand biegt eine Nebenstraße nach Nebi Musa ab, dem Grab des Moses, einem mohammedanischen Heiligtum, das in weiter Ferne sichtbar ist. Die Mohammedaner dieser Gegend feiern hier eines ihrer größten Jahresfeste, das aber mehr politischen als religiösen Ursprungs ist. Ein Sultan fürchtete, die Christen könnten, wenn sie sich zur Osterfeier von nah und fern in Jerusalem versammelten, die Gelegenheit zu einem Aufstand benutzen; daher ordnete er dieses Fest an, das gleichzeitig bei Nebi Musa gefeiert werden sollte, um im Notfall die Scharen der Rechtgläubigen bei der Hand zu haben. Zu den Zeremonien des Festes gehört auch der Schwertertanz, und den heiligen Fahnen folgt eine gewaltige Prozession zu dem vermeintlichen Grabe.

Bei Charbusch hat der Krieg den Bau einer russischen Pilgerherberge unterbrochen. Außer zwei Bauern, die Kühe nach Jerusalem treiben, ist kein Mensch hier zu sehen. An den Abhängen hat die Erosion den Kalkstein bloßgelegt. Die Straße ist andauernd vortrefflich; wo sie Nebentäler schneidet, führen feste Steinbrücken hinüber.

Endlich haben wir die 1200 Meter Abstieg hinter uns, und nun steigt die Straße sogleich wieder langsam an zur Herberge des barmherzigen Samariters hinauf, wo seinerzeit ein Mann, der von Jerusalem nach Jericho ging, Räubern in die Hände fiel und von dem Samariter gepflegt wurde. Im Torweg des Hauses saßen drei arabische Soldaten, die ohne Proviant dort übernachten sollten; wir freuten uns, ihnen aushelfen zu können.

Hinter dem Haus des Samariters geht es wieder bergab. An den Böschungen fallen zahlreiche Viehsteige auf, und grüne Disteln bringen in das graue Einerlei ein wenig Farbe. Die Straße teilt sich. Der linke Arm führt zum Kloster St. Georg auf dem „Berge der Versuchung“, auf dessen Gipfel sich die Umrisse einer Festungsruine abzeichnen. Weiter hinten erkennt man einen Zipfel vom Vegetationsgürtel des Jordantals, und zwischen ein paar Hügeln im Südosten leuchtet die blaugrüne Fläche des Toten Meeres hervor. Die östlichste Horizontlinie bilden die Bergkämme von Moab.



Phot.: Larsson.

Hirt mit seiner Herde bei der Herberge des barmherzigen Samariters.

Wir halten uns auf der linken Talseite. In kurzen, scharfen Windungen geht es unaufhörlich abwärts. Schon finden sich Orchideen und bescheidene Rasenflecke. Rechts schimmern die weißen Häuser von Nebi Musa. Dann erweitert sich das Tal, und wir befinden uns plötzlich in der Ebene. Staub wirbelt hinter den Rädern auf. In der Ferne steht der Berg Nebo, und die Jordanmündung hebt sich deutlich im Südosten ab. Wir aber wenden links nach Jericho zu. Es ist 7 Uhr. Das



Phot.: Larsson.

Der Berg Nebo.

Thermometer zeigt 30,9 Grad; der Westwind macht die Hitze erträglich. Die Sonne geht unter; die zarten violetten Töne verbleichen, und der Vollmond steigt gelb über Moabs Bergen empor.

Rechts von der Straße bilden die Bäume und Palmen des Dorfes Eriha, des jetzigen Jerichos, dunkle Silhouetten. Wir überqueren den Wadi el-Kelt auf einer Kalksteinbrücke und erreichen zwei Kilometer weiter nördlich die Quelle des Elisa. Ehemals war diese Quelle, die bei den Arabern Ain es-Sultan heißt, von schattigen Bäumen und von den Ruinen eines byzantinischen Gebäudes umgeben. Jetzt hat man sie in ein Steinbecken gefaßt, um ihr Wasser durch Kanäle den Gärten und Feldern der Oase zuzuführen.

Unmittelbar westlich von der Quelle erhebt sich der Tell es-Sultan; er hat sieben Kuppen, ist 350 Meter lang und 150 Meter breit. Dieser Hügel birgt die Ruinen des alttestamentlichen Jerichos; seine uralten Häuser, seine kleinen engen Gassen und seine berühmten Stadtmauern hat die unermüdliche Arbeit deutscher Archäologen bloßgelegt.

Zu dem Namen, mit dem die christlichen Pilger die Quelle von Jericho bezeichnen, hat das 2. Buch der Könige Anlaß gegeben. Nach der wunderbaren Himmelfahrt des Elias kamen die Männer von Jericho



Phot.: Larsson.

Eine Familie in Jericho.

zum Propheten Elisa und sagten: „Siehe, es ist gut wohnen in dieser Stadt, wie mein Herr sieht; aber es ist böses Wasser und das Land unfruchtbar.“ Er aber sprach: „Bringet mir her eine neue Schale und tut Salz darein!“ Und sie brachten's ihm. Da ging er hinaus zu der Wasserquelle, warf das Salz hinein und sprach: „So spricht der Herr: Ich habe dies Wasser gesund gemacht; es soll hinfort kein Tod noch Unfruchtbarkeit daher kommen.“ Also ward das Wasser gesund bis auf den heutigen Tag.

Seit uralter Zeit ist Jericho als Palmenstadt bekannt. Dort gediehen Dattelpalmen und Balsambäume in Fülle. Als Moses von der Heide Moabs auf den Berg gegenüber Jericho hinaufstieg, sah er das ganze

Land: „Gilead bis gen Dan und das ganze Naphthali und das Land Ephraim und Manasse und das ganze Land Juda bis an das Meer gegen Abend und das Mittagsland und die Gegend der Ebene Jerichos, der Palmenstadt, bis gen Zoar" (5. Buch Moses 34, 1—3). Den Namen Palmenstadt nennen auch andere Stellen des Alten Testaments, z. B. das Buch der Richter und das 2. Buch der Chronik.

Durch seine Lage war Jericho der Schlüssel zum Bergland von Palästina. Mehrere Hauptstraßen liefen hier zusammen, wo marschierende



Phot.: Larsson.

Die judäische Wüste.

Heere, die das trockene Wüstenland Judäas durchzogen hatten, Wasser in Menge fanden. Durch die tropische Hitze erschlafft und verweichlicht, hat Jerichos Bevölkerung fremden Eindringlingen immer nur geringen Widerstand geleistet, und die wandernden Scharen der Israeliten, dann Aristobulus, Pompejus, Herodes und Vespasian bemächtigten sich der Stadt mit Leichtigkeit. Jetzt ist der Glanz Jerichos für immer erloschen; das elende Dorf Eriha ist eine Gründung der Kreuzfahrer und wird von dreihundert verwilderten, faulen und zudringlichen Arabern bewohnt.

Aus dem Dunkel der Vorzeit tritt Jericho zuerst durch das Buch Josua (Kap. 2—7) hervor. Josua, der Sohn des Nun, sandte heimlich

Kundschafter nach Jericho, um das Land auszuforschen. Sie stiegen im Haus der Dirne Rahab ab. Als der König von Jericho das hörte, befahl er Rahab, die Fremden auszuliefern. Diese aber verbarg die Kundschafter auf ihrem Dach unter Flachsstengeln und antwortete dem König, sie seien bereits weitergezogen. Man setzte ihnen nach bis an die Furten des Jordans. Den Kundschaftern aber erklärte Rahab, sie wisse wohl, daß das Land den Israeliten in die Hände fallen werde, und nahm ihnen einen Schwur ab, daß sie an ihr und ihres Vaters Hause Barmherzigkeit ausüben würden. Dann ließ sie sie auf Schleichwegen durch die Wüste Juda entwischen. Die Kundschafter aber meldeten Josua: „Der Herr hat uns alles Land in unsere Hände gegeben; so sind auch alle Einwohner des Landes feig vor uns."

Am nächsten Tag überschritten die Männer der zwölf Stämme am frühen Morgen den Jordan. „Da nun das Volk auszog aus seinen Hütten, daß sie über den Jordan gingen, und die Priester die Lade des Bundes vor dem Volk her trugen und an den Jordan kamen und ihre Füße vorn ins Wasser tauchten (der Jordan aber war voll an allen seinen Ufern die ganze Zeit der Ernte), da stand das Wasser, das von oben herniederkam, aufgerichtet auf einem Haufen, sehr ferne, bei der Stadt Adam, die zur Seite Zarthans liegt; aber das Wasser, das zum Meer hinunterlief, zum Salzmeer, das nahm ab und verfloß. Also ging das Volk hinüber, Jericho gegenüber."

Aus dem Flusse nahm jeder der zwölf Stämme einen Stein mit, um ihn im Lager bei Gilead zur Erinnerung an dieses Ereignis aufzustellen. An der Spitze der Kinder Israel zogen 40000 bewaffnete Männer (natürlich eine starke Übertreibung), die Rubeniter, die Gaditer und der halbe Stamm Manasse, „vor dem Herrn zum Streite auf das Gefilde Jerichos". „Jericho aber war verschlossen und verwahrt vor den Kindern Israel, daß niemand aus oder ein kommen konnte. Aber der Herr sprach zu Josua: ‚Siehe da, ich habe Jericho samt seinem König und seinen Kriegsleuten in deine Hand gegeben. Laß alle Kriegsmänner rings um die Stadt hergehen einmal, und tue sechs Tage also. Und laß sieben Priester sieben Posaunen des Halljahrs tragen vor der Lade her, und am siebenten Tage gehet siebenmal um die Stadt, und laß die Priester die Posaunen blasen. Und wenn man das Halljahrshorn bläst

und es lange tönt, daß ihr die Posaune hört, so soll das ganze Volk ein großes Feldgeschrei machen, so werden der Stadt Mauern umfallen, und das Volk soll hineinsteigen, ein jeglicher stracks vor sich.'"

Bei Anbruch des bestimmten Tages beantwortete das Volk das Tönen der Posaunen mit Feldgeschrei. „Da fielen die Mauern um und das Volk erstieg die Stadt." Alle Einwohner wurden mit dem Schwerte hingerichtet; nur die Dirne Rahab und ihr Haus wurden verschont.

Der deutsche Gelehrte Ernst Sellin, der sich als Leiter der deutschen Ausgrabungen bei Jericho große Verdienste erworben hat, vermutet, daß die Siebenzahl in dieser Erzählung dieselbe Bedeutung hat wie bei den Prozessionen um den Altar herum, am Neujahrs- und Laubhüttenfest. Er verweist auch auf die ähnliche Stelle im 3. Buch Moses 25, 9: „Da sollst du die Posaune lassen blasen durch all euer Land am zehnten Tage des siebenten Monats, eben am Tage der Versöhnung." Und im 4. Buch Moses, 29, 1 heißt es: „Und der erste Tag des siebenten Monats soll bei euch heilig heißen, daß ihr zusammenkommt; keine Dienstarbeit sollt ihr da tun — es ist euer Drommetentag —". Dieses Fest galt ursprünglich dem Neumond. Man hat also den Huldigungszug für Jahve auf die Mondstadt Jericho lokalisiert, deren Eroberung dem Jahve-Kultus den Eingang ins Land Kanaan eröffnete.

In dieser Zeit ließ Josua das Volk folgenden Eid schwören: „Verflucht sei der Mann vor dem Herrn, der sich aufmacht und diese Stadt Jericho wieder baut! Wenn er ihren Grund legt, das koste ihn seinen ersten Sohn; und wenn er ihre Tore setzt, das koste ihn seinen jüngsten Sohn." Das 1. Buch der Könige (16, 34) berichtet, wie dieser Fluch Hiel von Beth-El traf: „Zur selben Zeit (zur Zeit des Ahab, des Königs von Israel) baute Hiel von Beth-El Jericho. Es kostete ihn seinen ersten Sohn, Abiram, da er den Grund legte, und seinen jüngsten Sohn, Segub, da er die Türen setzte, nach dem Wort des Herrn, das er geredet hatte durch Josua, den Sohn Nuns."

In viel späterer Zeit erhob sich Jericho beinahe zum Rang einer königlichen Hauptstadt und erlebte unter Herodes dem Großen die glänzendste Epoche seiner Geschichte. Antonius hatte die Stadt der Kleopatra geschenkt, die sie wiederum an Herodes verpachtete. Unter den



Phot.: Larsson.

Das alte Jericho.



Phot.: Larssen

Der Jordan.

Palmen Jerichos erbaute der König einen Winterpalast, ein Amphitheater, einen Hippodrom und andere Anlagen, die Flavius Josephus erwähnt. In Jericho beschloß er auch seine Tage und wurde von dort nach der Gruft im Herodium geschafft. Josephus erzählt auch, nachdem Kleopatra den Antonius auf seinem Heerzug nach Armenien und dem Euphrat begleitet hatte, sei sie über Damaskus nach Judäa zurückgekehrt, „wo Herodes mit ihr zusammentraf und von ihr ihre arabischen Besitzungen sowie die Einkünfte pachtete, die sie aus der Gegend um Jericho bezog. Das kostbarste Produkt dieses Landes ist der Balsam, der nur dort wächst. Auch zahlreiche und vortreffliche Palmen werden dort gezogen. Während ihres Aufenthaltes in Jericho versuchte Kleopatra, Herodes zu berücken. Aber er war stärker als manche andere Große, die ihr ins Garn gegangen waren; er erwiderte ihre Liebe nicht und dachte sogar daran, sie zu töten, da sie jetzt in seiner Gewalt war. Denn er glaubte, sich selbst, Antonius und vielen andern damit einen Dienst zu erweisen. Seine Vertrauten rieten ihm aber dringend davon ab, da er durch eine voreilige Gewalttat gegen eine Frau, die an Rang höher stand als irgendeine andere der damaligen Welt, nur Unehre für sich, sein Land und seine Nachkommen ernten werde. Er ließ also von seinem Plane ab, behandelte Kleopatra freundlich, beschenkte sie reich und begleitete sie schließlich auf ihrer Fahrt von Jericho nach Ägypten."

Aus derselben Zeit stammt vermutlich auch die kurze Beschreibung, die Strabo von der Palmenstadt gibt. Er schildert Jericho als eine rings von Bergen umgebene Ebene. „Hier befindet sich der Palmenwald, der gewiß auch herrliche Fruchtbäume enthält, vor allen Dingen aber aus einer Menge Palmen besteht. Er ist wohl 100 Stadien lang, überall bewässert und voller Wohnhäuser. Auch ein königlicher Palast und ein Balsamgarten befinden sich darin."

In Jericho sammelten sich die Pilger des östlichen Jordanlandes, wenn sie zu den großen Tempelfesten in Jerusalem unterwegs waren. Dorthin kam auch Jesus von Nazareth, als er zum erstenmal seine Schritte zur heiligen Stadt lenkte. In der Nähe von Jericho heilte er einen Blinden, der am Wege saß und bettelte. Dann ging er in die Stadt und wandelte zwischen den Palmen, den Sykomoren und Maulbeerbäumen der Gärten, die von Ziegelmauern eingefaßt waren. An

den Straßen standen die Hütten der Armen und die Häuser der Reichen. Die Luft war warm wie in einem Treibhaus und duftete nach Datteln und Balsam. Eine große Menschenmenge folgte ihm voll Ehrfurcht und Andacht. Sogar die wilden Beduinen aus den Bergen Moabs waren von dem Anblick ergriffen. Unter der Menge war der Oberste der Zöllner, der reiche Zachäus; er wußte, daß sich der Meister in der Volksmasse befand, und wollte ihn um jeden Preis in der Nähe sehen. Da er aber klein war von Gestalt und sich nicht durchdrängen konnte, rannte er dem Zuge voraus und kletterte auf einen Maulbeerbaum neben der Straße. Als Jesus nun vorüberkam, sah er den Zöllner, blieb stehen und sprach: „Zachäus, steig' eilend hernieder; denn ich muß heute in deinem Hause einkehren." Und Zachäus stieg eilend hernieder, nahm ihn mit Freuden auf und sagte: „Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder." Und Jesus antwortete: „Heute ist diesem Haus Heil widerfahren. Denn des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist." Noch im 4. Jahrhundert bezeichnete man den christlichen Pilgern eine Sykomore als den Baum, auf den Zachäus geklettert sei, und die Stelle, wo das Haus des reichen Zöllners stand, wird noch heute gezeigt; doch sieht man da jetzt nur einen unförmigen, verfallenen Turm. Die Landschaft um Jericho aber hat sich in den 2000 Jahren nicht verändert; ebensowenig das Volk, das damals den Heiland umdrängte; die Gesichtszüge und Rassentypen sind noch heute die gleichen, ebenso die Kleidung, denn sie ist durch klimatische Gesetze und der Natur angepaßte Gewohnheiten geschaffen. Die Ufer des untern Jordans, besonders das östliche, waren damals ebenso wie heute mit dem undurchdringlichen Gebüsch der mit nadelscharfen Stacheln bewaffneten Zizyphus spina Christi bedeckt, des Dornstrauches, aus dem bald nach dem Besuch Jerichos die Märtyrerkrone des Gekreuzigten geflochten wurde.

Dem Glanze Jerichos unter Herodes machte Kaiser Vespasian für immer ein Ende, und auch später hat die Zerstörung hier übel gehaust. Im Jahre 614 zerstörten die Perser die Stadt von Grund aus. Die Kreuzfahrer errichteten hier aus Kalksteinblöcken eine Kirche; dann ritt wieder Sultan Saladin als Sieger durch die Straßen, und schließlich gaben die Horden Ibrahim Paschas ihr den Rest.

In neuester Zeit hat die Forschung auch die Geschichte Jerichos aufgehellt, ja die Archäologie Palästinas hat hier ihre Forschungen begonnen und versprach sich davon eine reiche Ausbeute. The Palestine Exploration Fund begann im Jahre 1868 unter Leutnant Warren hier zu graben, und zwar an dem Tell es-Sultan; da aber der Erfolg gering war, stellte man die Arbeit wieder ein. Im Frühjahr 1899 besuchte der deutsche Archäologe Ernst Sellin den Platz und fand, daß die Engländer ihre Suchgräben nicht tief genug gezogen hatten. Acht Jahre später begann Sellin nebst einem Architekten vorläufige Grabungen und stieß dabei auf die kanaanitische Stadtmauer. Jetzt nahm die Deutsche Orient-Gesellschaft die Arbeit auf und ernannte Ernst Sellin zum Leiter; Architekt Dr. Langenegger und Professor Watzinger wurden seine Gehilfen. Vom 2. Januar bis 8. April 1908 betrieb man die Forschungen mit 200 Arbeitern. Vom 15. Januar bis 2. April 1909 setzte man sie mit 240 Eingeborenen unter Teilnahme der Herren Nöldeke und Schultze fort. Die drei Unternehmungen kosteten zusammen sieben Monate Arbeit und 78000 Franken.

Die ausgegrabenen Ruinen verfielen der Vernichtung; Mauern aus an der Sonne getrockneten Ziegeln, die 4000 Jahre unter der Erde lagen, haben keine Widerstandskraft mehr gegen Wind und Wetter. Der Zweck aber war erreicht; die Funde erlaubten eine zusammenhängende und abgerundete Schilderung des alten Jerichos, die 1913 unter dem Titel „Jericho, die Ergebnisse der Ausgrabungen, dargestellt von Ernst Sellin und Karl Watzinger“, mit vorzüglichen Abbildungen und Plänen ausgestattet, erschienen ist und den Beweis erbrachte, daß Jericho Jahrhunderte hindurch eine kanaanitische Stadt war, dann ebenfalls Jahrhunderte lang eine israelitische und schließlich eine jüdische. Die oberste Bodenschicht birgt die Reste byzantinischer Wohnstätten; darüber finden sich nur mohammedanische Gräber.

Von der Quelle des Elisa fuhren wir nach dem Dorf Eriha, wo wir in einem arabischen Gasthof leidliche Unterkunft fanden. Noch abends um 10 Uhr hatten wir 28,8 Grad, was man in dieser Jahreszeit für kalt ansieht! Am andern Morgen um 5 Uhr war die Temperatur auf 25,1 Grad gesunken; bei der Abfahrt nach dem Toten Meer hatten wir also keinen Grund, uns über die Hitze zu beklagen.

Ganz nahe bei Jericho steht nun in vollem Glanz des Morgenlichts der „Berg der Versuchung", Dschebel Karantal, eine arabische Verstümmelung von Quarantana, d. h. der Berg der 40 Tage, dem Namen eines alten Klosters. Nicht weit davon hängt das griechische Kloster St. Georg wie ein Schwalbennest über grauen, öden, von der Sonne erhitzten Felsen; die lautlose Stille ringsum, selbst seine Architektur erinnern mich an die Klöster Tibets.

Phot.: Larsson.

Das St. Georgs-Kloster.

Unser Weg führt am russischen Hospiz und am Haus des Zachäus vorüber und kreuzt das ausgetrocknete Bett des Wadi el-Kelt. Dann geht es durch die mit Disteln und Tamarisken bedeckte Steppe nach Südosten. Linkerhand liegt das griechische Kloster Kasr Hadschle, das Beth-Hagla der Bibel, auf der Grenze zwischen Juda und Bethlehem (Buch Josua 15, 6). Schon breitet das Tote Meer seine blaue Fläche vor uns aus. Salzige Winde ziehen von Süden her über die immer öder werdende Landschaft. Ein Wirrwarr von brüchigen Lehmterrassen und Hohlwegen nimmt uns auf; kegelförmige Gebilde sind schon so stark mit Salz bedeckt, daß sie wie weiße Zelte aussehen.

Nun wird der Boden feucht und das Gelände eben. Treibholz zeigt schon die Reichweite des Hochwassers in der letzten Regenzeit.

Bald nach 7 Uhr stehen wir am Ufer. Von hier aus erscheint die Meeresfläche hellgrün, und grün ist das Wasser bis zum Uferkies hin, über dem unter dem Druck eines leichten Südwindes eine schwache Brandung mit metallisch schwerem Klang heranrollt. Im Südsüdwesten, mehr als 35 Kilometer entfernt, ist ein schroffer Felsvorsprung; dort lag die Burgfestung von Engedi, d. h. der „wilden Ziege", wo David in einer Grotte Saul schlafend fand und einen Zipfel von seinem Mantel abschnitt (1. Sam. 24, 1 ff.). Ebenfalls auf dem Westufer lag, 520 Meter



Phot.: Larsson.

Das Tote Meer.

über Meereshöhe, die berühmte Felsenfestung Masada, in der im Jahre 73 n. Chr. etwa tausend Juden unter dem heroischen Eleasar einen letzten Verzweiflungskampf gegen die Römer ausfochten.

Als Flavius Silva Statthalter von Judäa wurde, fand er das ganze Land unterworfen vor mit Ausnahme des Ortes Masada. Hinter seinen natürlichen, durch Holzbauten verstärkten Befestigungen hatten sich etwa tausend Juden unter Befehl des tapfern Eleasar verschanzt. Flavius Silva umgab die ganze Felsenburg mit einer Mauer, damit niemand entkomme, und ließ durch Wurfmaschinen brennende Fackeln auf die feindlichen Befestigungen werfen, die auch bald in Flammen aufgingen.

An weitere Verteidigung war nun nicht mehr zu denken. Dennoch wollte sich Eleasar den Römern nicht ergeben, und seine begeisternde Beredsamkeit riß die übrigen mit fort, lieber sich und die übrigen selbst zu töten, als ihre Freiheit zu verlieren. Von den Worten ihres Führers entflammt, töteten die Juden zunächst ihre Frauen und Kinder. Dann verbrannten sie alles, was von Wert war, und zehn Männer erhielten nun den Auftrag, mit Dolchen alle ihre Stammesgenossen niederzustoßen. Die letzten zehn zogen das Los; der, auf den es gefallen war, tötete seine neun Kameraden. Nachdem er sich dann überzeugt hatte, daß niemand mehr am Leben war, zündete er den Palast an und stieß sich das Messer ins eigne Herz. Bald darauf stürmten die Römer über die Zugbrücken. Kein Widerstand hielt sie auf, kein lebendes Wesen war zu sehen! Die Felsenburg lag spukhaft still und öde. Sie vermuteten eine List und versuchten durch Feldgeschrei und Lärm die Verteidiger hervorzulocken. Aber niemand zeigte sich. Erst nach einiger Zeit krochen aus einer Schleuse zwei Frauen und fünf Kinder hervor und erzählten, was geschehen war. Die Römer wollten es nicht glauben; sie versuchten das Feuer zu löschen und bahnten sich durch den Rauch einen Weg ins Innere des Palastes. „Als sie nun“, erzählt Josephus, „wirklich die große Menge Leichen entdeckten, freuten sie sich nicht über den Untergang ihrer Feinde, sondern bewunderten vielmehr ihren hochsinnigen Beschluß und die unerschütterliche Todesverachtung so vieler Helden, die ihn ausgeführt hätten.“ Und gewiß wird die Nachwelt von Eleasar und seiner tapferen Schar sagen: „Sie ließen sich ihre Freiheit nicht rauben.“

Ein vereinzelter Salzberg unweit des Südufers trägt den Namen Dschebel Usdum, worunter sich vielleicht Sodom verbirgt. Dort auf dem Südufer vermutet man die Städte Sodom und Gomorra, deren Untergang jedenfalls durch vulkanische Ausbrüche erfolgte; junge Lavabildungen finden sich tatsächlich in Moab. Vielleicht haben auch Erdbeben und Gasexplosionen den an Erdharz reichen Boden gesprengt, wobei sich das Naphtha entzündete und als Feuerregen auf die beiden Städte niederfiel. Dann enthielte der Bericht der Bibel nichts, was gegen die Naturgesetze verstieße. „Und die Sonne war aufgegangen auf Erden, da Lot nach Zoar kam. Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen von dem Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra

und kehrte die Städte um und die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte und was auf dem Lande gewachsen war. Und sein Weib sah hinter sich und ward zur Salzsäule."

Beim Übergang von der Tertiär- in die Quartärzeit wurde Syrien von den gewaltigen Naturphänomenen betroffen, die das eigenartig scharfe Relief des Landes bildeten. Durch Spannung der Erdkruste entstanden meridionale Spalten. Die tiefste so gebildete Senkung war das Jordantal mit dem Toten Meer. Die Umgestaltung der Oberfläche geschah aber nicht in einer plötzlichen Katastrophe, sondern langsam, und ebenso langsam änderten sich die hydrographischen Verhältnisse. In der auf der nördlichen Erdhalbkugel so niederschlagreichen Diluvialzeit strömten viele wasserreiche Flüsse nach dem Jordanlauf, dessen tiefster Teil ohne Zweifel schon damals dort war, wo jetzt das Tote Meer liegt. Auch früher war das Wasser salzhaltig, beherbergte aber doch eine Süßwasserfauna, deren fossile Reste noch etwa 30 Meter über dem Mittelmeer gefunden worden sind. So hoch stand damals der Spiegel des Toten Meeres — heute liegt er 334 Meter unter dem Mittelmeer! —, und es erstreckte sich etwa 250 Kilometer vom Wadi el-Araba bis zum Galiläischen Meer, das nur ein Teil dieses langen Sees war.

In späteren Perioden der Erdgeschichte nahmen die Niederschläge nach und nach ab. Der Zufluß wurde immer geringer, der Spiegel des Sees sank, und sein Salzgehalt nahm zu. Gewaltige Salzlager wurden am Südende bloßgelegt. Der Dschebel Usdum ist ein Rest davon, und durch atmosphärische Zerstörung entstanden zahlreiche Salzsäulen von größerer oder geringerer Ähnlichkeit mit — Lots Frau. Vielleicht sind die beiden biblischen Städte bei einer neuen Verwerfung in den diluvialen Ablagerungen zugrunde gegangen.

Heute ist das Tote Meer im tiefsten Teil der Senke auf 80 Kilometer Länge und höchstens 17 Kilometer Breite zusammengeschrumpft, obgleich ihm täglich mehr als 6 Millionen Tonnen Wasser zugeführt werden; infolge der trocknen Luft ist die Verdunstung ungeheuer groß. Und da nur das Wasser verdunstet, mineralische und andere Bestandteile aber zurückbleiben, so ist sein Salzgehalt sechsmal so groß wie der des Weltmeeres; er beträgt an der Oberfläche 21,7%, in einer Tiefe

von 300 Metern 27,8‰. Das Wasser des Toten Meers enthält Chlor, Brom, Natrium, Magnesium, Kalium und Kalzium; es tötet alles Leben, und kein organischer Stoff kann darin sinken, denn sein spezifisches Gewicht ist 1,166. Die jährlichen Schwankungen des Wasserstandes betragen ungefähr 2 Meter.

Am Ostufer steigen die Kalksteinberge von Moab schroff bis zu einer Höhe von 1000 Metern empor. Der Fluß Arnon durchbricht sie. Den Strand bedecken Asphaltschollen und Treibholz; die ersteren werden



Phot.: Larsson.

Auf dem Toten Meer.

durch Stürme und Erdbeben vom Grunde losgerissen, und Treibholz bringt vor allem der Jordan.

In der Bibel heißt der berühmte See das Salzmeer, das Heilige Meer oder Ostmeer. Sein arabischer Name ist Bahr Lut, d. h. Lots See. Josephus nennt ihn den Asphaltsee. Pausanias war der erste, der im Jahre 150 n. Chr. den Namen Totes Meer gebrauchte.

Von den etwa 50 Jaffabooten, die sich im Sommer 1916 hier befanden, um Weizen von der Küste El-Lisan nach der Gegend östlich der Jordanmündung zu schaffen, lagen mehrere in unserer Nähe vertäut. Den Landungsplatz befehligte ein Marineoffizier arabischer Herkunft, der

uns bereitwilligst ein Boot zur Verfügung stellte, um nach der Süßwasserquelle El-Ghweir am Ostufer zu segeln und von dort nach der Jordanmündung. Er selbst begleitete uns. Als wir um 8 Uhr abstießen, betrug die Luftwärme 30,8 Grad; im Wasser zeigte das Thermometer 30,5 Grad. Die Bootsbänke waren so heiß wie Plättbretter.

Mit ziemlicher Geschwindigkeit schießt das Boot vorwärts. Kleine malachitgrüne Schlagwellen murmeln am Steven. Der flache Strand verschwindet, und uns umgeben die dunklen, schweren Wasserflächen des Toten Meeres. Das Südufer ist nicht erkennbar; man könnte glauben, über einen gewaltigen Fjord des Weltmeers zu fahren. Im Osten und Westen erheben sich die schroffen Berge in unendlich feinen, hellen Farbentönen. Im Norden sehen wir die ebenfalls von Bergen umrahmte Jordansenkung. An einer Stelle des Ostufers treten warme Quellen zutage; sie heißt Hammam es-Serka und ist jedenfalls identisch mit Kallirrhoë, in deren Wassern Herodes vergeblich Heilung für seine letzte Krankheit suchte. In Madaba und Hesbon im Osten und Nordosten, auf den Berghöhen von Moab, wohnen Beduinen, die im Winter zum Jordanufer herabsteigen. Kein Segel ist zu sehen, keine Spur von Menschen an den Ufern; nur etliche Hütten an der Bootslandestelle. Tod und Stille ringsum. Todbringend in Wahrheit ist die Tiefe unter uns; kein Fisch oder sonstiges Getier kann in diesem Wasser leben; was der Jordan an Lebewesen mit sich führt, muß hier sterben wie in einer giftigen Säure. Auf den Ruderbrettern glitzern Salzkristalle im Sonnenschein.

Nach einiger Zeit landen wir an der klaren Quelle El-Ghweir, die sich im Kies und Ufersand mit dem Salzwasser vermischt. Die Wärme ist unterdes auf 31,4 Grad gestiegen, und ein Bad ist gar zu verlockend. Ich werfe also die Kleider ab und gehe ins Wasser. Merkwürdig! Ich verliere den Boden unter den Füßen und sinke doch nicht unter, sondern gehe aufrecht weiter durch das Wasser wie auf dem Lande! Nur ermüdet dieser Spaziergang sehr bald, und ich will mich nun aufs Schwimmen verlegen. Aber was ist denn das? Ich bringe die Beine nicht ordentlich hinunter, meine Füße zappeln in der Luft, und die Zuschauer am Ufer krümmen sich vor Lachen! Man kann im Toten Meer einfach nicht schwimmen! Man kann sich nur auf den Rücken legen und mit

den flachen Händen Paddelbewegungen machen, um vorwärts zu kommen. Zwischen Luft- und Wassertemperatur empfindet man keinen Unterschied, man merkt kaum die Berührung des Wassers, man glaubt völlig frei zu schweben! Man liegt auf der Wasserfläche wie auf einer Düne aus feinstem Sand oder wie in einem Bad aus weichster Baumwolle. Kopf, Hände und Füße und dazu noch ein Teil des übrigen Körpers sind über der Wasserfläche; es fehlt nur noch ein Kopfkissen! Dann könnte ich ruhig ein Mittagsschläfchen halten hier auf dem Toten Meer, bis die Wogen mich wieder langsam ans Ufer tragen.

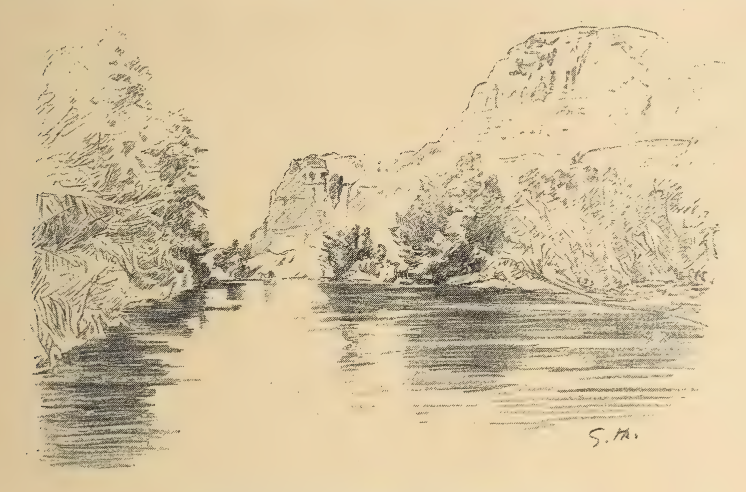


Unser Boot auf dem Toten Meer.

Nur das Wasserschlucken hier ist gefährlich. Berührt man mit der Zungenspitze den nassen Zeigefinger auch nur ganz wenig, so brennt sie wie von fressender Säure. Es genügt auch nicht, sich nach dem Bad an der Sonne zu trocknen oder sich mit einem Handtuch abzureiben. Der ganze Körper ist mit feinsten Salzkristallen bedeckt, die starkes Hautjucken hervorrufen. Man muß sich erst in dem Quellwasser von El-Ghweir gründlich abspülen, um Ruhe zu haben. Ein Bad im Toten Meer ist also eines der merkwürdigsten Erlebnisse.

Ebenso überraschend ist eine andere Erscheinung. Das Süßwasser des Jordans ist leichter als das schwere Salzwasser des Toten Meeres

und hält sich daher von der Flußmündung an noch eine ganze Strecke in den See hinein oben. Während das Boot nun von dem Salzwasser getragen wird, ohne tief einzusinken, wird sein Tiefgang sofort größer, sobald es sich der Flußmündung nähert. Auch diese Erscheinung beobachteten wir, indem wir nordwestwärts ruderten und eine Strecke in die Jordanmündung hineinfuhren. Dann kehrten wir wieder zum Landeplatz zurück. Die Temperatur hatte sich in der Zwischenzeit von 9 bis 12 Uhr nicht merklich verändert: um Mittag zeigte das Thermometer im Freien 31,2 und im Wasser 32,2 Grad; diese gleichmäßige Tempe-



Der Jordan an der Stelle, wo Johannes taufte.

ratur ist eine Wirkung des Seewassers, dessen Wärme keinen großen Schwankungen unterworfen ist. Kaum zwei Stunden später, als wir uns vom Ufer entfernt hatten, war die Hitze schon auf 35,1 Grad gestiegen.

Wir suchten nun mit unserm Wagen das Ufer des Jordans zu gewinnen. Die Fahrt war für die Pferde sehr anstrengend, denn die mit dürrem Gras und Disteln bedeckte Steppe hörte bald auf, und der Boden war nur noch ein weiches Gemisch von Lehm und Salz, in dem Hufe und Wagenräder tief einsanken. Diese Salz- und Lehmwüste erstreckt sich bis zu dem scharfen Erosionsrand, der aus älterer Zeit geblieben ist. Hier geht es einige Meter schroff abwärts, und dann gelangt

man in den Vegetationsgürtel des Jordantals. Wir fuhren hier noch eine Strecke nach Norden und hielten dann in einem dichten Tamarisken- und Weidengebüsch unter Euphratpappeln an einer Stelle, die Bethania heißt. Hier soll nach einer alten Tradition Johannes Jesum getauft haben (Johannes 1, 28). Schon zu Konstantins Zeiten wallfahrten Pilger hierhin. Jetzt treffen große, besonders aus Russen bestehende Pilgerzüge am Epiphaniassonntag, dem 6. Januar alten Stils, hier ein. Ein hoher Prälat weiht das Wasser, und Frauen und Männer in weißen Gewändern baden in der trüben Flut. Wer zaghaft und ängstlich ist, wird von den Priestern ohne viel Umstände hineingestoßen. Vor einigen Jahren wurden sogar zwei vorwitzige Amerikanerinnen, die das merkwürdige Schauspiel recht aus der Nähe betrachten wollten, von rauhen Priesterhänden ergriffen und trotz lauter Proteste gleich den andern untergetaucht!

Seit Ausbruch des Krieges ist auch dieser Wallfahrtsort verödet, und wir sahen keine Menschenseele außer einem alten Fährmann, der uns in seinem flachen Boot ein Stück flußaufwärts ruderte. Zwischen dem dichten Lianengestrüpp und den Schilfgebüschen des Ufers wälzen sich die grauen Wogen des Flusses langsam der Mündung zu. Am linken Ufer sah man deutlich die Linie des Erosionsrandes mit seinen alluvialen Schichten von Sand, Lehm oder Geröllkies. Im Schilf schnatterten Enten, und die Heimchen begleiteten auf ihren Streichinstrumenten eifrig den Gesang der Vögel.

Der Jordan ist an dieser Stelle etwa 30 Meter breit und zwei bis drei Meter tief. Mehrere Furten führen hindurch, doch hat er auch bis zu sechs Meter tiefe Stellen. Im April schwillt er an, und nach den Regengüssen sind alle seine Zuflüsse rauschende Gießbäche. Strategischen Wert hat er nie besessen, da er für kriegerische Unternehmungen kein Hindernis bedeutet; er bildet nur die Grenze zwischen festangesiedelter und nomadisierender Bevölkerung. Städte sind an seinen Ufern nicht entstanden; das Klima ist dafür zu heiß und ungesund; Malaria ist hier eine alltägliche Krankheit, und die Araber, die hier wohnen, sind eine üble Rasse.

Das Ufergebüsch des Jordans bietet dem Wild und den Raubtieren sichere Zuflucht. Wildschweine sind häufig. Aber auch Leoparden und Wölfe ziehen hier auf Raub aus, und noch zu Ende des elften Jahr-



Die Stelle am Jordan, wo Johannes taufte.

hunderts lauerte in dem Uferdickicht der Löwe, der vorher hier ganz allgemein war. So verkündet z. B. Jeremias (49, 18f.) das Strafgericht über Edom mit den Worten: „Gleichwie Sodom und Gomorra samt ihren Nachbarn umgekehrt ist, spricht der Herr, daß niemand daselbst wohnen, noch kein Mensch darin hausen soll. Denn siehe, er kommt herauf, wie ein Löwe vom stolzen Jordan her, wider die festen Hürden."

Der Jordan ist in mancher Beziehung der merkwürdigste aller Flüsse. Fast sein ganzer Lauf liegt unter dem Spiegel des Weltmeers, und sein Ziel ist die tiefste Senke der Erde. Er zeichnet sich weder durch Breite oder Wassermasse aus, und doch ist seit drei Jahrtausenden der Name keines Wassers so vielfach in der Geschichte genannt wie der seine. Am Nil, am Ganges und am Jang-tse-kiang sind mächtige Kulturen und Religionen entstanden; teils hat der Sturm der Jahrtausende sie längst verweht, teils sind sie auf bestimmte Gebiete beschränkt. Die Macht des Namens Jordan über die Herzen der Menschen aber reicht so weit wie der Tag. „Jenseits des Jordans" ist schon im Alten Testamente ein poetisches Symbol.

$^1/_2$5 Uhr nachmittags brachen wir auf, um nach Jericho zurückzukehren. Die Straße führt anfangs durch ein Labyrinth von meterhohen Klötzen, Kegeln, Mauern und Bastionen aus lauter verwitterndem Lehm. Während der Fahrt zogen mehrere tausend Störche in einer schier endlosen Reihe von Scharen und Gruppen nach Süden. Der luftige Pilgerzug ging grade über uns hin, 100 bis 150 Meter hoch, und ich sah die glückbringenden Vögel genau.

Beim Dorf Hadschle rasteten wir eine Weile und besuchten das dem heiligen Gerasimos geweihte griechische Kloster Der Mar Juhanna Hadschle. Ein paar alte Griechen führten uns durch die herrlichen Klostergärten, deren Üppigkeit geradezu an Kanaan erinnerte. In den Weinbergen sah ich Trauben, die sechs Pfund schwer und noch nicht einmal reif waren!

Bananen und Feigen gediehen ebenfalls zu außerordentlicher Größe, und eine Sykomore, die kaum acht Jahre zählte, war schon so stark, daß man gerade noch ihren Stamm umfassen konnte. Vor drei Jahren hatten die griechischen Gärtner 3000 Palmen angepflanzt, von denen man nach zehn Jahren Frucht erwartete. Nachts mußte man mit Gewehr und Hunden scharfe Wacht halten, um Weintrauben und Bananen vor den Räuberhorden der Wüste, den Schakalen, zu schützen.

Um $^1/_2$7 Uhr verließen wir die herrliche Oase, deren Schönheit noch durch schlanke Zypressen und schattige Euphratpappeln erhöht wurde, und setzten unsere Fahrt durch die Steppe fort. Eine Beduinenkarawane lagerte am Wege, während ihre prächtigen Dromedare ringsum weideten. Die Sonne ging bald hinter den Bergen von Juda unter, goß aber noch ihr rotgelbes Abendgold über die Höhen von Moab, deren Leuchten an das Alpenglühen im schweizerischen Hochgebirge erinnerte. Ich sah auch einen Schimmer des Tals von Achur und von Gilgal, wo die Kinder Israel nach der Ankunft im Heiligen Land ihr erstes Lager aufschlugen. Dort steht jetzt eine riesige Tamariske.

Bei Anbruch der Dunkelheit hielten unsere Pferde vor der Posthalterei zu Jericho. Hier aßen wir zu Nacht und ruhten eine Weile auf dem Hofe im prächtigsten Mondschein, rauchten und plauderten. Um 11 Uhr brachen wir wieder auf. Um $^1/_2$ 12 Uhr hatten wir noch 27 Grad Hitze; 12 Uhr war das Thermometer schon auf 24,3 Grad gesunken, und als wir nun wieder die Berge von Juda hinauffuhren, konnte man das gradweise Fallen der Temperatur mit Behagen feststellen. Eine wunderbare Nachtstimmung! Still und öde wie die Oberfläche des Mondes selbst lag das Land im Silberschein seiner Strahlen. Was schleicht da für ein Schatten neben der Straße? Es ist eine Hyäne. Sobald unser Wagen vorüber ist, springt sie auf die Straße herab und folgt uns langsam. Dann bleibt sie stehen, schwarz, rätselhaft und einsam, und sieht uns nach. Unser Kutscher versichert uns, die Hyäne habe über den Menschen eine unwiderstehliche Gewalt. Den einsamen nächtlichen Wanderer locke und narre sie so lange, bis er sich in eine Sackgasse verrannt habe, dann greife sie an.

Auf der Höhe begegneten wir zwei Trainwagen und einer Gesellschaft reisender Tscherkessen. Ein großes, von drei Ochsen gezogenes Fuhrwerk war mit Soldatenzwieback aus Jericho beladen. In der Herberge des barmherzigen Samariters rasteten wir der Pferde wegen anderthalb Stunden und schliefen selbst ein wenig, so gut es eben ging. Um 4,45 Uhr hatten wir 20,8 Grad, eine Stunde später 19,9 Grad. Schon verkündete ein blaßroter Widerschein über den Höhen von Moab den Sonnenaufgang, und Jerusalem badete im Morgenlicht, als wir müde und schläfrig die Stelle passierten, an der Jesus die Stadt beweinte.


Phot.: Deutscher Offizier.

Eine Sanitätskolonne.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Eine Wüstenfahrt nach der Suësfront.

Auf Dschemal Paschas Befehl hielt am frühen Morgen des 17. Augusts ein rotes, mit zwei türkischen Chauffeuren bemanntes Kriegsauto vor meiner Tür in Jerusalem. Das Gepäck wurde verstaut, Notizbuch, Feldstecher und Karten lagen bereit, und Punkt 7 Uhr rollten wir auf der Straße nach Bethlehem südwärts.

Die Landstraße schlängelt sich wie ein weißes Band zwischen grauen Hügeln bis an den Rand des Horizonts. Wir sausen an einigen Übungsplätzen und Biwaks vorüber, in denen Pferde und Maulesel vor weißen Zelten ihr Futter knabbern, oder die Dromedare losgebunden sind, um sich auf eigene Faust Nahrung zu suchen. Im übrigen macht sich die Nähe der Front noch wenig bemerkbar. Von Marsch- und Trainkolonnen ist nichts zu sehen, nur ab und zu ein Reiter oder ein paar Infanteristen. Der große Militärverkehr nach und von der Suës-



Die Grabmoschee in Hebron.



Phot.: Larsson.

Beduine mit Jagdfalken.

front vollzieht sich auf der neuen Eisenbahn von Jerusalem über Bir es-Seba nach der ägyptischen Grenze. Fellachenweiber treiben ihre mit Fruchtkörben beladenen Esel nach Jerusalem oder Bethlehem, und auf den Feldern hüten Hirtenknaben ihre Schafherden. An den Böschungen der Weinberge reifen die Trauben zur Ernte. Lachend und sonnenbeschienen liegt das Land ringsum.

Hinter Bethlehem hört der Verkehr völlig auf. Weder Menschen noch Tiere sind zu sehen, und wir fahren durch das öde Land hügelauf und hügelab. Bald kriecht der Horizont vor uns zwischen engen Talwänden zusammen, bald erweitert er sich auf der Höhe der Hügel ins Unendliche. Trotz der Sonnenglut ist die Zugluft so frisch, daß ich den gelben Ledermantel nicht entbehren kann. Nur wenn wir einen Augenblick halten, um an einem Brunnen die erhitzten Gummireifen der Räder zu kühlen, macht sich die Wärme von 25,2 Grad sofort bemerkbar, und zahlreiche Fliegen umschwärmen uns.

Nach anderthalb Stunden erreichen wir das schöne Tal, in dem Hebron liegt; zunehmender Verkehr von Soldaten, Juden und Landleuten verrät die Nähe eines größeren Ortes, und im Handumdrehen verwandelt sich die Landstraße in die vornehmste Straße der Stadt. Rechts und links bauen sich die Häuser amphitheatralisch empor, und grüne Ölbäume schmücken die Hügel. Hebron liegt 150 Meter höher als Jerusalem, also 927 Meter über dem Meere.

Wir sind hier wieder auf uraltem Boden. Denn Hebron war sieben Jahre gebaut vor Zoan in Ägypten (4. Buch Moses 13, 23). „Also erhob Abraham seine Hütte, kam und wohnte im Hain Mamre, der zu Hebron ist“ (1. Buch Moses 13, 18). Josua belagerte diese Stadt (Buch Josua 10, 36), und später zerstörten sie die Römer. Unter dem Islam wuchs Hebron, blühte in den Tagen der Kreuzfahrer und wurde im Jahre 1187 von Saladin eingenommen. Jetzt hat es 22000 Einwohner, davon sind 2000 Juden. Der Boden ist fruchtbar, und der Handel soll ziemlich lebhaft sein, besonders mit den Beduinen.

Der Kommandant von Hebron führt mich nach der berühmten Moschee innerhalb der gewaltigen Umfassungsmauer des Haram. Doch dürfen Ungläubige nur bis zu bestimmten Gewölben und Treppen gehen. Ich muß mich daher mit dem äußern Anblick der mit Zinnen

versehenen Mauern und der beiden Minarette begnügen. Die Moschee enthält sechs Grabdenkmäler; in der Krypta unter ihnen ruhen Abraham und Sara, Isaak und Rebekka, Jakob und Lea!

Hinter Hebron fällt das Gelände ab, und die Berge von Juda senken sich in breiten Wogen nach der Wüste zu. Wadi el-Chalil durchschneidet in südöstlicher Richtung diese Gebirgsfront, um über Bir es-Seba in der Nähe von Gasa ins Meer zu münden.

Unser nächster Rastort ist das aus 250 Häusern bestehende Dorf Ed-Daharije. Hier ist eine Etappenstelle, deren Chef, ein alter türkischer Offizier, uns in seinem neugebauten Hause mit frischem Wasser aufwartet. Dann wird das Gelände immer öder und steiniger, um schließlich in vollkommene Wüste überzugehen. Wir erhöhen unsere Geschwindigkeit. Die eisernen Rohre der Telegraphenstangen fliegen an uns vorüber. Beduinen in kriegerischem Aufputz begegnen uns, und eine Karawane, deren Dromedare vor dem Auto scheuen, zwingt uns zu halten. Gegen 12 Uhr taucht Bir es-Seba vor uns auf, und wenige Minuten später fahren wir in diese historisch merkwürdige, aber durchaus nicht entzückende Wüstenstadt hinein.

Im Alten Testament begegnen wir der Wendung „von Dan bis Beer-Seba". Diese beiden Namen bezeichnen die Grenze von Kanaan im Norden und Süden. Das 1. Buch Moses (21, 22—32) erzählt von den sieben Lämmern, die Abraham dem Abimelech schenkte zum Zeugnis dafür, daß er den dort befindlichen Brunnen gegraben hatte. „Daher heißt die Stätte Beer-Seba, weil sie beide miteinander da geschworen haben." Der Name hat aber eine doppelte Bedeutung: der „Eidbrunnen" und „Die sieben Brunnen". Als Samuel alt wurde, setzte er seine Söhne Joël und Abia zu Richtern über Israel; sie walteten ihres Amtes in Beer-Seba. Auf seiner Flucht nach dem Horeb erreichte Elias Beer-Seba, „das zu Juda gehört". Nehemia berichtet (11, 27—30), daß die Kinder Juda von Beer-Seba an bis ans Tal Hinnom wohnten. „Suchet nicht Bethel und kommet nicht gen Gilgal und gehet nicht gen Beer-Seba", sagt der Prophet Amos. „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich einen Hunger ins Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn, zu hören; daß sie hin und



Aischa, Beduinin aus Bir es-Seba.

her von einem Meer zum andern, von Mitternacht gegen Morgen umlaufen und des Herrn Wort suchen, und doch nicht finden werden. Zu der Zeit werden die schönen Jungfrauen und die Jünglinge schmachten vor Durst, die jetzt schwören bei dem Fluch Samarias und sprechen: ‚So wahr dein Gott zu Dan lebt! so wahr die Weise zu Beer-Seba lebt!‘ Denn sie sollen also fallen, daß sie nicht wieder aufstehen.“

Durch seinen Wasserreichtum war und ist Bir es-Seba eine Oase in dem Wüstengürtel, der sich auf und vor den Südabhängen des



Phot.: Larsson.

Bir es-Seba.

Judäischen Gebirges ausbreitet. Dieser Wüstengürtel war der beste Schutz Judäas nach Süden hin; um ihn zu umgehen, führten die Heerstraßen von Ägypten, Sinai, Akaba und Arabien nach Norden entweder am Toten Meer entlang oder längs der Küste der Philister über Gasa. Nur Kaufleute aus Petra wagten sich geradeswegs durch die Wüste nach Hebron. Die Nachfolger des Propheten kamen über den Jordan oder über Gasa. Doch war Jerusalem auch im Altertum immer durch eine wichtige Landstraße mit Beer-Seba verbunden. Dort zweigten sich Straßen nach Wadi el-Arisch, nach dem Sinai, nach Akaba und Ägypten ab. Auf der nach Ägypten „zog Abraham herauf aus Ägypten ins

Morgenland" (1. Buch Moses 13, 1). „Und Israel brach auf mit allem was ihm gehörte. Und als er nach Beer-Seba kam, opferte er Schlachtopfer." Und Jakob „zog von dannen gen Beer-Seba" (1. Buch Moses 26, 23). Beer-Seba war also eine Art Vorposten gegen die Wüste, der Ort, in dem der Kulturgürtel, der sich von Dan im Norden her erstreckte, im Süden endete. Die Römer hatten in Bir es-Seba eine Garnison, und zu Sultan Saladin kamen über diese Oase Karawanen aus Ägypten.

Bis zum Beginn des Weltkrieges war Bir es-Seba ein elendes Nest; jetzt wurde es plötzlich ein wichtiger Etappenort. Um englischen Anschlägen auf Syrien zuvorzukommen, baute man eine Eisenbahn von Jerusalem über Bir es-Seba bis zur ägyptischen Grenze, und trotz der schwierigen Wegeverhältnisse drangen die Türken, von deutschen und österreichischen Spezialtruppen unterstützt, anfangs bis zum Kanal vor. Später mußte die Front bekanntlich bedeutend weiter zurückverlegt werden. —

Nach 82 Kilometer Fahrt hielten wir um 12 Uhr bei Backofenhitze vor dem Etappenquartier. Der Chef des Stabes, der österreichische Hauptmann Baron Latschen, empfing mich und führte mich zum Etappenkommandanten, Oberst Betschat Bei, der mich mit dem Namensvetter des Marineministers, dem General Dschemal Pascha, bekannt machte.

Nachdem die ärgste Tageshitze vorüber war, begleiteten mich der Oberst und Baurat Dr. Schumacher auf einer Besichtigung der mit amerikanischer Schnelligkeit aus dem Wüstenboden hervorgewachsenen Stadt. Wir besuchten die verschiedenen Gebäude des Etappenquartiers, die elektrischen Stationen, die Fabriken und Werkstätten, die Druckerei, den Basar, das Hotel, die Anlagen und Gärten, die natürlich noch nicht weit gediehen waren, und die Eisfabrik — die segensreichste Anstalt in dieser Hitze; dann die Ackerbauschule und die mit Motoren getriebenen Pumpwerke und die gewaltigen Sammelbecken, an denen Trinkwasser an Dromedare, Pferde, Esel und Maulesel verteilt wurde; schließlich auch das Lazarett, in dem unter der Pflege österreichischer Ärzte und Schwestern zur Zeit 400 Kranke lagen.

Das Klima von Bir es-Seba ist nicht gerade ungesund, aber sehr unangenehm. Die Gegend ist sehr windig, die Wüste sandig, der Boden

obendrein durch den starken Verkehr aufgelockert und keine Vegetation schützt vor den erstickenden Staubwolken, die sich von allen Seiten in die glühend heißen Straßen hereinwälzen. Der starke Südostwind beginnt erst in der zweiten Hälfte des Septembers und erreicht sein Maximum im Oktober; er beginnt um 3 Uhr nachmittags und hält bis zum Abend an. Im Winter 1914 auf 1915 betrugen die Niederschläge 8 Zentimeter; in der Regenzeit von 1915 auf 1916 waren sie besonders reichlich, nämlich 42 Zentimeter. Ende Januar sinkt die Temperatur manchmal unter Null; im Winter 1915/16 sank sie in Bir es-Seba auf —2 und in Kuseme auf —3 Grad. Die absolute Höhe des ersten Orts beträgt 240 Meter, die des zweiten 346 Meter. Im Jahre 1915 war die höchste Temperatur 43 Grad, im Jahre 1916 46 Grad. Jetzt, im August 1916, stieg die Wärme selten über 34 Grad und sank morgens bis auf 18 Grad. —

Am andern Morgen setzte ich meine Fahrt fort. Oberst Betschat begleitete mich; unser Auto lenkten deutsche Chauffeure, die mit unserm Wege genau vertraut waren. Unser erstes Ziel war Hafir; bis dahin rechnet man 72 und von dort bis zur ägyptischen Grenze noch 7 Kilometer. In Hafir teilt sich die Straße. Der nördliche Arm, den wir benutzten, führt nach El-Arisch an der Küste, der südliche über Kuseme und Hasana nach Birintschi Habra, d. h. „dem ersten Damm".

Diese vortreffliche Automobilstraße geht anfangs nach Südsüdosten und folgt der neuen Eisenbahn- und Telegraphenlinie bis zur Station Bir Turkije, die einen Kilometer rechts von der Chaussee liegt. Die Heerstraße Ibrahim Paschas lag seinerzeit etwas östlich von der unsrigen. Vereinzelte Zelte der Straßenarbeiter, ein Durrafeld, ein Hirt mit seinen Schafen sind die einzige Staffage der Landschaft. Bei Bir Meschasch hat man einen neuen Brunnen gegraben und bei Abu Gera einen Damm aufgeworfen zum Auffammeln von Regenwasser; das so gebildete Becken enthält noch Wasser von den letzten Niederschlägen im Frühjahr.

Dann läuft die Straße durch einen kleinen Wadi, auf dessen Grund niedrige Tamarisken und Rasenflecke grünen. Flache Hügel erheben sich zu beiden Seiten. Niedrige Gräben fassen die Chaussee ein, und türkische Wegzeichen geben alle fünf Kilometer die Entfernung an. Wir kreuzen die Eisenbahnlinie und erreichen die Station Aslutsch mit ihren Holz-



Fraidsche, Beduinin aus Wad el-Chalil.

häusern, Zelten und dem Brunnen Bir Saadani. Einen Kilometer weiter liegt der Etappenort Aslutsch, dessen fünf Brunnen reichliches und gutes Wasser geben. Hier sind Lazarette, Magazine, Proviantspeicher und ein Tierlazarett, wo in schwarzen Zelten kranke Dromedare gepflegt werden. Aus langen Steintrögen trinken die Tiere das Wasser, das mit Motoren heraufgepumpt wird, und unter Palmblattdächern stehen Pferde und Maulesel geschützt gegen die Sonne. Eine Anpflanzung von 3000 Olivenbäumen soll den jetzt noch so öden Platz einmal in eine schattenreiche Oase verwandeln.

Wir fahren weiter, kreuzen einen kleinen Gürtel gebundener Dünen und den Wadi el-Abiad mit seiner Eisenbahnstation und seinem Brunnen, und bald sehen wir schon das neue Krankenhaus auf einem Hügel oberhalb Hafirs. Bevor wir dort halten, statten wir dem drei Kilometer entfernten großen Lazarett einen kurzen Besuch ab. Die mit modernen Betten ausgestatteten Krankenräume, Operationssäle, Röntgenkammer, Verbandräume, Bad, Küche, Wohnungen für Ärzte und Schwestern umfassen im ganzen 70 Zelte, die ein kleines Dorf mit Straßen und elektrischem Licht bilden. Lazarettchef ist der Bakteriologe Professor Neschat Bei, der seine Studien in Europa gemacht hat.

Auf einem Hügel bei Hafir liegen Reste byzantinischer Gebäude und das Grab einer barmherzigen Schwester; auf dem einfachen Kreuz las ich: Schwester Brigitta Lunau. — Ruhe sanft. — Geb. 22. 12. 1894 — gest. 7. 5. 1916.

In der Messe der Etappenoffiziere feierte man soeben mit einem bescheidenen Glase Wein den Geburtstag des Kaisers Franz Joseph, und in einer künstlichen Laube des Wege- und Wasserbauingenieurs Süreja Bei nahm ich das Frühstück ein. Dann machte ich mich wieder fertig zur Weiterfahrt.

In Hafir hört die Eisenbahn auf. Hier wird also Kriegsmaterial und Proviant umgeladen, auf einer Décauvillebahn nach El-Arisch und schließlich auf Dromedaren bis ans letzte Ziel geschafft. Mit 300 Wagen, die von Mauleseln gezogen werden, kann man auf dieser Bahn täglich 150 Tonnen befördern.

Von Hafir bis El-Arisch sind noch 80 Kilometer. Davon war nur das erste Drittel fertiggebaute Chaussee, der Rest von Menschenhand

unberührte Wüste. Man arbeitete aber mit Hochdruck; Lokomobilen und Dampfwalzen waren in Gang, und große Lasten Makadamkies wurden geklopft.

Anfangs hält sich die Straße auf einem Höhenrücken, geht dann aber in schroffen Windungen wieder in die Ebene hinab, die streckenweise ganz steril ist. Es bläst von Westen herüber, und gelbe Windhosen wandern gespenstisch über die Wüste. Nach sieben Kilometer Fahrt überschreiten wir die Grenze von Ägypten und sind nun auf einem Gebiet, das die Engländer ihr eigen nennen. Die Grenzsäule hatten die Türken weggeräumt — eine Mühe, die den Engländern erspart blieb, als sie ein halbes Jahr später nach Gasa vorrückten und die Grenze ihres Machtbereichs weiter vorschoben.



Phot.: Deutscher Flieger.

El-Arisch.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

El-Arisch.

Gleich hinter dem kleinen Etappenort Mschehan hört die Landstraße auf; eine Reihe Wagen der verlegbaren Eisenbahn fährt soeben nach Westen. Der deutsche Chauffeur prüft mit Aufmerksamkeit das Gelände vor uns, um die ebensten und festesten Strecken auszusuchen. Die ersten Kilometer machen die größten Schwierigkeiten. Überall liegt tiefer Sand, der in gelben Strahlen von den Rädern emporspritzt. Der Motor arbeitet mit Hochdruck. Das Wasser kocht in den Behältern. Die Maschine faucht, der Autorumpf zittert. Schon sitzen wir fest, fahren zurück und nehmen einen neuen Anlauf. So geht es meterweise vorwärts. Zuweilen sieht es hoffnungslos aus. Aber der Chauffeur behält seine Ruhe; geht's nicht hier, so geht es anderwärts, meint er.

Im Süden erhebt der Dschebel Helal, die höchste Erhebung in dieser Gegend, seine dunklen Kämme. An seinem Nordostfuß entlang läuft der breite und tiefe Wadi el-Arisch, Bonapartes Torrent d'Égypte, in unbedeutenden Windungen nach dem Meere zu. Links von uns ist ein vegetationsloser Sandgürtel, weiter vorn ein formloses Durcheinander flacher Dünen, die zur Hälfte von Tamarisken und Wüstenrasen gebunden sind. Zwischen ihnen lichtet sich der Sand etwas, und $^{1}/_{2}$3 Uhr sind wir bei den Häusern von Avgile, wo die Bahn aufhört und Kamele ihre Lasten übernehmen. Bei Abu-Revasi im Wadi el-Arisch, der nun



Durstige Dromedare in Magdaba.

gleich linkerhand ist, baut man gerade einen Damm zur Aufsammlung des Regenwassers.

Nachdem der Motor gekühlt ist, geht die Fahrt über die Sandsteppe weiter. Hier und da rastet eine Transportkarawane, deren Dromedare sich an den Tamarisken gütlich tun. Ein totes Kamel verpestet die Luft. Der Boden ist nun so eben wie ein Tisch; es ist Küstenland, was sich vor uns ausbreitet.

Dann halten wir eine halbe Stunde in Magdaba. Auch hier hat der Krieg am Rand des öden Wadi el-Arisch ein Dorf von provisorischen Häusern und Zelten hervorgezaubert. Die fünf Brunnen sind hier nur 3—6 Meter tief, die in Hafir 35—40 Meter. Ein Motor pumpt das Wasser in ein großes rechteckiges, zementiertes Becken, das mit

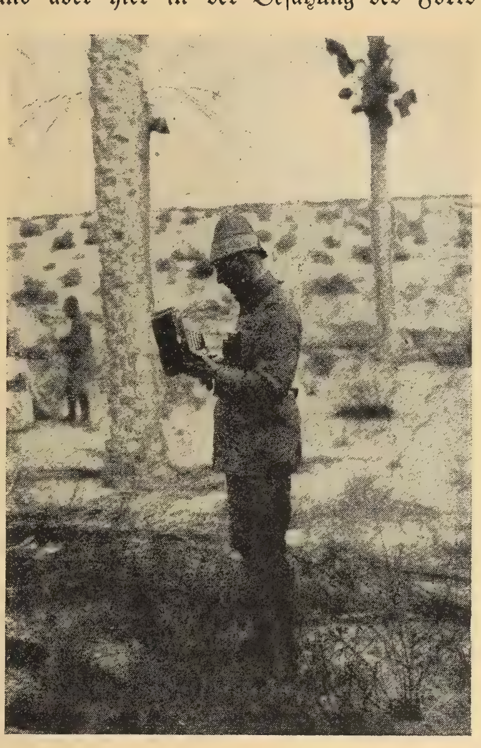
einem flachen Dach versehen ist; ringsherum läuft ein Trog, aus dem 2000 Kamele täglich je 25—30 Liter saufen. Der Durchgangsverkehr von Magdaba ist aber noch größer, und 1000 Kamele müssen an einem Nachbarbrunnen getränkt werden.

Wir nähern uns unserm Ziel. Rechts erhebt sich der kleine Bergrücken Risa Aneise, auf dessen Nordostvorsprung wir zuhalten. Nach der Küste hin nimmt die Sandmenge zu, und wir überqueren nun einen breiten Dünengürtel, durch den der Wadi el-Arisch einen fahrbaren, sogar vortrefflichen Weg gebahnt hat; lange Strecken ist der harte Alluvialboden so eben wie die Asphaltstraße einer Großstadt, und wir können unsere Geschwindigkeit auf 90 Kilometer einstellen. Vorsicht gebieten nur zahlreiche Hohlwege, die zwar nicht tief sind, aber zu einem Achsenbruch vollkommen genügen. Um 3 Uhr 55 beträgt die Temperatur 34,5 Grad.

Jetzt tauchen vor uns die Minarette von El-Arisch auf, und tiefer Sand zwingt uns zu langsamerer Fahrt. Rechts in der Ablauffurche des Wadi el-Arisch sehen wir schon die wenigen Feigenbäume, unter denen das erste deutsche Expeditionskorps lagert. Wir halten vor dem Zelt des Chefs, des Obersten Freiherrn Kreß von Kressenstein, der unmittelbar Dschemal Pascha untersteht und uns herzlich willkommen heißt. Er trägt feldgraue Paradeuniform, denn er geht soeben zum Begräbnis eines deutschen Soldaten, der an Cholera gestorben ist. Unterdes reiten Betschat Bei und ich ins Dorf hinauf, wo wir im Hause des Kaimakam, Mustafa Bei, Zimmer mit Betten und Mückennetzen finden.

El-Arisch ist ein unbedeutendes Dorf, dessen schmale Straßen und Gassen zwischen Mauern und Häusern aus an der Sonne getrockneten Lehmziegeln eingepreßt liegen. Nur hier und da auf einem Hof schenkt ein Baum einigen Schatten. Bis Port Said im Westen beträgt die Entfernung 150, bis zur syrischen Grenze im Osten 45 Kilometer. Von der Küste liegt der Ort nur durch einen 1,7 Kilometer breiten Gürtel unfruchtbarer Wanderdünen getrennt. Vom Meere aus sieht man daher nur das Minarett der Moschee, und dieses nahmen auch die Engländer zum Ziel, als sie — sechsmal im ganzen — den von den Türken besetzten Ort beschossen. Die Granaten gingen aber fast alle zu weit, und von einer Wirkung der Beschießung war keine Spur zu entdecken. —

Auch dieser kleine Ort hat seine Napoleonerinnerungen. Hier fand Bonaparte auf dem Wege nach Syrien den ersten Widerstand. Die Vorhut unter General Reynier sollte von Katie (El-Katscha) nach El-Arisch vorrücken; sie brach am 6. Februar 1799 mit Lebensmitteln für nur zehn Tage und angeblich geringem Munitionsvorrat auf. Am 9. erreichte sie El-Arisch, fand aber hier in der Besatzung des Forts entschlossenen Widerstand. Der General führte seine Truppen sofort zum Sturm, doch reichten die Streitkräfte, nach Angabe der französischen Quellen, nicht aus. Der Angriff wurde kräftig zurückgewiesen, und Reynier mußte unter schwierigsten Verhältnissen Verstärkungen abwarten. Das Hauptquartier der Mamelucken war nur 3 Kilometer von El-Arisch entfernt; von dort war jederzeit ein Überfall zu befürchten.



Oberst Kreß von Kressenstein.

In der Nacht zum 14. Februar traf endlich General Kleber ein, und in der folgenden Nacht griffen Reynier und Lagrange mit vier Bataillonen das feindliche Hauptquartier an. Die Überrumpelung gelang vollständig; der Kaiser selbst nannte sie später einen der glänzendsten strategischen Erfolge. Dennoch war er über Reynier, des Mißerfolgs bei El-Arisch wegen, sehr ungehalten.

Die Besatzung von El-Arisch konnte sich jetzt unmöglich mehr lange halten; dennoch ergab sie sich nicht. Bonaparte selbst verließ mit der Hauptmacht am 15. Februar Katie, lagerte am selben Tage am Brunnen Bir el-Abd, rückte am 16. bis zur Oase Mesudie (heute Bir Masaid)

vor und erreichte in der Frühe des 17. Februars El-Arisch. Dem General Reynier entzog er, trotz seines Widerspruchs, die Führung der Vorhut und übertrug sie dem früheren Befehlshaber, der jetzt die Belagerung des Forts mit allem Nachdruck beschleunigen sollte. Denn Napoleon hatte Eile. Als die Division Lannes am 18. Februar eintraf, war fast die ganze Armee vor El-Arisch versammelt. Das Feuer gegen das Fort begann und wurde nur unterbrochen, wenn Unterhandlungen geführt wurden. Am 19. währte das Bombardement den ganzen Tag. In die Mauern wurde Bresche geschossen. Gleichwohl verlor die Garnison



Phot.: Deutscher Offizier.

Türkische Artillerie in El-Arisch.

den Mut nicht. Bonaparte hatte schon einmal die Kapitulationsbedingungen gemildert; am 20. setzte er sie noch weiter herab: er verlangte nur sofortige Räumung des Forts; die Besatzung sollte nach Bagdad oder Ägypten abziehen, aber nicht nach Syrien, und schriftlich versprechen, im Heere Dschezzar Paschas keine Dienste mehr zu tun.

Diese Bedingungen wurden von der tapfern Besatzung, die 1000 bis 1500 Mann betragen haben soll, angenommen, und das Fort am selben Tage geräumt. Napoleon behandelte sie aber als Gefangene und ließ sie entwaffnen, worauf diese ebenfalls ihr Wort brachen und zu Dschezzar Pascha zu entkommen suchten. Ein großer Teil kam durch Ramle, wie die Franzosen einige Tage später erfuhren, und von da

nach Jaffa, wo sie dann auf die schon geschilderte Weise ihr Schicksal ereilte.

Übrigens versicherte man mir, in El-Arisch lebe ein uralter Araber, der Napoleon noch gesehen habe! Als ich diesen Methusalem aber besuchte, stellte sich bald heraus, daß er Napoleon — mit Lesseps verwechselte. —



Oberst Kreß und sein Gefolge.

In El-Arisch besuchte ich die türkischen und die deutschen Lazarette. Die deutschen wurden von den Doktoren Hegler und Lyon geleitet. Malaria, Ruhr und Magenstörungen infolge schlechten Wassers bildeten die Mehrzahl der Krankheitsfälle. Gegen Cholera waren alle Soldaten geimpft. Im allgemeinen war der Gesundheitszustand ganz gut. Drei deutsche Schwestern, die ihr Werk der Barmherzigkeit bis hierhin ausgedehnt hatten, wohnten in einem kleinen Haus gegenüber dem Lazarett mit dem roten Kreuz; eine von ihnen, Schwester Paula, war die Tochter des mir befreundeten Ehepaars Koch in Aleppo.

Wo die Küste entlang die Dünen niedriger sind, gedeihen an einigen Stellen die herrlichsten Palmen; sie bilden dichte Haine, deren

frisches Grün auf dem hellgelben Sand ein wahres Augenlabsal ist. Vor uns dehnt sich die unendliche Fläche des hellgrün und blau schim-



Phot.: Deutscher Offizier.

Küchenwagen in El-Arisch.



Badende Dromedare.

mernden Meeres. Türkische Soldaten treiben lange Reihen von Arbeitsdromedaren durch die schäumende Brandung, und den Tieren behagt



Phot.: Dr. Hegler.

Auf meinem Reitkamel in der Wüste Sinai.



Wüstenlandschaft aus der Vogelschau.
Links sieht man zahlreiche englische Zelte, rechts bei einer Sanddüne einen Palmenhain.

dieses erfrischende Bad; der Anprall der Wogen macht sie weder scheu noch unsicher auf den Beinen, und sie kehren nur widerwillig aufs Trockne zurück; von ihrem glänzenden Fell tropft das Salzwasser auf den glühend heißen Sand.

Auf dem Meere liegen Zweimaster von Jaffa; sie haben die Segel gerefft, mitten im Wellengang den Anker ausgeworfen und löschen ihre Ladung auf offener Reede. Solch ein Fahrzeug trägt freilich nicht mehr



Nach dem Bade.

als 90 oder 100 Kornsäcke, jeden zu 60 Kilogramm, insgesamt also etwa 6 Tonnen.

Dafür geht aber das Löschen der Ladung um so schneller vor sich. Kaum hat der Anker im Sand gefaßt, so stürzt sich eine Schar nackter Araber, die durch die Brandung waten, auf die Kornsäcke; den Rücken gegen die Reling gestemmt, übernimmt jeder einen Sack, und sobald der letzte gelöscht ist, gehen die Segel wieder hoch, und das Schiff steuert mit Sand als Ballast nach Jaffa zurück. Doch ist die bei gutem Wetter etwa 18 Stunden dauernde Fahrt die Küste entlang nicht ohne Gefahr; denn wenn feindliche Torpedoboote auftauchen, bleibt dem Schiffer nichts

übrig, als Boot und Ladung im Stich zu lassen und sich ans Ufer zu retten.

Am Tage nach unserer Ankunft versammelten wir uns im Zelt des Obersten Kreß. Eine Anzahl Reitdromedare wartete auf uns im Schatten der Feigenbäume. Sie trugen bequeme Beduinensättel, die vorn und hinten mit hohen, pikenförmigen Zwieseln versehen sind. Zwischen ihnen setzt man sich und legt das eine Bein um den Vorderzwiesel. Ein einfacher Strick, der am Maulkorb befestigt ist, eine Reitgerte oder ein



Schwere Landung.

Stock dienen zum Lenken, und mit dem herabhängenden Bein treibt man das Tier an.

Zehn Jahre waren schon vergangen, seit ich zum letztenmal auf dem Buckel eines Dromedars gethront hatte; es war auf dem Wege von Persien nach Indien durch Belutschistan. Doch war ich schnell wieder mit dem alten wiegenden Gang vertraut, der mich über endlose Flächen Asiens getragen hatte.

Nach einem langsamen Trab von sechs Kilometern erreichten wir das Lager einer deutschen Fliegerabteilung, und eine Gruppe junger deutscher Fliegeroffiziere kam uns entgegen. Ihren Chef, Hauptmann

Hemskerck, hatte ich in Jerusalem getroffen; er hatte aus Gesundheitsrücksichten einen Urlaub antreten müssen. Sein Stellvertreter war ein Schwede namens Henry Schumburg aus Stockholm. Unsere Dromedare ließen sich nieder, wir sprangen aus dem Sattel, wurden vorgestellt und dabei photographiert und kinematographiert. Dann führte man uns von Zelt zu Zelt, zeigte uns die Behausungen der Offiziere und Mannschaften, die photographischen Apparate der Flieger und die Karten, in die nach den Erkundungen der Beobachter die feindlichen Stellungen eingezeichnet wurden. Fliegerbomben wurden erklärt und Flugmaschinen ausprobiert. Ein Doppeldecker und ein Fokker stiegen auf und begannen einen Luftkampf; ein Fokker verfolgte den Doppeldecker und ließ sogar das Maschinengewehr spielen; weiße Staubwolken auf dem Feld verrieten den Einschlag. Obgleich man wußte, daß es nur ein Spiel war, erregte das Schauspiel die größte Spannung.



Mein Reitkamel an der Küste.

Bei Eintritt der Dunkelheit lud man uns in das große Zelt des Offizierkasinos, dessen Inneres mit bunten Tüchern aus Damaskus drapiert war, und zu den Tönen eines Grammophons wurde ein vortreffliches Mittagessen verabreicht. Später am Abend landeten wir sogar in einer „Wüsten-Bar“, wo ein junger Fürst Hohenlohe und ein paar andere Offiziere mit unwiderstehlicher Komik die Kellner spielten. An Auswahl der Genüsse war kein Mangel, und zur Laute erklangen frohe Lieder. Mit zweien dieser jungen Männer, Schumburg und

Arnim, traf ich später auf meiner Heimreise nach Berlin wieder zusammen.

Erst in später Nacht ritten wir bei hellem Mondschein nach El-Arisch zurück.

Sonntag, den 20. August, fand früh um 7, ehe es zu heiß wurde, auf dem Hof des deutschen Lazarettes Gottesdienst statt; man hatte die Betten auf die Balkone geschoben, damit die Kranken die Worte des Feldpredigers hören konnten, zur Dämpfung der Sonnenstrahlen ein grünes Zeltdach über den Hof gespannt und darunter Bänke und Stühle für die Gemeinde aufgestellt. Als Altar diente ein weißgedeckter, mit Eukalyptus- und Pfefferbaumzweigen geschmückter Tisch. Nach Absingung eines Liedes erinnerte der Priester in seiner Predigt an Jephtha und seine Tochter im Buch der Richter. Dann wurden das Vaterunser und der Segen gesprochen, und schließlich erklang wieder ein Lied durch den stillen Morgen. Der feierliche, ergreifende Eindruck dieser Andachtsstunde wurde noch erhöht durch die Gegenwart der Kranken, die in ihren Betten begierig den Worten des Geistlichen lauschten.



Dromedartypen.


Phot.: Larsson.

Ein Beduinenlager.

Dreißigstes Kapitel.

An den äußersten Vorposten.

Andern Tags gegen 2 Uhr nachmittags sammelte sich in der engen Straße vor dem Hause des Kaimakams eine bunte stattliche Kavalkade. Erst wurden fünfzehn Dromedare vorgeführt; ein Ruf und ein leichter Schlag in die Kniekehle hieß sie sich niederlegen. Sie trugen buntgestickte Sättel, an denen große, weiche Taschen herabhingen, zur Aufbewahrung von Proviant und kleinem Gepäck. Dann erschien Oberst Freiherr Kreß von Kressenstein in Begleitung des Grafen Rantzau, des Chefs einer Maschinengewehrabteilung, nebst den Doktoren Hegler und Spital und dem Dolmetsch Halil Bei. Vier braungebrannte Beduinenscheiks aus der Wüste Sinai bestiegen nun ihre Dromedare. Sie trugen bauschige weiße Kleider, bis zu den Füßen reichende bunte Mäntel und Kopftücher unter doppelten Ziegenhaarringen. Ihre Dromedare waren höher, stolzer und von hellerem Fell als die übrigen und mit knallroten

Quasten geschmückt. Königlich war ihr Gang und majestätisch die Haltung ihrer Reiter. In leichtem, elastischem Trab flogen sie über den Wüstensand vor uns übrigen her. Zuweilen verschwanden sie auf einige Minuten, um ein Beduinenlager aufzusuchen, das unseren Blicken verborgen lag, und tauchten dann plötzlich wieder auf dem Kamm einer Düne vor uns auf, unbeweglich wie Bildsäulen, ein entzückend romantischer Anblick.



Phot.: Deutscher Offizier.

Beduine.

Unser Ziel war die Front in der Richtung auf Port Said hin. Die Türken und ihre deutschen und österreichischen Bundesbrüder hatten kürzlich, infolge des übermächtigen Druckes der Engländer, ihre vorgeschobenen Artilleriestellungen bis zu den Brunnen von Bir el-Mesar zurückverlegt. Der Oberst wollte diesen Ort inspizieren und hatte mich eingeladen, ihn zu begleiten. Die Strecke betrug etwa 38 Kilometer und sollte durch die Nacht in zwei Hälften geteilt werden. Oberst Betschat und der Kaimakam ritten mit, außerdem einige Araber zur Bedienung.

Wir zündeten Zigaretten an und ritten in kleinen Gruppen. Die Hitze betrug um $^{1}/_{2}$3 Uhr 29,8 Grad. Der Oberst erklärte die gegen-

wärtige Kampflage und schilderte die unerhörten Schwierigkeiten eines Krieges in diesem entlegenen Wüstenland. Keine Eisenbahn, keine Landstraße! Lange Pferdegespanne schleppten die Geschütze durch die Wüste, und Kamele schafften den Proviant herbei. Die Engländer dagegen hatten ihre Stützpunkte und Eisenbahnen am Suëskanal ausgebaut, arbeiteten sich daher langsam, aber sicher nach Osten vor und konnten mit aller Bequemlichkeit Soldaten, Material und Proviant unmittelbar hinter die Front schaffen.



Ein Scheik.

Hinter den Dünen im Westen zeigte sich das dunkle Grün einer Oase, und bald ritten wir unter den Palmen von Masaid (Bir Masaid). Die Datteltrauben begannen schon die Bernsteinfarbe der Reife anzunehmen. Kleine Truppenverbände und Kamelkarawanen rasteten hier; Pferde wieherten, Beduinen ritten vorüber, und leichte Rauchsäulen stiegen von den Feuern auf. Im Schutz eines Dünenkamms und eines Palmenhains lauerte eine schwere Haubitze. Solch ein Palmenhain ist natürlich ein kostbarer Schutz gegen feindliche Flieger.

Nach kurzer Rast stiegen wir wieder auf. Betschat Bei, der Kaimakam und die Scheiks verabschiedeten sich nun und kehrten um; wir andern setzten unsre Reise nach Westen fort. Bald gelangten wir bis zur Küste, der wir folgten. Welch wunderbare Landschaft! Rechts das Mittelmeer mit den wogenden Schaumkränzen der rauschenden Brandung, links die Wüste Sinai mit ihren gelben, lautlosen, unbeweglichen Dünen.

Der Boden ist völlig eben, trocken und hart, wie stets im Sommer. Er ist nur zeitweise von Salzwasser überspült, das in diesem Teil der Wüste zahlreiche veränderliche Lagunen bildet, die in der Richtung auf Port Said zunehmen. Die Araber nennen sie „Sabket“. Sie bieten die trefflichsten Verkehrswege, sind aber auch gefährlich und heimtückisch; ist nur die Oberschicht trocken, der Untergrund aber vom Wasser aufgeweicht, so sind Menschen und Tiere rettungslos verloren.



Phot.: Deutscher Offizier.

Palmenhain bei El-Arisch.

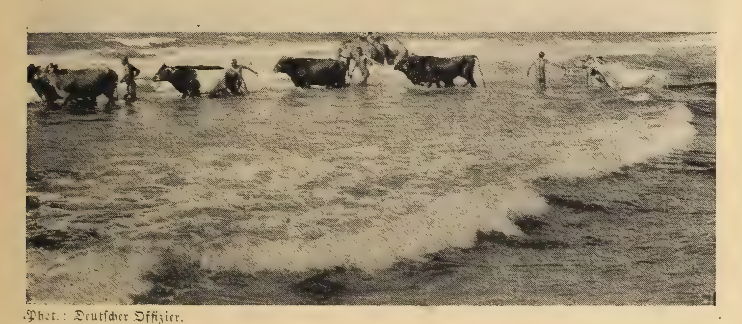
Die Sonne sank, und die Schatten der Dromedare verlängerten sich. In einem Feuerwerk flammender Strahlen ging das Tagesgestirn hinter den Dünen im Westen unter. Die Dämmerung nahm schnell zu, und die nächtlichen Gestirne erglänzten über der Wüste.

Hinter einer Düne ließ der Oberst halten und das Nachtlager aufschlagen. Ohne den Widerschein der Sterne auf dem hellen Sand wäre die Dunkelheit undurchdringlich gewesen. Bald knisterte ein herrliches Lagerfeuer von trocknen Zweigen. Die Araber öffneten die Proviantkisten, wir breiteten unsere Mäntel auf dem reinen weichen Sand aus und freuten uns der zunehmenden Abendkühle; um 9 Uhr war die Temperatur auf 23,8 Grad gesunken. In großen Krügen

wurde warme Suppe herumgereicht; ihr folgten Frankfurter Würstchen und Brot, dazu Mineralwasser und Rotwein. Eine Zigarre machte den



Unsere Kavalkade.



Phot.: Deutscher Offizier.
Lebender Proviant am Strand des Mittelmeers.

Schluß. Dann hüllten wir uns in die Mäntel und legten uns unter freiem Himmel zu kurzer Ruhe nieder.

Ich lag noch eine Weile wach und freute mich der tiefen Stille ringsum und des elektrischen Glanzes der Sterne am blauschwarzen Firmament. Kein Heulen der Schakale und Hyänen war vernehmbar. Hin und wieder knisterte es noch in dem erlöschenden Lagerfeuer; aber bald trug der Wind das letzte Rauchwölkchen in die Nacht hinaus. Sonst hörte man nur die ruhigen Atemzüge der schlafenden Männer und Dromedare. Jeder war müde nach den Anstrengungen des Tages. Aus der Ferne wehte das leise Brausen der Meeresbrandung herüber.



Phot.: Larsson.

Beduinen.

Um 3 Uhr wurde zum Aufbruch geblasen, um Licht zu haben ein Feuer angezündet, und jeder beeilte sich, mit militärischer Pünktlichkeit fertig zu sein. Das Thermometer zeigte 21,2 Grad, und der Dünensand fühlte sich kühl an wie ein Leichnam. Verdrießlich gurgelten die Kamele, als ihnen Sättel und Lasten wieder aufgebürdet wurden. Klein und hoch schwebte der Mond über der Erde.

Weiter geht der Ritt. Anfangs ist der Boden eben, dann kommen wieder Sandschwellen, und wir gelangen an ein fünf Kilometer langes Sabket. Jeder reitet langsam im Dunkel daher. Zur Unterhaltung fehlt noch die Stimmung. Man sitzt im Halbschlaf, den Vorderzwiesel

in der Kniekehle. Die Reiter vor mir sind nur als schwache Schatten erkennbar. Über der Landschaft brütet noch nachtschwarzes Dunkel. Nur die Bewegungen der Dromedare verraten, ob der Sand weich oder fest ist.

Endlich tagt es hinter uns im Osten, und die Nebelgespenster vor mir nehmen immer deutlichere Formen an. Schon treten die Dünen scharf hervor; hier und da sind sie durch spärliche Vegetation gebunden. Der Horizont wird heller und heller. Die Sonne geht auf, und ein



Phot.: Deutscher Offizier.
Ein deutscher Flieger bei Sonnenuntergang.

neuer Tag bricht an. Die unendlich langen Schatten der Kamele vor uns scheinen bis an den westlichen Horizont zu reichen.

Schnell steigt die Sonne höher, und die Schatten werden kürzer und schärfer. Im Süden erscheint ein kleiner Bergrücken namens Magara, und in der Luft ertönt ein Surren. Ein Doppeldecker kommt geflogen. Freund oder Feind? Freund! Er trägt das Eiserne Kreuz auf seinen Flügeln, fliegt sehr tief und wirft in unserer Nähe etwas Weißes herab. Ein Araber wird ausgeschickt, die Luftpost zu holen. Die Depesche enthält die Mitteilung, daß bei Bir el-Abd, einem 40 Kilometer westlich von Bir el-Mesar gelegenen Brunnen, kein Engländer zu sehen sei.

Um 8 Uhr sind wir in Bir el-Mesar, und Reffet Bei, der Chef der 3. Division, ein kleiner, lebhafter, intelligenter Mann, setzt dem Obersten in klaren, kurzen Worten die Lage auseinander. In einem großen offenen Zelt erwartet uns das Frühstück. Dann inspiziert Oberst Kreß Bir el-Mesar und findet alles in Ordnung. Daß die vorhandenen Truppen schon damals nicht genügten, um dem Druck der Engländer zu widerstehen, damit mußte man sich abfinden. Doch war man entschlossen, sein Äußerstes zu tun.

Die Schwierigkeit kriegerischer Unternehmungen in der Wüste Sinai hat niemand zutreffender bezeichnet als Napoleon. „In allen Geschichts-



Oberst Kreß spricht mit einem türkischen Offizier.

perioden“, sagt er, „läßt sich feststellen, daß die Heerführer, die von Ägypten nach Syrien oder von Syrien nach Ägypten zogen, diese Wüste als ein um so größeres Hindernis betrachteten, je mehr Pferde ihre Heere mit sich führten. Die alten Geschichtschreiber erzählen, daß Kambyses, als er in Ägypten eindringen wollte, ein Bündnis mit einem arabischen Könige schloß und dieser einen Wasserkanal durch die Wüste ziehen ließ; das bedeutete in Wirklichkeit nichts andres, als daß eine ununterbrochene Reihe Wasser tragender Kamele die ganze Wüste durchzog. Alexander versuchte zur Erleichterung seines Marsches durch die Wüste die Juden zu gewinnen. Indes war dieses Hindernis in alter Zeit nicht so bedeutend wie in unseren Tagen; denn damals gab es dort

Städte und Dörfer, und die menschliche Unternehmungslust überwand die Schwierigkeiten. Jetzt ist von Salihije bis Gasa fast nichts zu finden. Eine Armee muß daher die Wüste etappenweise kreuzen und in Salihije, Katie und El-Arisch Stützpunkte und Vorratsmagazine errichten. Geht sie von Syrien aus, so muß sie erst große Vorräte in El-Arisch sammeln und sie dann nach Katie befördern. Solche Unternehmungen können nur sehr langsam ausgeführt werden; der Feind gewinnt also Zeit, seine Verteidigungsmaßnahmen zu treffen. Die Wüste im Sommer zu durchqueren, ist ebenso ermüdend wie schwierig. Die Hitze des Sandes und der Mangel an Wasser und Schatten sind



Rast in Masaid.

Faktoren, die ein Heer dem Untergang nahebringen oder es doch schwächen und derart mutlos machen können, daß man sich gar keinen Begriff davon bilden kann. Im Winter ist dieses Hindernis viel unbedeutender. Da leidet man nicht unter der Hitze des Sandes und der unerträglichen Sonnenglut und braucht weniger Wasser. Ein befestigtes El-Arisch, das den Feind hindern würde, die Brunnen zu benutzen und im Schatten der Palmen zu lagern, würde also unter diesen Umständen sehr wertvoll sein."

Von allen natürlichen Schutzwehren eines Reiches hielt Napoleon die Wüste für die am schwersten zu überwindende. Bergketten wie die Alpen und Flüsse hindern das Vorwärtskommen weit weniger. Was

man sonst überall findet: Wasser, Lebensmittel und Feuerung, gerade dieses Notwendigste fehlt in der Wüste und muß von den Trainkolonnen trotz seiner Schwere mitgeschleppt werden. Wie recht Napoléon hatte, davon wissen die Türken und ihre Bundesgenossen heute ein Lied zu singen.

Um 4 Uhr war der Oberst fertig. Wir schwangen uns wieder in den Sattel und besuchten verschiedene Lazarettlager, die von den Doktoren Hegler und Spital besichtigt wurden. In großen luftigen



Phot.: Dr. Hegler.
Von rechts nach links: Rantzau, Betschat Bei, Oberst Kreß, der Verfasser, ein unsichtbarer Reiter und ein Scheik.

Zelten lagen die Soldaten in sauberen Betten und schienen die beste Pflege zu genießen. Einige choleraverdächtige Fälle wurden besonders untersucht.

Auf einer südlicheren, also weiter von der Küste entfernten Straße wurde dann der Rückmarsch angetreten. Hier konnte man wirklich von einer Straße reden; sie war überall deutlich erkennbar, etwa sechs Meter breit und führte im Bogen um die von ziemlich üppigem Pflanzenwuchs gebundenen Dünen herum. Über dem Tamariskengebüsch und zwischen den Grashügeln von wechselnder Höhe zeigten sich zahllose Löcher von

Feldmäusen, und Spuren von Vögeln und Insekten kreuzten den Sand nach allen Himmelsrichtungen. Die Straße entlang lief die englische Telegraphenlinie nach El-Arisch.

Die Straße ist zweifellos uralt. Die Vegetation hat die Dünen am Wandern gehindert, und Jahr für Jahr ziehen hier neue Karawanen in den Spuren ihrer Vorgänger. Vielleicht waren diese Sandhügel schon Zeugen des Zuges, der die Leiche Alexanders des Großen von Babylonien nach Alexandria brachte; vielleicht lauschten sie den Worten Josephs und Marias, als sie mit ihrem Sohne nach Ägypten flohen.

Auch die nächste Nacht lagerten wir auf einer Düne und stiegen am andern Morgen 1/4 4 Uhr wieder in den Sattel. Während dieser Nacht fiel leichter Tau, doch sank die Temperatur nur auf 23,3 Grad. Silberweiß schwebte der Mond über uns und zeichnete kleine Schatten der Kamele. Weiße Wolken kamen vom Meer herüber und färbten sich purpurn in der Morgenröte. Glühend rot stieg die Sonne am Horizont empor, verbarg sich aber schnell wieder in einem Bett von Wolken, das sie doch bald wieder verlassen mußte. Oft ritten wir an Kamelkadavern vorüber, die einen unerträglichen Gestank verbreiteten. Eine Dromedarkarawane brachte in kleinen Tonnen Wasser aus dem Brunnen von El-Arisch, das für die Truppen bei Bir el-Mesar bestimmt war.

In der Oase Bittije, wo einige Araber an Brunnen mit salzigem Wasser wohnen, rasteten wir eine Weile im Schatten der Palmen. Hinter ihrem langgestreckten Gürtel wurden die Dünen höher und unfruchtbarer und hinter der nächsten Oase Tamilel ibn-Nasr waren sie vollkommen nackt. Zwischen ihnen tauchte hier und da das Mittelmeer auf, und das Brausen seiner Brandung war wieder zu hören. Schon glänzte vor uns das Minarett von El-Arisch. Wir ritten an seinem öden Friedhof vorüber und waren um 10 Uhr wieder in unserer friedlichen Behausung.

Am Morgen des 24. Augusts verabschiedete ich mich von Freiherrn Kreß von Kressenstein und seinen Offizieren und fuhr mit Oberst Betschat Bei über Magdaba nach Hafir zurück. Statt die Reise sogleich bis Jerusalem fortzusetzen, machten wir noch einen Abstecher auf der neuen Landstraße, die von Hafir nach Südwesten und westlich nach Ismailia

führt. Weiter als 120 Kilometer bis Birintschi Habra durften wir uns nicht wagen, wenn wir nicht englischen Patrouillen in die Hände fallen wollten; von da sind es nur noch 90 Kilometer bis zum Suëskanal.

Nach den ersten 10 Kilometern erreichten wir Bir Birin, eine deutsche Automobilstation. Nach weiteren drei Kilometern überschritten wir wieder die Grenze Ägyptens. Nach abermals vier Kilometern hörte die Eisenbahn von Hafir auf, aber die Chaussee ging weiter bis Birintschi Habra. Sie ist von Bir es-Seba aus etwa 220 Kilometer lang, wurde im September, Oktober und November 1915 gebaut und ermöglichte uns mit einer Schnelligkeit von 70 Kilometern zu fahren.



Kuseme.

In einer kleinen Bergkette links von der Straße tritt eine Süßwasserquelle, Ain el-Kuderat, zutage. Ihr herrliches Wasser wird in eisernen Röhren nach Kuseme geleitet. Hinter dem Tal Wadi el-Ain geraten wir zwischen niedrige Berge und Hügel und halten dann bald in Kuseme, wo der Mudir des Ortes, ein Araber, und einige türkische Offiziere unter einem Blätterdach, in dessen Schatten sogar eine Wasserkunst spielt, uns zu Mittag einladen.

Dann geht die Fahrt zwischen kleinen unbedeutenden Hügeln nach Westsüdwesten weiter. Die Straße ist eng, erweitert sich aber allmählich zu einem durch höhere Bergketten führenden Tal. Im Westen erhebt sich der Dschebel Helal. Bei Sonnenuntergang wird das Gelände offner,



Aufbruch der Mekka-Karawane. Vgl. S. 340 f.



Aufbruch nach Mekka.

und die Berge erscheinen nur noch als mattdunkle Silhouetten; das macht der feine Staub, den ein ziemlich starker Nordwestwind aufgewirbelt hat. Zuweilen stehen kleine weiße, kegelförmige Zelte am Wege; sie sind die Wohnungen der Straßenarbeiter, braungebrannter Araber in gelben Turbanen und weißen und roten Beinkleidern. Nicht nur Proviant, auch Wasser muß ihnen auf Dromedaren und Mauleseln in kleinen eisernen Behältern oder in Ledersäcken zugeführt werden.

Das Land ist denkbar öde. Im Süden bildet es flache Geländewellen, im Norden erheben sich die zunehmenden Massen des Dschebel



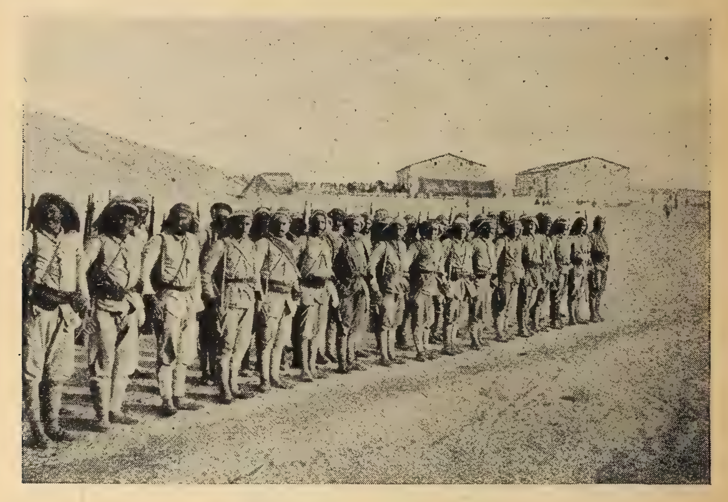
Dschebel Helal.

Helal. Seine verwitterten dunklen Kämme schicken zu beiden Seiten der Talmündungen ihre Ausläufer nach Süden. Bei Daika sind wir wieder in dem jetzt staubtrocknen Ablauftal des Wadi el-Arisch, das nördlich von unserer Straße und am Ostfuß des Dschebel Helal in eine schmale Schlucht, Er-Raka, mündet. Von dieser aus geht das Tal weiter nach Magdaba, wo wir es auf der Fahrt nach El-Arisch sahen.

Wir berühren die Ausläufer des Dschebel Helal und kommen dann wieder auf offenes Gelände. In rasender Geschwindigkeit durchqueren wir die trostlos öde Wüste, und lange Wolken Flugsand, der in schmalen gelben Strichen die Straße überquert, bezeichnen unsre Spur. Einzelne schild- oder halbmondförmige Dünen sind offenbar auf der Wanderung nach Süden begriffen; nicht der kleinste Rasenfleck behindert ihre

Bewegungen; eine ist bis an die Straße vorgedrungen und streckt schon zwei Fühler über die Fahrbahn hin. Wir schneiden sie quer durch. Die Südabhänge der niedrigen Berge zur Rechten sind mit Flugsand bedeckt. Linkerhand sind die Berge unbedeutender und weiter entfernt. Der Dschebel Dschelek vor uns nimmt aber immer ansehnlichere Gestalt an.

5 Uhr 40 halten wir in Bir Hasana, wo uns eine Ehrenkompagnie empfängt. Der türkische Befehlshaber zeigt uns die Sehenswürdigkeiten des Ortes: zwei Süßwasser- und drei Salzwasserbrunnen, Motore und Sammelbecken zur Tränkung der Lasttiere, Telegraphenstation und



Ehrenkompagnie in Bir Hasana.

Hospital. Eines der Gebäude war kürzlich von Fliegerbomben beschädigt worden.

Nach kurzer Rast ging die Fahrt weiter auf Ismailia zu. Jetzt näherten wir uns den englischen Linien, und ich sah mit einiger Spannung den nächsten Augenblicken entgegen. Auf weite Strecken hin verläuft die Straße schnurgerade; nur ab und zu windet sie sich um Hügel herum. Abermals wurden die Schatten endlos lang; die Sonne senkte sich wieder zum Horizont.

Rechts bog jetzt eine Kamelstraße nach dem 20 Kilometer entfernten El-Hemme ab; sie ging von dort weiter nach Nordwesten bis zu einem Lagerplatz, wo Oberst Bischoff mit einem Regiment Hedschin, d. h. Reitern

auf schnellaufenden Dromedaren, auf Vorposten stand. Südlich von unserer Chaussee führte eine andere Straße über Kalaat Nachl nach Suës. So hatten die Türken drei Fühlhörner nach Westen ausgestreckt: das nördliche nach Port Said hin kannten wir schon von unsrer Fahrt über El-Arisch und Bir el-Mesar; auf dem mittleren, nach Ismailia gerichteten, befanden wir uns jetzt; das südliche war das soeben erwähnte nach Suës hin.

Der Oberst befahl nun dem Chauffeur, die Geschwindigkeit herabzusetzen, und bei der Talsperre von Birintschi Habra machten wir halt. Eine gewaltige Steinmauer zog sich hier quer über die Talfurche; in dem so gebildeten Becken können nach heftigen Winterregen mehrere hunderttausend Kubikmeter Wasser aufgestaut werden. Noch ein kleines Stück wagten wir uns vor; dann aber befahl der Oberst zu wenden. Hätte eine englische Hedschin-Patrouille jetzt aufgepaßt, dann hätte sie ein Auto mit einigen feindlich gesinnten Insassen erwischen können; denn wir mußten eben jetzt einen Radring auswechseln, der beim Wenden geplatzt war. Es zeigte sich aber nichts als ein einsamer Soldat, der nach Westen marschierte; er hatte sich offenbar verlaufen, und der Oberst zeigte ihm den richtigen Weg. Wir wünschten ihm viel Glück zum Nachtquartier in der Wüste in freundlicher Nachbarschaft der Schakale und Hyänen.

Im Westen brannte der Himmel noch immer glutrot. Dunstige Wolken schwebten über dem Kanal. In anderthalb Stunden hätten wir Ismailia erreichen können, wenn die Chaussee so weit fertig gewesen wäre und wir Lust gehabt hätten, uns den Engländern auszuliefern.

Nun zündet der Chauffeur die Lampen an, und ich werfe noch einen letzten Blick auf das Land Gosen. Über der schwarzbraunen Wüste stehen in der Ferne die grauen Umrisse von Bergketten. Über ihnen dunkelt das sternenübersäte Bahrtuch der Nacht. Am Horizont aber glüht noch ein gedämpfter Widerschein der erlöschenden Abendröte.

Der Wagen ratterte los. Es war noch ein gutes Stück bis Hasana. Und dann begann für mich wieder die lange Fahrt über Bir es-Seba nach Jerusalem und die noch längere Reise zurück in meine Heimat.



Eines der reichgeschmückten Dromedare der Mekka-Karawane.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Mekka-Karawane.

Auf der Rückreise von Jerusalem hielt ich mich noch einige Tage in Damaskus auf und hatte lange Unterredungen mit Dschemal Pascha. Am 2. September 1916 war ich Zeuge des Aufbruchs der großen Mekka-Karawane. Nach altem Brauch schickt der Sultan jedes Jahr kostbare Geschenke nach der heiligen Stadt. Mit Goldstickereien und Federn geschmückte Dromedare tragen die Kisten, die unter ihrer grünen Samtdecke die Geschenke des Sultans enthalten. Hohe geistliche Würdenträger nehmen an dieser Reise teil.

Seitdem die Hedschas-Eisenbahn bis Medina fertig ist, hat diese festliche Zeremonie etwas von ihrem malerischen Glanz verloren. Ehemals zog die Karawane den ganzen langen Weg durch Westarabien. Jetzt werden die heiligen Kamele aus Damaskus hinaus nur den zwei Kilometer langen Weg bis zum Hedschas-Bahnhof El-Kadem geführt. Reiter begleiten sie. Eine gewaltige Prozession folgt ihnen; die ganze

Stadt ist auf den Beinen. Die majestätische Haltung der Kamele und ihre philosophisch-ernsten Blicke scheinen anzudeuten, daß sie sich ihrer hohen Aufgabe voll bewußt sind.

Ich fuhr voraus, und Dschemal Pascha lud mich in sein großes Zelt, das auf dem freien Platz vor dem Bahnhof errichtet war. Alle Paschas und die hohe Geistlichkeit von Damaskus hatten sich dort versammelt. Nach zwei Stunden langte die Karawane an, und ein hoher, von Gold starrender Schrein, der sich auf dem Rücken eines königlichen Dromedars wiegte, wurde vor das Zelt gebracht.



Dschemal Pascha segnet den Aufbruch der Karawane.

Dschemal Pascha übergab im Namen des Sultans die Karawane den Händen, die sie nach Mekka leiten sollten, und segnete ihre Fahrt. Damit war die Feierlichkeit zu Ende. Die goldgefüllten, mit Samt bekleideten Truhen wurden von den Kamelen gehoben und auf die Hedschasbahn verladen, die sie zunächst nach Medina befördern sollte.

Und dann? Ja, das wußte man im Augenblick noch nicht. Die türkischen Truppen zwischen den beiden heiligen Städten zogen sich soeben nach Süden zurück, und Mekka war in der Gewalt des aufständigen Scherifs und seiner englischen Freunde! In Damaskus war man sehr gespannt, wie der diesmalige Aufbruch der Karawane verlaufen werde. Wußte die mohammedanische Bevölkerung schon, daß Mekka für die Anhänger des Propheten nicht mehr erreichbar war?

Kam es vielleicht zu einer Erhebung, zu der stürmischen Forderung, mitreisen zu dürfen, um endlich den heiligen Krieg gegen die Christen zu eröffnen, die es gewagt hatten, die Hand auf die Geburtsstadt des Propheten zu legen?

Nichts davon geschah! Alles blieb ruhig, obgleich die Gerüchte über den Verlust Mekkas die Stadt durcheilten. Orientalische Völker brauchen lange Zeit, um zu erwachen und sich zu besinnen. Die Aufruhrbewegung in Indien 1857 brauchte drei Jahre, ehe sie sich bis nach Damaskus verbreitete.

Es bleibt demnach abzuwarten, wie lange die Mohammedaner sich darein finden werden, daß ihre heiligste Stadt in fremder Gewalt ist. Hoffentlich erleidet Englands Orientpolitik auch in Mekka dieselbe Niederlage wie an den Dardanellen, bei Kut el-Amara und in Saloniki. Der Trumpf, den es durch den Besitz von Mekka in der Hand zu haben glaubt, ist vielleicht nur scheinbar. Einstweilen mag er auf die indischen Mohammedaner von einiger Wirkung sein. Im türkischen Asien kann er das völlig zerstörte Ansehen Englands nicht wieder herstellen. In der ablehnenden Antwort der Entente-Mächte auf das Friedensangebot Deutschlands und seiner Verbündeten sieht Dschemal Pascha nur eine verstärkte Bürgschaft dafür, daß Mekka dem türkischen Reich erhalten bleiben und die englische Brücke von Ägypten nach Indien dem baldigen Einsturz nahe ist.



Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.

Hedins Reise nach Jerusalem.



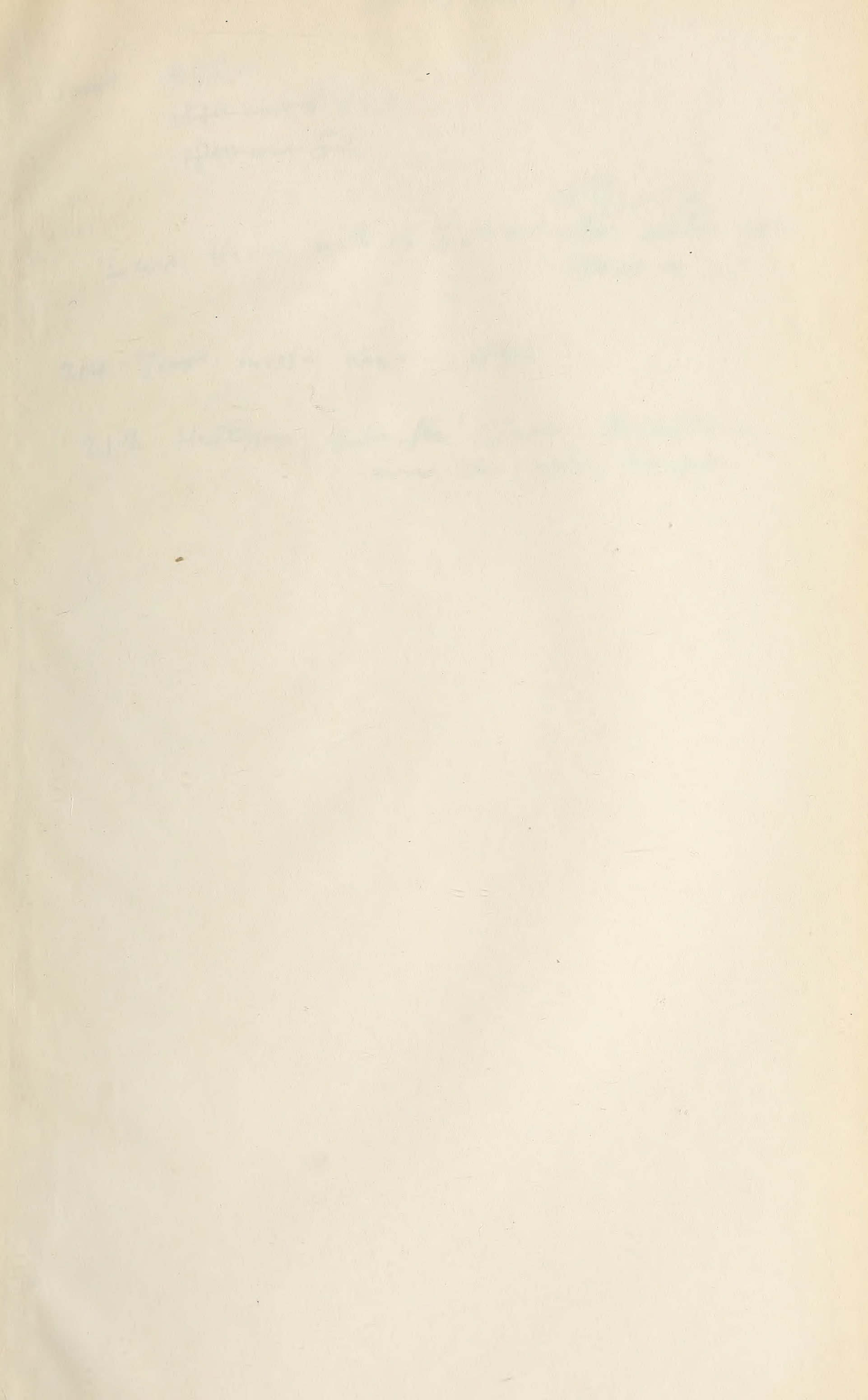
Maßstab 1:6000000 0 50 100 200 300 Kilometer

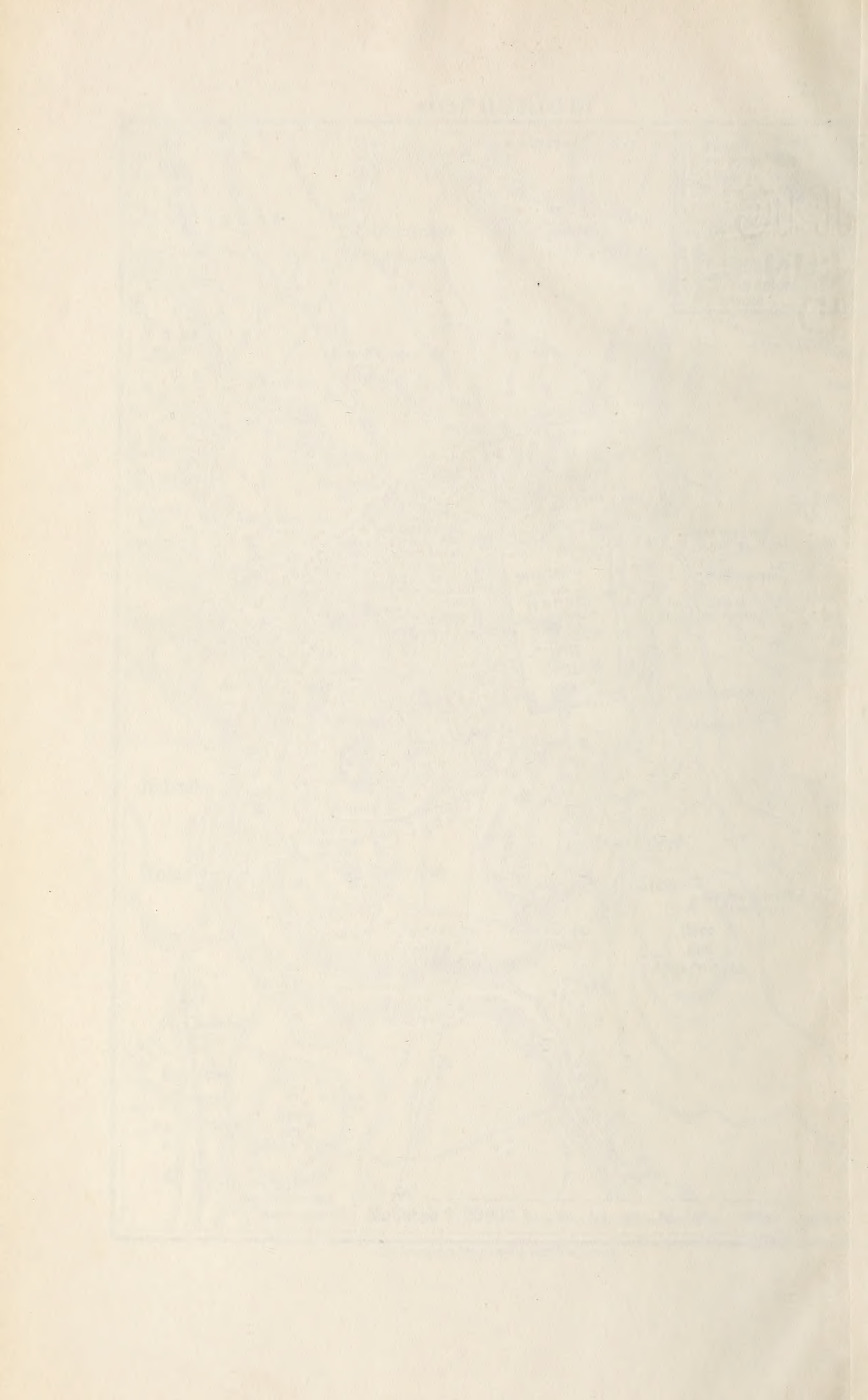
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt in Leipzig

Jerusalem



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt in Leipzig





210 917 220/21 große Lewis 1897 = 15
Ich das Studio! 1916 1917 = 35 Larsson

Joseph 1855 –
~~1870 nach ?~~ USA
~~1890 nach J?~~

Lars kam mit 15 Jahren! ~~also~~ 1896 − 15 = 81 geboren 1881
1916 ist er 35!

214 Joseph Larsson kam 1896

212 Hellgum, gehaufte Jude Amerikaner,
einer der ersten Gruppe

